



Gallerie historischer Gemählde

aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch
für jeden Tag des Jahres.

Von
Samuel Baur,
Prediger in Göttingen bey Ulm.

Dritter Theil.
Julius bis September.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau,
1 8 0 4.

Inhalt.

Julius.

1. Ludwig, Freiherr von Holberg.
2. Johann Jakob Rousseau.
3. Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.
4. Samuel Richardson.
5. Tobern Olof Bergmann.
6. Georg August Elliot, Lord Heathfield.
7. Alexei Petrowitsch.
8. Heinrich Friedrich Delius.
9. Alexis Piron
10. Friedrich Just Riedel.
11. Emmerich Joseph, Churfürst von Maynz.
12. Johann Joachim Quanz.
13. Johann Christoph Gatterer.
14. Giedeon Ernst, Freiherr von Laudon.
15. Isaak Iselin.
16. Marie Anne Charlotte Corday.
17. Johann Georg Darius.
18. Christian Bernhard Rode.
19. Johann Jakob Bodmer.
20. Aloysius Ferdinand, Graf von Marsigli.

21. Johann Friedrich Jugler.
22. Josiah Wedgwood.
23. Karl Wilhelm Scheele.
24. Ignaz, Edler von Born.
25. Johann August Ephraim Götze.
26. Johann Heinrich Christian von Selchow.
27. Maximilian Robespierre.
28. Johann Sebastian Bach.
29. Peter Wilhelm Hensler.
30. Jakob Friedrich Feddersen.
31. Friedrich Aloysius, Reichsgraf von Brühl.

A u g u s t.

1. Ludwig Karl Anton Desaix.
2. Philipp Julius Lieberkühn.
3. Johann Matthias Geßner.
4. Johann August Ernesti.
5. Joseph Anton Steph. von Riegger.
6. Franz von Salignac de la Mothe-Fenelon.
7. Ludwig, Herzog von Orleans.
8. Ludwig Franz Armand, Herzog von Richelieu.
9. Jakob Paul, Freiherr von Gundling.
10. Johann Konrad Dippel.
11. Dennis Rolle.
12. Konrad Eckhof.
13. Heinrich, Graf von Brühl.
14. Peter, Graf von Hohenthal.
15. Ulysses von Salis-Marschlins.

16. Honore' Gabr. Victor Riquetti, Graf von Mirabeau.
17. Friedrich der Große.
18. Cajetan Filangieri.
19. Johann Benjamin Koppe.
20. Martin Gerbert.
21. Anna Dacier.
22. Heinrich der Achte, Fürstbischof zu Fulda.
23. Dagobert Sigmund, Graf von Wurmser.
24. Ewald Christian von Kleist.
25. Karl Friedrich Bahrdt.
26. Christoph Christian Sturm.
27. Johann Adam, Freiherr von Ikstadt.
28. Johann Christian Blum.
29. Johann Locke.
30. Frobenius Forster.
31. Thomas Philipp, Freiherr von der Hagen.

September.

1. Johann Nikolaus von Hontheim.
2. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem.
3. Friedrich Wilhelm Gotter.
4. Daniel Nettelbladt.
5. Ludwig der Vierzehnte.
6. Robert Walpole, Graf von Orford.
7. Hans Karl von Winterfeld.
8. Gottlieb August Maximilian, Freiherr von Strauß.
9. Christoph von Schmidt, genannt Phiseldeck.
10. Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe.

11. Johann Bernhard Basedow.
12. Johann Peter Claris von Florian.
13. Annas Claud. Phil. de Tubierre Grimoard, de Pestel, de Levi, Graf de Caylus.
14. Claudius Humbert Piaron von Chamousset.
15. Johann Jakob Breitinger.
16. Franz Ludwig, Fürstbischof zu Bamberg u. Würzburg.
17. Gottlieb Wilhelm Rabener.
18. August Gottlieb Spangenberg.
19. Lazarus Hoche.
20. Franz Serrao.
21. Sir Richard Steele.
22. Phil. Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield.
23. Christian Thomasius.
24. Leopold Joseph Maria, Graf von Daun.
25. Johann Heinrich Lambert.
26. Johann Fothergill.
27. Anton Friedrich Büsching.
28. Johann Baptist Massillon.
29. Michael Denis.
30. Johann Benjamin Michaelis.



Gallerie
historischer Gemählde.

Dritter Theil.

Julius — September.

Der erste Julius.

Geb. Ludwig, Freiherr von Holberg.

Professor der Geschichte in Kopenhagen.

Selten ist ein ödes rauhes Klima fruchtbar an großen Genies. Künste und Wissenschaften werden nur langsam da ausgebreitet, wo Mangel und Sorge für die Bedürfnisse des Lebens den Geist niederdrückt. Dieß ist das Schicksal Norwegens, und gerade an diesem unfreundlichen Himmel glänzte Holbergs Genie als ein Meteor, das seinen Schimmer bis zu den entferntesten und kultivirtesten Nationen verbreitete.

Er wurde 1685 zu Bergen geboren. Sein Vater, den er schon im ersten Lebensjahre verlohr, hatte sich vom Soldaten bis zur Würde eines Obersten geschwungen. Der Nachlaß desselben war ansehnlich genug die Witwe und ihre zahlreiche Familie zu ernähren; in einer unglücklichen Feuersbrunst ward aber der größte Theil ihres Vermögens ein Raub der Flammen. Als der junge Holberg im 10ten Jahre war, starb seine Mutter, und bald nachher erhielt er eine Korporalsstelle bei einem norwegischen Regimente. Nach einiger Zeit quittirte

er den Dienst, weil er mehr Neigung zu den Wissenschaften hatte, besuchte die öffentliche Schule in Bergen, und gieng dann nach Kopenhagen, wo er sich der Theologie widmete. Seine Armuth nöthigte ihn aber bald, wieder nach Norwegen zurück zu kehren, wo ihn ein Landprediger unter der Bedingung zu sich nahm, daß er seine Kinder unterrichten, und zuweilen für ihn predigen sollte. Zum großen Leidwesen der Bauern, die er durch seine Beredsamkeit gerührt hatte, bekam er in kurzer Zeit den Abschied. Er endigte nun seinen theologischen Kursus in Kopenhagen, und wurde dann Informator beim Koadjutor des Bischofs von Norwegen.

Die Lust, fremde Länder zu sehen, bewog ihn, seine geringe Habe in Geld zu verwandeln, und eine Reise nach Holland zu unternehmen. Bald war seine Baarschaft zu Ende, kümmerlich nährte er sich von Almosen und Musik, und kam endlich wieder ins Vaterland zurück, wo er durch Unterricht im Französischen seinen nothdürftigen Unterhalt gewann. Da aber diese Quelle nach einiger Zeit versiegte, so reiste er nach England, besah in London alle Merkwürdigkeiten, die sich umsonst anbieten, und gieng dann nach Oxford, wo er sich zwei Jahre lang vom Unterricht in der Musik und in Sprachen nährte. Jetzt kehrte er wieder ins Vaterland zurück, und suchte in Kopenhagen durch öffentliche Vorlesungen etwas zu verdienen; aber ein lauter Beifall war seine ganze Belohnung. Dieß verbesserte natürlich seine Umstände so wenig, daß er froh war, als ihm der Staatsrath W i n d i n g auftrug, seinen Sohn

auf Reisen zu führen. Der junge Winding blieb in Dresden und Holbergs Versorgung hatte wieder ein Ende. Er besuchte einige Zeit in Leipzig die Vorlesungen, kehrte im strengsten Winter nach Kopenhagen zurück, und ward wieder Hofmeister.

Eine ausserordentliche Professur an der Kopenhager *Universität*, die er im Jahr 1714 erhielt, *brachte* ihm mehr Ruhm als Unterhalt, weil er erst *auf* den Tod eines der Professoren warten mußte, und diese waren noch alle bei dauerhafter Gesundheit. Glücklicherweise erhielt er auf 4 Jahre ein Stipendium, das jährlich etwa 100 Reichsthaler eintrug, und wofür man nach dem Willen des Stifters einige Akademieen besuchen mußte. Holberg machte sich geschwind reisefertig und eilte nach Paris, wo er alle Zeit blos dem Studiren widmete. Nach anderthalb Jahren verließ er die Hauptstadt Frankreichs, reiste zu Fuß nach *Italien*, und empfand die bitterste Armuth, da er lange Zeit am Fieber darnieder lag. Bei allen Leiden, die ihn drückten, verließ ihn doch seine heiße Wißbegierde niemals, und oft saß er, mit dem Buche in der einen und dem Löffel in der andern Hand, vor dem Kamin, um sich zu unterrichten und zugleich seine Suppe zu kochen. Erst in Amsterdam verließ ihn sein Fieber, und als er endlich wieder in Kopenhagen an*langte*, genoß er der vollkommensten Leibesstärke und *Gesund*heit. Noch zwei Jahre mußte er sich kümmer*lich behelfen*; dann gieng endlich sein Glücksstern auf. Er erh*ielt* als Lehrer der Metaphysik einen ordentlichen Gehalt, wurde dann Beisitzer im Consistorium, bekam einen größern Rang und mehr Einkommen.

Bisher hatte Holberg seine Zeit auf Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte und Sprachen verwendet, und einige Schriften herausgegeben, die seinen Kenntnissen Ehre machten. Von seiner Einleitung in das Natur- und Völkerrecht, die er in dänischer Sprache schrieb, wurden verschiedene starke Auflagen in kurzer Zeit vergriffen. Den Beifall, den man einigen historischen Werken aus seiner Feder geschenkt hatte, ermunterte ihn, eine Geschichte der dänischen Nation zu schreiben. In 6 Jahren war das Werk vollendet, in 3 Quartbänden gedruckt, und bis jetzt hat nur Suhm ihm die erste Stelle streitig gemacht. Bald nachher schrieb er eine sehr vollständige Kirchengeschichte, in 2 Quartbänden. Da er die Schicksale der Religion vom Ursprunge des Christenthums bis auf die Reformation unpartheiisch und in einer leichten, gefälligen Schreibart vortrug, so wurde das Buch von Gelehrten und Ungelehrten mit Beifall gelesen. Ohne auf seinen errungenen Lorbeern zu ruhen, fuhr er unermüdet fort, zum Nutzen und Vergnügen seines Vaterlandes zu arbeiten. Er schrieb vergleichende Lebensbeschreibungen, eine musterhafte Topographie von Bergen, eine überaus nützliche Beschreibung von Dännemark und Norwegen, und eine Historia universalis, die als Lehrbuch für die Jugend sehr brauchbar war. Selbst das Ausland bewunderte die Talente des nordischen Genies, und las seine Werke mit Beifall in mannigfaltigen Uebersetzungen.

Die schöne Literatur des Nordens beginnt eine neue Epoche von der Zeit, da Holberg sie bearbei-

tete. Er schrieb für die Bühne, und von dem unumschränkten Beifall seiner Nation aufgemuntert, brachte sein unerschöpfliches Genie in wenig Jahren 25 Schauspiele zu Stande, die auf dem dänischen Theater noch jetzt in Achtung, und auch auf unsern Bühnen nicht unbekannt geblieben sind. Sein Gedicht, Metamorphosis betitelt, erhielt den Beifall aller Kenner, und Klimms unterirdische Reise, eine Allegorie in Lucians und Swifts Manier, erlangte die ausgebreitetste Celebrität, denn dieses Werk wurde in 7 verschiedenen Sprachen gedruckt. Noch immer ist es, in der Hülle des guten Lateins, eine angenehme Lektüre. In seinen moralischen Werken und Briefen zeigt Holberg eine ausgebreitete Belesenheit, und spricht über viele Gegenstände. Möchte er sich nur bestimmter ausgedrückt und seine Materie mehr durchdacht haben. Und möchten seine Fabeln nie geschrieben worden seyn. Seine lateinischen Episteln hingegen sind voller Laune, gewähren eine ergötzliche Lektüre, und sind unter allen seinen Werken im besten Latein geschrieben. Er versuchte auch Epigramme, aber hier steht er dem Martial und Owen weit nach.

Reichthum, Ehre und Ansehen begleiteten ihn nun durch sein ganzes Leben. Da er mäßig lebte und ein guter Oekonom war, so erübrigte er vieles von seinem Gehalte, und verdiente noch mehr durch gelehrte Arbeiten, die er alle selbst verlegte. Dadurch vermehrte sich sein Vermögen bis auf 100,000 Reichsthaler, welches er fast ganz der Ritterakademie zu Soroe schenkte, daß junge, unbemittelte Edelleute von den Zinsen des Kapitals erzogen würden. Zur Belohnung erhob ihn der König

im Jahr 1747 in den Freiherrnstand; aber er genoß diese Ehre nur noch wenige Jahre, denn am 27sten Jan. 1754 starb er in einem Alter von 71 Jahren. Von seinem Nachlaß bestimmte er ein Kapital von 16000 Reichsthalern zur Ausstattung junger unbemittelter Frauenzimmer in Kopenhagen. Er selbst war nie verheurathet gewesen.

Holberg war cholerischen Temperaments, und besaß fast alle mit dieser Gemüthsart verbundenen guten und schlimmen Eigenschaften. Von Natur war er munter, aufgeweckt, hatte viel Laune, und liebte den Scherz. So findet man ihn in allen seinen Schriften, wo es der Inhalt erlaubt; im Umgange aber war er zurückhaltend. Die Krankheit des Leibes wirkte auf seinen Geist und machte ihn bei herannahendem Alter furchtsam, unentschlossen, verdrießlich und mißtrauisch, und gegen seine ehemaligen liebsten Vergnügungen, z. B. die Musik, kalt. Zu langen und anhaltenden Untersuchungen war er nicht aufgelegt, wovon seine historischen Arbeiten den Beweis liefern; ein Mangel, den er reichlich durch den angenehmen Ausdruck ersetzt, durch die eingestreuten muntern Betrachtungen, durch die sinnreichen Zusammenstellungen, die große Deutlichkeit, die treffenden Gleichnisse, die kühnen und bittern Wahrheiten, die allerwärts in seinen historischen, so wie in seinen philosophischen Werken vorkommen. Ueberhaupt gebührt ihm das große Verdienst, die Neigung, Bücher in der Landessprache zu lesen, in seinem Vaterlande geweckt, und dadurch die Lust zum Schreiben und Denken angezündet und verbreitet zu haben.

Der zweite Julius.

Gest. Johann Jakob Rousseau.

Bürger von Genf.

Johann Jakob Rousseau gehört unter die großen Männer, die der Natur so selten gelingen. Er hat an Außerordentlichkeit jeden seiner Zeitgenossen, und vielleicht auch die meisten Menschen übertroffen, welche vor ihm gelebt haben. Geboren war er am 28sten Jun. 1712 zu Genf, wo sein Vater ein Uhrmacher war, der die Lektüre sehr liebte. Tacitus, Plutarch und Grotius lagen oft zwischen den Instrumenten seines Handwerks in der Werkstätte. Der junge Rousseau las sehr viel; im achten Jahre wußte er den Plutarch auswendig, und im 12ten hatte er schon die meisten Romane durchlaufen. Man that ihn zu einem Graveur in die Lehre, eine Kunst, die seinen Anlagen und Neigungen entsprach. Aber die despotische Härte und Rauhigkeit seines Herrn verleidete ihm die Kunst, er entlief, irrte in dem benachbarten Savoyen herum, und änderte aus Dürf-

tigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloster, aus dem er nach einiger Zeit entsprang, und nach manchen Abentheuern kam er endlich, durch die Empfehlung eines savoyischen Landpredigers, zu einer Frau von Warems in Annecy, die ihn zu sich nahm, in Wissenschaften und der Musik unterrichten ließ, und wie ihren Sohn liebte.

In seinem 20sten Jahre gieng Rousseau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch seine Kenntnisse in der Musik sich zu nähren. In Besançon sang er mit Beifall in einigen Koncerten; man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. Inzwischen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Musik Unterricht, und gieng dann seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich, er gieng zu seiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, da er die Stelle eines Sekretairs bei dem französischen Gesandten in Venedig erhielt. Nach 18 Monaten trennte er sich von demselben, gieng nach Paris, gewann seinen Unterhalt durch Notenabschreiben, und legte sich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Er bekam um diese Zeit einen starken Anfall von Steinschmerzen, und von der Zeit an war er immer, mehr oder weniger, mit dieser fürchterlichen Krankheit geplagt.

Die Akademie zu Dijon hatte im Jahre 1750 einen Preis auf die Beantwortung der Frage gesetzt: ob die Wiederherstellung der Künste und Wis-

senschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? Ohne sonderbar seyn zu wollen, schrieb Rousseau auf diese Frage eine sonderbare Antwort, welche den Preis erhielt. Mit aller Macht der Beredsamkeit schrieb er gegen die Rednerkunst; mit der Fackel der Wahrheit beleuchtete er dieß Kenntnisse täuschende Blendwerk. Da sich Rousseau gegen die Wissenschaften erklärt hatte, so erschienen bald eine Menge Widerlegungen. In seiner Vorrede zum Narcisse (einem Lustspiele, das er einige Jahre hernach herausgab) zeigte er, wie man ihn ganz mißverstanden habe. Er brachte nun auch seinen Devin du village auf's Theater, eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst komponirt hatte. Das Stück fand allgemeinen Beifall, der Verfasser wurde von der französischen Nation angebetet — aber da er 1753 seinen berühmten Brief über die französische Musik herausgab, worinn er die Unvollkommenheiten derselben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Es erschienen in kurzer Zeit neue Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuosen, welche die Feder nicht führen konnten, legten sich aufs Schimpfen, schmiedeten Pasquille und Chansons auf ihn, und ließen ehrenrührige Kupferstiche auf ihn verfertigen. Man hieng seinen Brief als eine erbeutete Siegesfahne auf dem Theater auf, und es wurden sogar Leute bestellt, die den Verfasser ermorden sollten.

Rousseau entfloh nach Genf. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein dasiges Bürgerrecht verloren. Jetzt aber nahm er öffentlich die refor-

mirte Religion wieder an, und wurde in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reiste er nach Savoyen, und hielt sich einige Zeit in Chambery auf. In dieser Stadt schrieb er seine Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Den wilden und den gesitteten Menschen hielt er gegen einander; Mein und Dein, Eigenthum, Reichthum, daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er als Quelle tausendfachen Elends, und voll Eckels vor dem gleissenden Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er seinen Brüdern zu: kommt in die Wälder, und werdet Menschen!

Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. In dieser glücklichen Einsamkeit schrieb er die unsterblichen Werke, die neue Heloise, den Gesellschaftsvertrag, und seinen Emil, durch die er so mächtig auf sein Zeitalter gewirkt hat. Aber schrecklich war das Schicksal des Verfassers dieser Werke, die so viel Paradoxien enthielten, und mit der feurigsten Beredsamkeit vortrugen. Kaum hatte der Emil die Presse verlassen, als er schon am 10. Jun. 1762 in Paris durch den Scharfrichter verbrannt, und Rousseau, als Verfasser zur Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Sogleich ließ der Magistrat in Genf das einzige Exemplar, das sich in der Stadt fand, auch durch den Henker ver-

brennen, und ebenfalls den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen.

Rousseau erfuhr zu Montmorency das Schicksal seines Buchs, und dasjenige, womit er selber bedroht ward. Er flüchtete sich nach Yverdon im Bernergebiete, und von da nach Moitiers-Travers, einem kleinen Dorfe in den Gebirgen der Grafschaft Neufchatel, aber auch da konnte er nicht lange in Ruhe bleiben. Ueberall von der Bigotterie verfolgt, kam er zu Humen nach England, und beschäftigte sich mit der Kräuterkunde. Mit diesem gerieth er auch in Streit, und kam 1767 wieder nach Paris, wo er sich, wie zuvor, von Notenabschreiben nährte. Dabei hatte er sich aber die Taxe, vier Stüber für eine Quartseite, und sechs für eine Folioseite gesetzt. Und diese hielt er so gewissenhaft, daß er alles zurück gab, was ihm darüber bezahlt wurde. Er ließ 1768 sein musikalisches Lexikon drucken, und bald darauf erschien sein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Auch für mehrere Romanzen und Lieder setzte er schöne, einfache und rührende Melodien.

Je älter Rousseau wurde, desto mehr wuchs sein Menschenscheu und sein grämliches Wesen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig die Annäherung seiner letzten Stunde erwarten könnte. Sein Wunsch ward ihm gewährt. Er wählte im May 1778 zu seinem Aufenthalt das Landgut des Marquis von Girardin, zu Ermenonville, 9 Stun-

den von Paris. Aber kaum hatte er sich einige Wochen daselbst aufgehalten, als er am Morgen des 2ten Jul. 1778, nachdem er von einem Spaziergange zurück gekommen war, ohnmächtig niedersank, und bald darauf seinen Geist aufgab. Seit dem Jahre 1745 war Therese le Vasseur seine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken, andere Vorzüge besaß sie nicht. Um sie für ihre Treue zu belohnen, heurathete er sie im Jahr 1768. Schon 1748 hatte sie ihm das erste Kind geboren, welches er, wie seine darauf folgenden Kinder — ins Findelhaus schickte.

Rousseau hatte eine Figur, die in dem ersten Augenblicke, wenn man ihn sah, nicht auffiel, die man aber nie wieder vergessen konnte, wenn man ihn einmal sprechen gesehen. Seine kleinen Augen hatten dem Anschein nach keinen eigenen Ausdruck, aber in eben diesen Augen mahlte sich stufenweise seine ganze Seele. Seine Augenbraunen ragten stark vor, gleichsam um seine wilde Ungeselligkeit zu unterstützen, und ihm den Anblick der Menschen zu ersparen. Beinahe immer gieng er mit gesenktem Kopf, aber dieser Kopf war weder durch Schmeichelei, noch durch Furcht gebrochen; tiefes Nachdenken und Melancholie hatten ihn gebeugt. So lang er schwieg, hatte seine Physiognomie wenig Ausdruck, erst dann, wenn er an der Unterhaltung Theil nahm, mahlten sich seine Gedanken und Leidenschaften auf seinem Gesichte, und zogen sich wieder in die Tiefe seiner Seele zurück, sobald er aufhörte zu reden. Seine Züge hatten nichts Auffallendes, aber sobald er sprach, waren sie lau-

ter Feuer. Sein Geist war langsam, aber sein Empfindungsvermögen schnell und heftig, seine Seele glühend. Nachdenken und Reflexion verstärkten bei ihm die Empfindungen zu einem solchen Grade, daß ein Wort, eine Bewegung, die ihm mißfiel, nachdem er sie zum achttägigen Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hatte, oft die Veranlassung zu einem Zwiste gab. Seine außerordentliche Imagination und sein Scharfsinn in Gegenständen des Nachdenkens mußten ihn oft schwindelnd machen, und er wäre vielleicht glücklich geworden, wenn er immer auf dem Lande, in dem Umgange weniger eingeschränkter Köpfe gelebt hätte. Er war für den Umgang der Natur geboren; jeder andere ward ihm bald zur Last: denken und träumen war sein höchstes Glück. Wer Rousseau ganz kennen lernen will, der lese seine Geständnisse, wo er als der in seiner Art einzige Mann erscheint.

Der dritte Julius.

Gest. Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg

Königl. Preußischer Generalfeldmarschall.

Einer der vorzüglichsten und glücklichsten deutschen Feldherren, den der thatenreiche siebenjährige Krieg mit unvergänglichen Lorbeern krönte. Er war am 11ten Jan. 1721 geboren, ein Sohn des regierenden Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg, und Antoinettens Amaliens, einer gebornen Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel. Von seinen ersten Jahren an zur Thätigkeit gewöhnt und dem Militairdienste geneigt, trat er schon früh in die Kriegsdienste seines Bruders, des damals regierenden Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg, und wurde darauf schon 1735 Johanniter-Ritter-Ordens-Komthur auf Lißen, Supplingenburg und Nemerow. Nach damaliger Verfahrungsart ward der Prinz zu der Kriegswissenschaft durch die Kriegsbaukunst geführt, oder

diese war vielmehr der einzige Theil, den man ihn von der erstern lehrte.

Sobald Friedrich der Große im Jahr 1740 den preußischen Thron bestiegen hatte, so berief er Ferdinanden zu sich, und übergab ihm sogleich ein Regiment; das aber sein Bruder, der regierende Herzog von Braunschweig anwerben mußte. Er begleitete den König im Jahr 1743 nach dem Aachner-Bade, und besah mit ihm die kaiserliche Armee unter Aufführung des Grafen von Seckendorf, bei Wemdingen in Franken. Auch in den folgenden Jahren war er Friedrichs gewöhnlicher Reisegefährte, zeigte 1745 seine Tapferkeit in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soor, und wurde bald darauf General-Lieutenant.

Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges 1756 theilte Friedrich seine Armee in drei Kolonnen; die erste führte der König selbst von Magdeburg aus, längs der Elbe herunter; die zweite der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern, und die dritte Ferdinand. Diese nahm ihren Marsch über Halle nach Leipzig. Ferdinand half die sächsische Armee bei Pirna einschließen, und drang darauf mit einem starken Korps bei Peterswalde in Böhmen ein, um die Oesterreicher zu verhindern, die Gränzpässe zu besetzen; am 18ten Oktober zeichnete er sich in der Schlacht bei Lowositz ruhmvoll aus. Nach diesem Treffen ergab sich die sächsische Armee der preußischen, und die Truppen zogen Kordons längs der böhmischen Gränze. Ferdinands Fußvölker bezogen die Winterquar-

tiere bei Zwickau, er selbst aber gieng mit dem preußischen Monarchen nach Dresden und dann nach Berlin. Schon im April des folgenden Jahres 1757 war alles marschfertig, und die Preußen giengen in 4 Kolonnen auf Prag zu, wo es am 6ten May zu einer blutigen Schlacht kam, in der sich Ferdinand besonders dadurch auszeichnete, daß er den österreichischen linken Flügel in der Flanke angriff, und dadurch den glücklichen Ausgang auf preußischer Seite beförderte. In der Schlacht bei Kollin that er Wunder, und führte die Infanterie, die unter seinen Befehlen stand, siebenmal gegen die österreichischen Grenadiere an, welche eine Anhöhe vertheidigten. Sein Heldenruhm war nun bereits gegründet, aber noch strahlender war sein Ruhm, da er gegen das Ende dieses Jahres das Oberkommando über die alliirte Armee in Westphalen übernahm. Auf diesem wichtigen Standpunkte, in einem freien Wirkungskreise zeigte er sich nun als ein Mann von Selbstständigkeit und großen militairischen Eigenschaften.

Ferdinand trat jetzt an die Spitze eines Heers, dessen Muth durch eine schimpfliche Konvention niedergeschlagen, und das von allen Kriegsbedürfnissen entblößt war. Was gewöhnlich die Reichsarmeen so unwirksam macht, das war auch der Fall bei seinem Heere: nemlich abweichender Gemeingeist der verschiedenen Truppen, getheiltes Interesse ihrer Herren, und unbändige Jalousie ihrer Generale. Doch Ferdinand begegnete diesen Hindernissen mit Muth und Klugheit, und bald genug zeigten sich die

die Spuren seiner Gegenwart. „Wollt ihr mir folgen, Kinder, wohin ich euch führe?“ fragte er die Armee. Es erschallte ein lautes: Ja, wir wollen! und nun trieb er bald die Franzosen schaarenweise vor sich her, nahm Bremen und Hannover wieder ein, eroberte Minden, nahm die Besatzung gefangen, folgte den Feinden nach Westphalen, gieng im Junius 1758 über den Rhein, und lieferte bald die berühmte Schlacht bei Creweldt, in der die Franzosen 2546 Todte, und 1421 Verwundete hatten. Auch im Schlachtgetümmel verleugnete der gute Ferdinand die Gefühle der Menschlichkeit nicht, und die Greuel der Verheerung wirkten stärker auf sein zärtliches Herz, als der Ruhm des Siegers. Wie man ihm nach der Schlacht, da er die Wahlstatt besah, Glück wünschte, rief er: „O gratulirt mir nicht zum Siege, sondern betrachtet dies mit Leichen bedeckte Schlachtfeld. Es ist nun das zehente mal, daß ich einem solchen Spektakel beiwohne, und Gott gebe, daß es das letzte mal seyn möge!“ Der Ruhm seiner Thaten erschallte nun durch alle Länder: das Parlament von Irland gestand ihm eine Pension von 200 Pf. Sterl. auf Lebenszeit zu, und das von England 14000 Pf. Sterl. zum Unterhalt seiner Tafel und seines Stalles; der König in Preußen aber erhob ihn zum Generalfeldmarschall.

Der Feldzug der Alliirten im Jahr 1759 wurde mit abwechselndem Glück geführt. Ferdinand konnte Frankfurt den Franzosen nicht wieder entwinden, er befand sich bis kurz vor der Schlacht

bei Minden in einer sehr gefährlichen Stellung, und der französische Feldmarschall Contades verfuhr mit vieler Einsicht. Als er aber den Herzog bis an die Weser zurückgetrieben hatte, verwirrte ihn die Menge der Gegenstände, und Ferdinand manövrirte mit solcher Kunst, daß der französische Feldherr sich in einen Sack verkroch, aus welchem er nicht anders, als durch eine Schlacht herauskommen konnte, die er ganz gegen seinen Vortheil liefern mußte. Ferdinand erfocht am 1sten Aug. bei Minden einen glorreichen Sieg über Contades, bei dem Kriegskunst und Tapferkeit wetteiferten. Noch größer würden die Folgen dieses Sieges gewesen seyn, wenn der Herzog gegen das Ende des Feldzuges nicht genöthigt gewesen wäre, einen Theil seiner Armee dem Könige von Preussen zu Hülfe zu senden. Er mußte im folgenden Jahre den Feinden mehrere Vortheile zugestehen, unternahm aber doch eine glückliche Winterexpedition gegen den Main zu, um das Verlorne wieder gut zu machen.

Glücklicher für die gute Sache, und höchst ehrenvoll für den Feldherrn, der sich als einen der größten Meister in der Kriegskunst bewies, war der Feldzug des Jahres 1761. Er schlug am 15ten Februar die Sachsen bei Langensalz; allein Ziegenhain und Cassel suchte er vergebens wieder zu erobern, und litt am 21sten März einen beträchtlichen Verlust bei Grünberg. Die Ueberlegenheit der die Allirten nun angreifenden beiden großen Heere unter Broglio und Soubise ver-

schaffte dem Herzog Gelegenheit, seine große Kriegskunst zu zeigen. Er schlug den Feind, trieb ihn in einem zweitägigen Gefechte bei Vellinghausen zurück, und kam Broglio durch einen vortrefflichen Zug nach Hameln zuvor; aber einen Einbruch über den Harz und die Eroberung von Wolfenbüttel konnte er nicht verhindern. Auch der letzte Feldzug 1762 war im Ganzen glücklich, und die überlegene französische Armee unter Etrees und Soubise wurde am 29sten Jun. von Ferdinand bei Grebenstein oder Wilhelmsthal geschlagen. Einen einsichtsvollen Gehülfen bei allen seinen Unternehmungen hatte der deutsche Feldherr an seinem geheimen Sekretair Westphalen, von dem er selber rühmte: „Er war mein rastloser Mitarbeiter; ich focht, und er schrieb nieder, wie ich gefochten hatte. Ich strebte ihm die Feinde vom Leibe zu halten, und er sorgte, damit es mir nie an Mitteln fehlte, mit Nachdruck widerstehen, und meinen Entzweck erreichen zu können." Ferdinand war zum Handeln, aber nicht zum Schreiben gemacht. Ob er gleich die deutsche Literatur liebte, so war doch sein deutscher Styl nicht schön: im Französischen drückte er sich etwas besser aus, dem Englischen aber hatte er nie Geschmack abgewinnen können. Daher war Westphalen seine rechte Hand, der die Ideen des Helden auf ein Wort faßte.

Nachdem Ferdinand 1766 vom Schauplatze abgetreten war, so brachte er die 25 letzten Jahre seines Lebens — theils in Braunschweig, theils auf seinem Landschlosse zu Vechelde — in wei-

ser Ruhe zu, und bezeichnete seine Tage mit Werken der Menschenliebe. Er ernährte Arme, Wittwen und Waisen, unterstützte hülfsbedürftige Offiziere, Gelehrte, sorgte für Schulen, Krankenhäuser rc. Er gab jeden Monat wenigstens 300 Personen Almosen, und zwar nach der Verschiedenheit ihrer Stände und Umstände bestimmte er jedem seinen Theil. Eine nicht geringe Anzahl von Jünglingen, die sich dem Studiren widmeten, unterhielt er auf dem Karolinum zu Braunschweig, und viele 100 Studirende zu Helmstädt, Halle und Göttingen genossen seinen Beistand. Verdienste aller Art wußte er zu schätzen, hervorzuziehen und zu belohnen. In dieser edlen Wirksamkeit, und als Freimaurer bis an sein Ende geschäftig, starb er 1792 in einem Alter von 71 Jahren. Aus Besorgniß, lebendig begraben zu werden, hatte er sich einen Sarg machen lassen, in welchem ein Fenster und eine Luftröhre angebracht war; auch mußte ein Schlüssel in den Sarg gelegt werden, um inwendig aufschließen zu können.

Der vierte Julius.

Gest. Samuel Richardson.

Buchhändler in London.

Richardson, den man mit so viel Recht den großen Meister des menschlichen Herzens, den Shakspeare unter den Romandichtern genannt hat, stammte aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Surry. Sein Vater war Anfangs ein Kästchenmacher, und nachher ein ansehnlicher Mahagonyhändler in London. Politische Händel nöthigten ihn, diese Stadt zu verlassen, und sich nach Derbyshire zu begeben, wo Samuel 1689 geboren wurde. Dieser besuchte in seiner Jugend eine lateinische Privatschule, brachte es aber in den gelehrten Sprachen nicht sehr weit. Indessen las er schon damals sehr gern, und in seinem 17ten Jahre wählte er die Profession eines Buchdruckers, aus keinem andern Grunde, als weil er glaubte, daß er dann die beste Gelegenheit haben würde, seine Neigung zum Lesen zu befriedigen. Aber sein Lehrherr war ein äußerst genauer und strenger Mann, der über jeden Augenblick murrte, den der Jüngling nicht zu seinem

eigenen Vortheil anwandte. Dieser sah sich genöthigt, seine Wißbegierde zu befriedigen, einen guten Theil seiner Schlaf- und Erholungsstunden aufzuopfern. Dabei war er so gewissenhaft, daß er, um seinen Herrn nicht im mindesten darunter leiden zu lassen, alle Lichter, die er verbrannte, für sein eignes Geld kaufte.

Die Lehrjahre waren vorüber, und Richardson kam als Aufseher und Korrektor in eine neue Buchdruckerei. Fünf oder sechs Jahre hatte er hier zugebracht, als er im Jahr 1715 in London eine eigene Buchdruckerei etablirte, die in Kurzem für ihn eine reiche Erwerbsquelle wurde. Er druckte eine Zeit lang verschiedene periodische Schriften, und ein sehr voluminöses Werk, nemlich das Tagebuch des Unterhauses in 26 Foliobänden. Diese Arbeit fürs Parlament machte seine Lage unabhängiger von den Buchhändlern, als Buchdrucker es sonst gewöhnlich sind. Gleichwohl arbeitete er viel für sie, und wegen der Register und Zueignungsschriften, die er zu ihren Büchern machte, bewarben sie sich sehr um seine Freundschaft.

Richardsons Glück war bereits fest gegründet, als er, der keine gelehrte Erziehung genossen hatte, Werke schrieb, die in ihrer Art Epoche machten — die drei unsterblichen Romane, Pamela, Clarissa und Grandison. Ein Zufall, der hier wohl erwähnt zu werden verdient, brachte ihn auf die schriftstellerische Laufbahn. Als zwölfjähriger Knabe setzte er nemlich einen kurzen Charakter von einer adelichen Dame seines Kirchspiels auf, die man

für eine große Heilige hielt, in der er aber eine große Heuchlerin erkannte. Jedermann entdeckte sogleich das Original dieser namenlosen Schilderung, und der glückliche Erfolg dieses ersten Versuchs veranlaßte Richardson zu mehrern ähnlichen, die er blos für sich machte, bis er sich in reifern Jahren zu größern Arbeiten entschloß. Und diesem Entschlusse verdankt die Schreibart der Romane überhaupt eine ganz neue Epoche. Nicht blos die Form der Briefe, die so viel zur völligern Entwicklung der Gesinnungen, Charaktere und Leidenschaften, zur Auseinandersetzung der Umstände und Situationen, und zur Mannigfaltigkeit des Tons und Vortrags beiträgt; sondern der ganze innere Gehalt der Darstellung gewann durch Richardsons Bearbeitung eine vorhin nie erreichte, musterhafte Würde. Der Plan seiner Erzählung ist immer mit vieler Kunst und weisem Vorbedacht angelegt, und die Ausführung verräth den Meister überall.

So schätzbar aber seine Werke in jedem Betracht als schriftstellerische Kompositionen sind; so großen Werth haben sie auch von Seiten der Belehrung und Bereicherung der Welt- und Herzenskunde. „Richardson, sagt Diderot, streut in die Seelen den Samen zu Tugenden, welcher anfänglich still und müßig in ihnen liegen bleibt; er liegt daselbst verborgen, bis sich eine Gelegenheit darbietet, durch welche er in Bewegung und zum Aufkeimen gebracht wird. Dann entwickeln sich die Tugenden; man empfindet in sich einen Hang zum Guten, einen heftigen Trieb, dessen man sich nicht bewußt war. Man fühlt beim Anblick der Ungerechtigkeit eine

innere Empörung, die man sich selbst nicht völlig erklären kann. Woher dieß alles? weil man mit einem Richardson bekannt ist; weil man mit diesem so rechtschaffenen Manne zu einer Zeit umgieng, da die Seele noch ohne allen Eigennutz der Wahrheit willig Gehör gab."

Die ersten Schriftsteller, nicht nur Englands, sondern auch anderer Nationen, haben den außerordentlichen Talenten Richardsons ihren Tribut gezollt, und seine Romane sind fast in jede Sprache Europens übersetzt. Bei aller Verschiedenheit der Sitten und allen Nachtheilen der Uebersetzung hat man ihnen doch allgemeine Bewunderung nicht versagen können. Rousseau behauptet von Richardsons Romanen, daß nie in irgend einer Sprache etwas geschrieben worden, das ihnen gleich, oder nur nahe komme. Am glänzendsten zeigten sich die Talente dieses Seelenmahlers in der Clarissa, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner, des Verfassers Meisterstücke.

Durch viele Unglücksfälle in seiner Familie, auch durch seine eigenen Schriften, die ihm eine jede erdichtete Noth realisirten, wurden Richardson's von Natur schwache Nerven, die, wie Pope sagt, überall lebendig zitterten, so erschüttert, daß schon viele Jahre vor seinem Tode seine Hand zitterte, er häufig Schwindel hatte, und zuweilen umgefallen seyn würde, wenn er sich nicht auf seinen Stab gestützt hätte. Seine gichtischen Zufälle schwächten seine Nerven, lange vor seinem Tode in dem Grade, daß er nicht im Stande war, ein Glas Wein ohne Hülfe an

den Mund zu bringen. Er starb 1761 an einem Schlagflusse in einem Alter von 72 Jahren.

Richardson zeichnete sich nicht mehr durch seine großen Talente, als durch sein vortreffliches Herz und exemplarisches Leben aus. Religiös, tugendhaft und wohlwollend, in ungewöhnlich hohem Grade, war er selbst, wiewohl in eingeschränkterer Sphäre der Grandison, den er schilderte. Sein Herz und seine Hand standen immer offen, den Bedürfnissen Anderer abzuhelfen; Wohlthun war seine größte Wonne. Gegen seine Frauen (er war zweimal verheurathet) und Kinder war er liebreich und zärtlich, gegen seine Bedienten gefällig und herablassend. In seinen Geschäften war er so thätig und unermüdet, daß er (ungeachtet seine Börse, wie sein Haus und sein Tisch, in der Stadt sowohl als auf dem Lande, seinen zahlreichen Freunden immer offen standen) sich doch ein ansehnliches Vermögen erwarb, und seine Familie in gemächlichen und unabhängigen Umständen hinterließ.

In seiner Kleidung und seinem äußern Betragen war er simpel und unaffektirt. Gewöhnlich stand er um 5 Uhr Morgens auf, und legte sich um Eilfe zu Bette. Sein erstes Geschäft in der Frühstunde war, durch die verschiedenen Zimmer seiner Druckerei herumzugehen; in den letzten Jahren seines Lebens aber blieb er zuweilen bis Sieben im Bette, und man sah ihn selten, zuweilen nicht zweimal im Jahre unter seinen Leuten, indem seine Schriften und sein Briefwechsel seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigten. Sein Aufseher und seine Tage-

arbeiter erhielten daher seine Vorschriften gewöhnlich durch Noten oder Briefe. Seine Hand war zwar durch sein paralytisches Uebel sehr wankend gemacht; gleichwohl war seine Handschrift klein, egal und sehr leserlich. Sieben Jahre über, in dieser Krankheit, nahm er gar keine animalischen Speisen zu sich, sondern lebte vornemlich von Vegetabilien. Da er aber fand, daß diese Art von Diät ihm keine Hülfe schaffte, so kehrte er zu seiner vorigen Lebensart zurück, welche immer regelmäßig und etwas enthaltsam gewesen war.

Richardson hatte ein Landhaus, erst zu North-End, nahe bei Hammersmith, und hernach zu Parsons-Green. Hier hielt er sich gewöhnlich von Sonnabend bis Montags auf, und oft auch zu andern Zeiten, da es ihm dann selten an Besuch von Freunden und Freundinnen fehlte. In seinem letzten Willen vermachte er einem jeden, und einer jeden von denen, die er am meisten schätzte, deren Anzahl sich über dreyßig belief, einen Ring zum Andenken.

Der fünfte Julius.

Gest. Torbern Olof Bergmann.

Ritter und Professor der Chemie zu Upsal.

Bergmann war am 9ten März des Jahres 1735 auf dem königlichen Vorwerke Cathrinaberg in Westgothland geboren. Sein Vater war Distriktskollektor, und der junge Bergmann fand schon als Kind sein größtes Vergnügen daran, mit dem Feuer umzugehen. Er sollte eigentlich Theologie und Philosophie studiren, aber er studirte heimlich seinen Euklid und Keil. Die Werke der Natur und deren Kenntniß waren ihm eine vorzüglich angenehme Beschäftigung, besonders wandte er seine Aufmerksamkeit auf Würmer und Insekten. Seit seinem 17ten Jahr studirte er auf der Akademie zu Upsal, und gewann die Hochachtung des großen Linne', da er ihm einige neu entdekte Arten von Insekten zusandte, die noch nicht in der Fauna Suecica standen.

Nach geendigten akademischen Studien wurde er Informator bei dem Grafen von Stackelberg,

1758 Docens in der Physik, bald darauf Adjunkt in der Mathematik und Naturgeschichte, und 1761 Professor in der Chemie und Pharmaceutik. Schon im Jahr 1758 hatte er mit einigen Freunden eine kosmographische Gesellschaft errichtet, die sich die Erde zu beschreiben vornahm. Ihm fiel der physische Theil zu, und als dieser 1766 erschien, war binnen einem halben Jahre schon die ganze starke Ausgabe vergriffen, und das Werk wurde ins Deutsche, Dänische, Englische, Französische und Russische übersetzt. Er erhielt 1763 den Preis von der Stockholmer Akademie über die Frage: wie man die Raupen, welche die Blätter der fruchttragenden Bäume verzehren, vertreiben könne? und einige Jahre darauf noch einen doppelten Preis über einige neue Punkte jenes Gegenstandes. Der Stockholmer Akademie sandte er überhaupt 41 Abhandlungen, deren jede etwas neues enthielt, oder das Bekannte besser aufklärte und erwies. Sein Ruhm verbreitete sich in allen Ländern, und er zog Fremde aus den entferntesten Weltgegenden in seinen Hörsaal und sein Laboratorium. Sie bewunderten nicht nur seinen Eifer und Fleiß im Unterricht und in Anstellung der Experimente, sondern noch mehr seine außerordentliche Deutlichkeit, selbst in Erklärung der schwersten Gegenstände, wobei der Scharfsinnigste noch immer etwas zu forschen fand, aber auch der Eingeschränktere so manches deutlich einsah.

Die Schriften dieses großen Naturforschers (opuscula physica et chemica Vol. VI. Lips. 1788. auch deutsch von Tabor) unterscheiden sich

alle durch ungemeine Ordnung, Deutlichkeit und netten Ausdruck. Eine große Anzahl Verbesserungen und Erfindungen in der Chemie und Mineralogie schreiben sich von ihm her, und er brachte in allen gesitteten Ländern neues Leben in diese Wissenschaften. Hier nur Etwas von seinen Erfindungen.

Bergmann setzte die Gründe in das völlige Licht, warum eine Alaunlauge ohne Zusätze nicht anschieße, weil jene eine überschüssige Säure enthalte. Er verwarf die gewöhnlichen Zusätze, und schlug statt derselben reine Thonerde vor, die ohne alle andere Nachtheile selbst noch die Menge des Alauns vermehre. Er zeigte zuerst, daß die fixe Luft eine wahre eigenthümliche Säure sey, die ihre Eigenschaft nicht den austreibenden Mitteln verdanke. Er stellte sie als Hauptbestandtheil der mineralischen Wasser dar, und gab zugleich das herrliche Muster zu der an sich so schweren Zerlegung derselben. Er lehrte, dieselben durch die Kunst nachzumachen, und bereitete solchergestalt Wasser, die dem Selzer-, Spaa-, Pyrmonter- und Seidschützerwasser ganz ähnlich waren, so, daß man dieser füglich entbehren könne. Eben so glücklich führte ihn die sorgfältigste Zerlegung der warmen Quellen zu der künstlichen Nachahmung derselben. Kurz, ihm allein haben wir es zu verdanken, daß wir in der Untersuchung der Mineralwasser und deren genauern Prüfung jetzt weiter gekommen sind, indem er die richtige Darstellung ihrer wahren Bestandtheile lehrte. Er machte zuerst gründlich alle die Eigenschaften der neuentdeckten

Zuckersäure und ihre Verbindungsarten mit andern Körpern bekannt. Er setzte nicht nur die Eigenthümlichkeit des Kobolds, Nickels und der Platina in völliges Licht, sondern sagte es auch nach seinem Scharfsinne viele Jahre voraus, daß der Braunstein, das Wasserblei und der Tungstein ein besonderes Halbmetall enthalten müsse; und die Gründlichkeit seiner Vorhersagung bestätigten bald würdige Chemisten durch die Erfahrung. Die Eigenschaften des Braunsteins und seines Königs setzte er in der Folge zuerst in das beste Licht. Er entdeckte die Ursache der phosphorescirenden Blende in der beigemischten Flußspathsäure. Seine Untersuchung und Zerlegung des Eisens ist ein Meisterstück. Er fand den schweren Weg aus, die verschiedene Menge des Brennbaren in den Metallen anzugeben, und bauete dadurch seinem und der Chemie vertrauten Freunde, Kirwan, den Weg zu wichtigen Aufschlüssen, die jedermann aus den Schriften des letztern kennt und schätzt. Er entdeckte zuerst das geschwefelte Zinn. Er erforschte, daß die Kalt- und Rothbrüchigkeit des Eisens im beigemischten Wassereisen liege; er gab dem besten Eisen durch jenen Zusatz eben die nachtheiligen Eigenschaften, und befreite dadurch das Zinn vom Verdachte, als sey es die Ursache davon. Er gab die treffliche Anweisung zur gründlichen Zerlegung der Erze vor dem Löthrohre, mittelst des Zusatzes verschiedener salzigter Substanzen. Er lieferte uns das Meisterstück der Zerlegung der Erze auf dem nassen Wege, das er mit eben so großer Gründlichkeit als Genauigkeit auszuführen wußte; und seine Erfindung dieses vor

ihm unbekannten Verfahrens ist als der Same anzusehen, aus dem schon eine große Menge von Entdeckungen entsprossen ist, und noch hervorkeimen wird. Von einem eben so unübersehlichen Werthe sind seine Versuche über die Wahlverwandtschaften der Körper. Er wußte es selbst, daß zu deren Vollkommenheiten über 30,000 Versuche nöthig wären; er sah voraus, daß ihm die Zeit dazu, auch bei einem längern Leben, als ihm der Anschein hoffen ließ, fehlen würde; allein er brach muthig die Bahn, und er zeichnete den Weg deutlich vor, den seine Nachfolger noch zu durchlaufen hatten.

So große Verdienste blieben nicht ohne mannigfaltige ehrenvolle Auszeichnungen. Sein König ernannte ihn mit unter die ersten Ritter vom Wasaorden. Friedrich der Große wollte ihn als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach Berlin ziehen. Er erhielt einen Preis von der Akademie der Wissenschaften zu Montpellier, war Mitglied von 16 Akademieen und gelehrten Gesellschaften. Die Finnländer verehrten ihm eine 10 Dukaten schwere Medaille mit seinem Brustbilde. — Seine Gesundheit war lange Zeit schwächlich, und konnte es bei seinem anhaltenden Fleiß und vielen Erkältungen in seinem chemischen Laboratorium kaum anders seyn. Besonders ward er von Verstopfungen und Hämorrhoidalkoliken geplagt. Ein Fall ins Wasser, und hernach ein Ritt auf einem Pferde, das stark stieß, verursachten ihm ein starkes Blutspeien, und er starb 1784 bei dem Brunnen zu Medewi, wo er vergebens Hülfe suchte.

Die liebenswürdigsten Eigenschaften bildeten Bergmanns sittlichen Charakter. Er war ein Freund unschuldiger Fröhlichkeit, und beförderte gern anderer Vergnügen. Er kannte keine Hartnäckigkeit, kein entscheidendes Wesen bei dem Vortrage seiner Meinung; schien sie zweifelhaft, so gab er Erklärungen, fand er hinreichende Gegengründe, so nahm er jene zurück. Diese edle Denkungsart bewies er auch als Schriftsteller. Bei der Ueberzeugung hingegen, daß etwas wahr und gut sey, war er unerschütterlich standhaft. So leidenschaftlich er seine Wissenschaften liebte, so wenig schätzte er Kenntnisse anderer Art gering, oder verwarf etwas, weil ihm der Nutzen davon nicht einleuchtete: vielmehr schätzte und beförderte er auf alle Art die Erweiterung der Kenntnisse von jeder Gattung. Eitelkeit kannte er nicht; er strebte nicht nach glänzendem Glück oder äusserer Ehre; die angebotene genoß er als Weiser. Um Rath gefragt, ertheilte er ihn willigst und aufrichtigst. Auch wohlthätig war er, ohne dazu aufgefordert zu seyn, ohne äussere Verbindlichkeit, oder ohne Erwartung eines zu entrichtenden Danks. Die Bibel war ihm ein göttliches theures Buch, und die einzige Richtschnur aller seiner Handlungen. Den äussern Gottesdienst verrichtete er mit großem Eifer und Ernst, aber der innere war noch weit herrlicher durch ein tugendhaftes gleichförmiges Leben.

Der sechste Julius.

Gest. Georg August Elliot, Lord Heathfield.

Gouverneur von Gibraltar.

Die Familie der Elliots stammt aus einem uralten adelichen Geschlechte in Schottland ab. Unser Georg August wurde daselbst zu Stobbs im Jahr 1718 geboren. Schon früh zeichnete er sich durch seine Talente, so wie durch Miene und Ansehen vor seinen Geschwistern aus. Sein feuriges Temperament und seine sorgfältige Erziehung waren Bürge, daß er gewiß dem Stande Ehre machen würde, dem er sich widmen wollte.

Zu Edinburg studirte er zwei Jahre Mathematik und die damit verwandten Wissenschaften; dann besuchte er die Ecole du Genie militaire in la Feor, einer Stadt in der Picardie, wo er die theoretische Kriegskunst und alle Zweige derselben studierte. Hierauf kehrte er nach England zurück, und nahm 1735 zu Woolwich bei dem daselbst befindlichen

Ingenieurkorps Dienste. Unter des berühmten Belidors Anleitung machte er große Fortschritte in der Ingenieurkunst, und hätte mit der Zeit bei diesem Korps sein Glück machen können; allein er verließ dasselbe nach einigen Jahren, und ward Kornet bei der reitenden Grenadiergarde. Hier bildete er sich ganz zum großen Offizier aus. Alle seine Nebenstunden waren nützlichen Beschäftigungen gewidmet. Er schlief nur vier Stunden, gewöhnte sich an eine nüchterne und mäßige Lebensart, blieb der Tugend und Religion treu, und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Untergebenen, und die Schätzung seiner Obern.

Elliot wurde bald Obristlieutenant, und begleitete als solcher König Georg II im May 1743 nach Deutschland. Der durch den Tod Kaiser Karl VI veranlaßte Krieg eröffnete ihm ein weites Feld, seine militairischen Kenntnisse und Talente in Ausübung zu bringen. Es kam zwischen der alliirten und französischen Armee am 16ten Jun. zu einem Treffen, in welchem das Korps, welches unter Elliots und des Grafen Crawfords Anführung stritt, sich sehr tapfer hielt, und das meiste zum Erfechten des Sieges beitrug. Selbst in der für die Alliirten unglücklichen Schlacht bei Fontenoy zeigte Elliot sehr viel Gegenwart des Geistes und die größte Unerschrockenheit. Er machte mit seinen Truppen einen Rückzug, der ihm so viel Ehre erwarb, als wenn die Schlacht gewonnen worden wäre. Bei dem Treffen zu Rocoux 1746 und bei der Schlacht zu Val litten zwar die Alliirten einen beträchtlichen

Verlust, Elliot zeichnete sich aber auch bei diesen Gelegenheiten von der vortheilhaftesten Seite aus.

Mit Lorbeern gekrönt, kam Elliot nach dem Aachner Frieden im Oktober 1748, in sein Vaterland zurück, und lebte hier als Weiser und Menschenfreund *neun* Jahre in ungestörter Ruhe, bis ihn der *1756 ausgebrochene* Krieg wieder zu Streit und Sieg *aufforderte*. Er gieng unter dem Kommando des Herzogs von Cumberland 1757 nach Deutschland, zeigte in dem Treffen bei Hastenbeck und in der Schlacht am 1. Aug. 1759, da der Herzog von Braunschweig einen vollkommenen Sieg über die Franzosen erfocht, viele Tapferkeit, und zeichnete sich bis zum Ende des siebenjährigen blutigen Kampfes bei mehrern Gelegenheiten ruhmvoll aus. Noch während des Kriegs ward er zum Generalmajor und nach dem Frieden zum Generallieutenant ernannt. Hierauf machte er eine Reise durch Deutschland, nach deren Endigung er sich mit der sorgfältigen Erziehung seiner Kinder beschäftigte, eines Sohnes und einer Tochter, die ihm seine vortreffliche Gattin, eine Schwester des Viceadmirals Drake, geschenkt hatte. Vier Jahre genoß er diese häusliche Glückseligkeit, welche ihm im Schooß seiner Familie gewährt wurde, bis der Tod seine zärtlichste Freundin von ihm trennte. Dieser Schlag beugte ihn tief, und er that jetzt auf *alle* irdische Größe, die er noch erlangen könnte, Verzicht, als er im Jahr 1775 ganz unerwartet zum Generalkommandanten aller Truppen in Irland ernannt wurde. Er erwarb sich auf diesem wichtigen Posten die Liebe der Bürger und Soldaten,

allein gewisse Verdrüßlichkeiten bestimmten ihn, daß er resignirte. Aber der König, der seine Verdienste zu schätzen wußte, ernannte ihn zum ersten Gouverneur von Gibraltar.

Als Spanien im Jahre 1779 an dem Kriege zwischen Großbritanien und Frankreich Theil genommen hatte, stand Elliot mit seiner kleinen Heldenschaar auf dem herkulischen Felsengipfel als ein zweiter Herkules, und vertheidigte sich wider die ungemeine Menge von Feinden mit solchem Heldenmuthe, der ihn der spätesten Nachwelt unvergeßlich macht. Alles Schreckliche und Mörderische, was nur die neuere Kriegskunst je Fürchterliches erfunden hat, wurde so zusammengehäuft, daß jedermann für Gibraltar besorgt war. Elliot allein war unbesorgt. Er griff im November 1781 die Werke der Belagerer mit einem bewundernswürdigen Muthe an, und in Zeit von einer halben Stunde waren zwei Batterien von 10 Mörsern und drei Batterien jede von 6 Kanonen, mit allen Approchen und Traversen verbrannt, und alle Kanonen und Mörser vernagelt. Doch im folgenden Jahre wurde die Gefahr größer als jemals. Eine Armee von 30,000 Mann stand am Fuße des Berges, und es schien jetzt beinahe unmöglich zu seyn, daß Elliot mit seiner Besatzung die Festung erhalten könnte. Die Belagerer fielen auf desperate Mittel, um ihren Zweck gewiß zu erreichen. Dahin gehört die Erbauung schwimmender Batterien, nach der Erfindung des französischen Generals d'Arçon. Diese Batterien waren mit zwei Dächern dergestalt verwahrt,

daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten. Diese zehen Batterien führten zusammen 147 metallene und 150 eiserne Kanonen mit sich. Zur Bedienung einer jeden Kanone waren 36 Mann gerechnet.

Da die Belagerer eine ganz neue Methode erfunden zu haben glaubten, ihren Feind völlig zu Grunde zu richten, so mußten Elliot und die Belagerten ebenfalls auf Mittel zu ihrer Rettung denken. Ueber 4000 glühende Kugeln wurden aus der Festung auf die Batterien abgeschossen, und dieser Feuerregen richtete die schrecklichste Verwüstung an. Gleichen Widerstand leistete er auch von der Landseite, und vereitelte durch seine Klugheit und Tapferkeit alle Vorkehrungen der Belagerer, so daß sie ihr Vorhaben aufgaben, und Gibraltar nur blokirt halten wollten, welches aber durch den am 20sten Jan. 1783 zu Versailles unterzeichneten Frieden endlich ganz befreit wurde.

Von Feinden hochgeachtet, von Soldaten geliebt, vom König und der ganzen Nation geehrt, kehrte Elliot jetzt, mit Lorbeeren gekrönt in sein Vaterland zurück. Er wurde nun Lord Heathfield und Mitglied des Parlaments. Seine Gesundheit war bis ins hohe Alter fest, bis eine Schwäche eintrat, welche ihn nöthigte, im Jahr 1790 nach Aachen ins Bad zu reisen. Der deutsche Boden erinnerte ihn, als er im siebenjährigen Kriege mit Preussen wider Oesterreich in Westphalen gestanden, an eine Fräulein von Gräven, mit welcher er damals Bekanntschaft gemacht hatte. Er dachte Englisch, und

fühlte auf einmal den alten Amorspfeil, der in seinem Herzen eine Wunde hinterlassen hatte; er schrieb an sie und schickte ihr 1000 Guineen nach Münster, um eine Reise nach Aachen zu machen und ihm ihre Hand zu schenken. Sie kam mit dem nemlichen Herzen, das im siebenjährigen Kriege für ihn geglüht hatte. Beide erinnerten sich ihrer jugendlichen Liebe; und die Ehe ward vollzogen. Aber schon am 2ten Tage nach der Hochzeit starb der Held am Schlagflusse, im 72sten Jahre seines ruhmvollen Alters.

Elliot war groß als General und als Mensch. Er war wohl gewachsen und von ungemeiner Leibesstärke; seine persönliche Tapferkeit wurde von niemand, wurde allein von seiner Großmuth übertroffen. Immer brachte er der Menschlichkeit Opfer; sie leitete ihn selbst in der Hitze des Gefechtes. Seine Wohlthätigkeit machte ihn sein ganzes Leben hindurch zum Schutzgott der Unglücklichen. Die edle, fast beispiellose Art, womit er die Unglücklichen auf den schwimmenden Batterien zu retten befahl, erwarb ihm auch unter Spaniern und Franzosen den erhabenen Namen eines großmüthigen Kriegers. Sein Geist war immer heiter, seine Urtheile scharf und treffend, und sein Fleiß außerordentlich und anhaltend. Er zeichnete Risse und Plane mit einer solchen Richtigkeit, daß er alle Höhen und Tiefen, jeden Graben, Bruch, Hecke oder andere Hindernisse genau vorstellte. Immer war er damit beschäftiget, neue Entwürfe zu machen, und auf Mittel zu denken, um einen wichtigen Streich auszuführen. Von

jeher liebte er unter den kriegerischen Unternehmungen den Ueberfall am meisten; niemals aber hat er sich angreifen oder überraschen lassen. Als Gouverneur untersuchte er fast alle Posten der Garnison selbst, jedoch zu unbestimmten Stunden. Er verstand *die* gangbarsten Sprachen, und wußte sich *mündlich* und vielmehr noch schriftlich sehr bündig *in ihnen* auszudrücken.

Der siebente Julius.

Enthauptet. Alexei Petrowitsch.

Erbprinz von Rußland.

Peter der Erste, Kaiser von Rußland, der als Schöpfer eines neuen Staats und Volks mit so vielem Rechte den Beinamen des Großen verdient, vermählte sich, wie er zur Regierung gekommen war, mit Eudoxia Föderowna, einer Tochter des russischen Bojaren Lapuchin (s. d. 19 Jun.). Aus dieser ersten Ehe wurde 1690 der Prinz Alexei Petrowitsch geboren. Eudoxia verlor nach wenig Jahren die Zuneigung ihres Gemahls, und die Erziehung des Prinzen kam in schlimme Hände. Die Geistlichen, seines Vaters abgesagteste Feinde, erzogen ihn mit jesuitischer Klugheit ganz nach ihren Grundsätzen. Sie nannten die kirchlichen Verbesserungen Peters Ketzereyen, und brachten dem Prinzen eine Abneigung gegen die Reformen und ihren Stifter selbst bei. Dieser gewahrte die Fehler der Erziehung des Prinzen, und wollte sie verbessern. Die Geistlichen

wurden entfernt, und Menzikof zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt. Allein, die pädagogische Sorge war bei diesem Staatsmanne nicht die erste. In den boshaftesten Absichten flößte er dem Prinzen auf der einen Seite Haß und Furcht gegen den Vater, auf der andern Seite Geschmack an den pöbelhaftesten Lustbarkeiten und Gesellschaften ein. In der Trunkenheit gab der Prinz nur allzulaut zu verstehen, daß ihm die meisten Anstalten des Kaisers mißfallen, und daß er sogleich nach dessen Tode seine Günstlinge entfernen, und alles wieder umkehren werde.

Petern kränkte diese Ausartung seines Sohnes auf das empfindlichste. Ihn auf bessere Wege zu leiten, war aber schon zu spät. Peter konnte eine Nation bilden und umschaffen — aber nicht seinen Sohn. Die Strenge, die er bei ihm anwandte, that eine widrige Wirkung. Der Prinz fürchtete ihn als Gebieter, liebte ihn aber nicht als Vater.

Alexei besaß eine entschiedene Vorliebe zum Studium der Theologie — eine Frucht der Bemühungen seiner Erzieher. In seinem 15ten Jahre hatte er fünfmal die Bibel im Russischen, und einmal in der Lutherschen Uebersetzung ganz durchgelesen. Dabei besaß er so viele andere theologische Lektüre und Kenntnisse, wie schwerlich ein Student der Theologie im russischen Reiche. In dieser Hinsicht, und da sich der Unwille seines Vaters gegen ihn immer lebhafter äußerte, bat er denselben im Jahr 1716 um die Erlaubniß, in ein Kloster gehen zu dürfen. Peter ertheilte ihm aber diese

Einwilligung nicht sogleich. Die Kriegsangelegenheiten mit Schweden veranlaßten ihn damals, eine Reise nach Meklenburg, Kopenhagen ꝛc. zu unternehmen. Um noch ein neues Mittel zur Aenderung des Alexei anzuwenden, ertheilte er ihm den Befehl, zu ihm nach Kopenhagen zu reisen, um die Welt zu sehen, und Theil an den auswärtigen Geschäften zu nehmen.

Dieser Befehl bestimmte das unglückliche Schicksal des Prinzen. Ihn zu befolgen, war wider alle seine Neigung; und ihn nicht zu befolgen und in Petersburg zu bleiben, war gefährlich für ihn. Er beschloß daher sich außer Landes zu flüchten, und in der Fremde den Tod seines Vaters abzuwarten. Er langte glücklich in Wien an, und gieng einige Zeit darauf nach Neapel, wo ihn die Abgeordneten seines Vaters einholten, und zur Rückkehr zwangen. Er kam am 11ten Febr. 1718 zu Moskau an. Schon am 3ten desselben Monats hatte Peter ein ausführliches Manifest wegen desselben an seine Unterthanen erlassen. Am Tage nach seiner Ankunft erhielt der Prinz Befehl, sich nach einem Orte, einige Werste von Moskau vorerst zu begeben. Man war vor dem Volke in der Residenz, das ihn, wie die gemeinen Russen überhaupt liebte, besorgt. Inzwischen traf man die nöthigen Vorsichtsanstalten. Die Garde-Regimenter und das übrige Militair besetzten das Schloß und die vornehmsten Plätze der Stadt.

Nach diesen Vorbereitungen wurde der Prinz am 14ten Febr. nach der Stadt geholt. Alle Mi-

nister, Senatoren, und die hohen Geistlichen waren versammelt. In dieser feyerlichen Versammlung erschien Alexei vor seinem Vater, fiel ihm zu Füßen, und bat um Gnade. Peter bewilligte sie ihm, erklärte aber, daß er sich der Thronfolge unwürdig gemacht, und derselben entsagen müsse. Alexei war bereitwillig dazu, und unterschrieb und beschwur die Entsagungsakte. Man glaubte, daß dies die einzige Strafe des Prinzen seyn würde. Peter aber gieng weiter, und ließ ein gerichtliches Verhör über ihn anstellen. Ausser den bekannten Vergehungen beschuldigte man ihn noch schlechterer Absichten und Entwürfe; und besonders, daß er eine Empörung vorgehabt, und sich, noch bei Lebzeiten Peters, des Throns habe bemächtigen wollen. Eine Beschuldigung, die schwerlich erwiesen wurde. Doch Alexei mußte gestehen, mehr vielleicht, als er konnte. Folter und andere Martern wurden nicht sparsam gebraucht. Ein finnländisches Mädchen, der er seit mehrern Jahren gänzlich ergeben gewesen war, und an die er seine Güte verschwendet hatte, ward jetzt Verrätherin, Aussagerin gegen ihn selbst, und erhielt dadurch Belohnungen.

Nach vollendetem Verhöre wurde ein Staatsgericht von 180 Personen, worunter 55 Geistliche waren, niedergesetzt, und gegen das Ende des Junius eröffnet. Letztere suchten den Prinzen zu retten, lehnten einen förmlichen Ausspruch von sich ab, und beschlossen, die Auszüge, die sie aus der Bibel gesammelt, und zur Norm vorgelegt hatten, mit den Worten: „Ewr. Großczaarische Majestät mögen nun thun,

was in Ihren Augen wohlgefällig ist. Wollen Sie den Gefallenen nach seinen Thaten bestrafen, so haben Sie die aus dem alten Testamente angeführten Exempel vor sich; wollen Sie aber Barmherzigkeit erzeigen, so leuchtet Ihnen das Exempel Jesu selbst vor, der den verlornen Sohn wieder annahm, als er auf bessere Wege zurück kehrte." Die weltlichen Richter hingegen erkannten den Prinzen am 4ten Julius unsers Styls für todeswürdig. Dieser wurde darauf am folgenden Tage aus der Festung, worin er saß, vor das Blutgericht geführt, und ihm sein Todesurtheil verlesen. Am folgenden Morgen verfiel er in heftige Zuckungen, erhielt noch einen Besuch von seinem Vater, und starb des Abends im Gefängnisse. Viele Personen, die man wegen der ihm beschuldigten Entwürfe mit in Verdacht hatte und brachte, wurden, so wie die Gefährten seiner Flucht unter den schrecklichsten Martern hingerichtet.

Vor dem plötzlichen Tode des Prinzen gab Peter in einem Manifeste, das er erließ, die plötzliche Bestürzung und Todesangst desselben an. Die Nachrichten über seine Todesart sind die verschiedensten und widersprechendsten. Nach einigen starb er an Gift oder an Verblutung durch einen Aderlaß, nach andern an den Folgen der Knuten-Hiebe seines eigenen Vaters. So viel ist gewiß, daß der Prinz keines natürlichen Todes gestorben; und, nach der glaubwürdigsten Angabe, war der General Weide das Werkzeug seiner Enthauptung.

Wenn man Peter den Großen nach dieser sonderbaren Begebenheit nur als einen gemeinen Mann

betrachtet, so wird man ihn für grausam gegen seinen Sohn ansehen; aber Peter der Große war Gesetzgeber, Peter der Große legte ein Reich an, und dieses Reich wäre zu Grunde gerichtet, und sein Völker in ihre vorige Barbarei zurückgestürzt worden, von dem Augenblick an, da Alexei den Thron bestiegen hätte; es war also nöthig, entweder den Alexei, oder seine Unterthanen aufzuopfern, entweder den Alexei oder sein Vaterland zu Grunde zu richten. Der Tod dieses Prinzen war der entscheidendste Streich, welcher der russischen Wildheit versetzt werden konnte; und dieses Beispiel, welches keinen Funken Gnade mehr zu hoffen übrig ließ, brachte alle Gemüther auf den rechten Weg, und machte sie zu den Veränderungen, welche der Kaiser einführte, gelehrig und folgsam.

Alexei hatte sich am 25. Oktober 1711 mit Sophie, einer Tochter Rudolphs von Braunschweig-Blankenburg vermählt. Ungeachtet diese liebenswürdige Prinzessin von seiner freien Wahl abgehangen war, so hatte er sie doch immer mißhandelt. Er bekam von ihr am 23. Okt. 1715 einen Sohn, den nachherigen Kaiser Peter den Zweiten. Bald hernach starb sie im 21sten Jahre ihres Alters.

Der achte Julius.

Geb. Heinrich Friedrich Delius.

Präsident der kaiserl. Akademie der Naturforscher und Professor der Medizin in Erlangen.

Viele Schriften, die Delius herausgegeben hat, beweisen seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seine vorzügliche Stärke in der Chemie, in der man ihm viele höchst wohlthätige Erfindungen und Beobachtungen zu danken hat. Er wurde im Jahr 1720 zu Wernigerode geboren, wo sein Vater Prediger war. Im väterlichen Hause genoß er in den frühern Jahren Privatunterricht, und er besuchte bis in sein 18tes Jahr die öffentliche Schule seiner Vaterstadt, dann aber noch 2 Jahre lang das altonaische Gymnasium. Von seinen Eltern wurde er zur Theologie bestimmt, weil ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten Prediger gewesen waren. Aber der Jüngling hatte einen unwiderstehlichen Trieb, sich auf die Arzeneikunde und Naturwissenschaft zu legen, und keine Vorstellung vermochte ihn davon abzubringen.

Halle wählte er zur Universität, wo er unter Kassebohm, Hoffmann, Alberti und Junker Anatomie, Chemie und die andern Theile der Medizin hörte, und Wolfs und Meyers philosophische Vorlesungen besuchte. Hier blieb er zwei Jahre, begab sich darauf nach Berlin, wo er sein anatomisches Studium fortsetzte, und sich im praktischen Theil der Medizin auf dem dortigen Hospital übte. Nachdem er von einer gelehrten Reise über Leipzig und Helmstädt zurückgekommen war, promovirte er in Halle, und begab sich hierauf nach seiner Vaterstadt, wo er sehr bald als ausübender Arzt bekannt wurde.

Der gelehrte Arzt — und ein solcher war Delius — studirt fort, und beschäftigt sich wohl in Mußestunden mit Nebenwissenschaften. Delius liebte die Naturgeschichte und suchte in diesem weitläuftigen Fache immer größere Fortschritte zu machen; nächstdem legte er sich eine Sammlung von Mineralien an, und trat mit den berühmtesten Männern seiner Zeit in Briefwechsel. Durch seine Amoenitates medicas, in denen er Bemerkungen über seltene Krankheiten mittheilte, machte er sich rühmlichst bekannt, und diese trugen vornemlich dazu bei, daß ihn die kaiserliche Akademie der Naturforscher 1747 zu ihrem Mitgliede aufnahm. Noch in dem nemlichen Jahre ward er Landphysikus in Bayreuth, und nach zwei Jahren ernannte ihn der Markgraf zum fünften Professor der Medizin in Erlangen. Von nun an folgte eine Ehrenbezeugung der andern; die philosophische Fakultät seiner Akademie ertheilte ihm die Doktorwürde, immer mehr gelehrte Gesellschaften nahmen ihn von

Jahr zu Jahr zum Mitgliede auf, und nachdem er lange während Beyers Schwächlichkeit die Geschäfte der kaiserlichen Akademie der Naturforscher besorgt hatte, so wurde er 1788 Präsident derselben, mit welcher Würde der Adelstand des heil. Röm. Reichs, der Charakter eines kaiserlichen Raths, Leibarztes, Hofpfalzgrafen und noch mehrere andere Vorzüge verknüpft sind.

Delius leistete der Akademie Erlangen 44 Jahre lang mit seltener Uneigennützigkeit die schätzbarsten Dienste. Dreimal war er Prorektor, 30 mal Dekan der medizinischen Fakultät, und verrichtete in dieser Zeit 107 Doktor-Promotionen. Viele Jahre hindurch war er einer der Scholarchen des Erlangischen Gymnasiums, und ein Mitglied des Polizey-Kollegiums. Als er nach Schmiedels Weggang Ein Jahr hindurch der einzige Professor der Medizin in Erlangen war, und noch viel längere Zeit nur Einen Kollegen hatte: lehrte er außer der Botanik auch noch alle übrigen Fächer der Medizin mit großem Beifalle. Deswegen blieb auch seine Aufmerksamkeit immer auf das ganze Feld dieser weitläuftigen Wissenschaft gerichtet; und aus allen Theilen sammelte sich sein unermüdeter Fleiß Beobachtungen, und suchte darin etwas zu verbessern und zu berichtigen. Er gehörte unter die Aerzte, die in der Theorie und Praxis gleich stark sind; die Charlatanerie hassen, und die größte Kunst in der Rückkehr zur einfachen Natur beweisen. Er hielt immer richtigen Schritt mit dem Fortrücken der Wissenschaften, und seine weitläuftige Lektüre setzte ihn in den Stand, genau zu bestimmen, was wirklich neu

war

war. So sehr man indessen als Arzt seine Hülfe suchte, so wenig gab er sich mit der ausübenden Arzeneikunst ab, aber er sagte gern jungen Aerzten, die sich bei ihm Raths erholen wollten, bei zweifelhaften Fällen sein Gutachten und stand deshalb in der ganzen umliegenden Gegend in großem Ansehen.

Groß und mannigfaltig war seine literarische Thätigkeit. In frühern Jahren lieferte er mehrere Beiträge ernsthaften und muntern Inhalts zu den Leipziger Belustigungen des Verstandes und Witzes, und zu den, in Erlangen herausgekommenen Versuchen in den Werken des Geschmacks. Andere seiner Schriften enthalten Spuren von seinem ehemaligen Studium der Sprachen und von seiner Bekanntschaft mit den Vorbereitungswissenschaften der Theologie; so z. B. seine Prüfung einiger Stellen aus den 70 Dollmetschern, worin die Auferstehung der Aerzte geläugnet wird, 1746. Wie nützlich er seine Studien auf das Praktische in der Arzeneiwissenschaft, in der Naturlehre und Oekonomie hinlenkte, beweisen die 8 Bände Fränkischer Sammlungen, deren Herausgeber er war; die Erlangischen gelehrten Anzeigen, und die Schriften der Gesellschaft der Naturforscher, die alle sein Fleiß mit vorzüglichen Beiträgen bereichert hat. In dem bekannten Streit über die Irritabilität des Körpers, schrieb er gegen Haller, und viele Aerzte haben seine Gegengründe sehr statthaft gefunden. Am verdientesten aber hat er sich um die Chemie gemacht. Seine Untersuchungen über die Salze in den Körpern, über das Berlinerblau, über die Aechtheit des Weins, über die Bestandtheile

mehrerer Gesundbrunnen, und über andere Gegenstände der Chemie, sind überaus belehrend.

Die Zeit nutzte Delius aufs sorgfältigste aus; er spielte niemals, vermied alle unnöthigen Zerstreuungen, und war beständig entweder an seinem Pulte oder in seinem chemischen Laboratorium beschäftigt. Und doch war er kein Feind der Gesellschaft, die er vielmehr zuweilen liebte und durch Unterhaltung aufzuheitern wußte. So lange es seine Kräfte erlaubten, pflegte er jede Nacht bis um ein Uhr zu studiren. Als sein Körper aber durch Alter, Arbeit und Nachtwachen sich geschwächt fühlte, wendete er die späten Nachtstunden nicht mehr zum Lesen an; hingegen ließ er sich von seinen Töchtern oft bis gegen Mitternacht deutsche Schriften vermischten Inhalts, besonders aber Poesien und Aufsätze aus dem Felde der schönen Wissenschaften vorlesen. Diese Lebensweise setzte er bis in sein 72stes Jahr fort, da ihn, am 22sten Okt. 1791, unversehens ein Schlagfluß tödtete. Man fand ihn ohne Leben auf seiner Studierstube; nachdem er kurz zuvor einem Manne, der ihn um Rath fragte, ein sehr richtiges Rezept geschrieben hatte.

Delius war von cholerischem Temperament, das etwas mit melancholischer Sanftheit vermischt war, und hatte die Fehler, aber auch das überwiegende Gute an sich, das mit dieser Gemüthsstimmung verbunden ist. Da er seine wahren Verdienste wirklich einsah, so konnte er selten Widerspruch vertragen, und forderte die Achtung und alle die Ehre, die man seinem Amt und seinen Verdiensten auch gern erwies. Er diente gern andern, liebte Gerechtigkeit, war offen

und freimüthig, und haßte nichts so sehr als Falschheit und Lüge. Er war ein musterhafter Hausvater; alle freien Stunden brachte er am liebsten unter den Seinigen zu, und darum liebten sie ihn wieder so überaus zärtlich. Nicht zur Unzeit sparsam ließ er es an nichts fehlen, was Umstände und *Schicklichkeit* erfoderten; dabei aber zeigte er sich als einen *klugen* und erfahrnen Oekonomen, der selbst die *geringsten* Dinge noch vortheilhaft zu nutzen verstand. Als ein kluger Mann liebte er Ordnung nicht blos in seinem Hauswesen, sondern auch bei allen seinen *literarischen* und Amtsarbeiten. Gewöhnt von Jugend auf zu einer harten Kost und zu strenger Mäßigkeit, wußte er seinen eben nicht starken Körper vor allen schweren Krankheiten zu bewahren, und erst da er *anfieng* sich dem Alter zu nähern, ward er, vornemlich *bei strenger Kälte*, häufiger von Flußfiebern geplagt, die aber bei einer genauen Diät nicht von langer Dauer waren.

———

Der neunte Julius.

Geb. Alexis Piron.

Ein französischer Dichter.

Es ist in unsern Tagen unter Personen von Einsicht und Geschmack wohl so ziemlich außer Zweifel gesetzt, daß ein wohlgeordnetes Theater zur Sittenbildung einer Nation ungemein viel beitragen könne, und daß dieser Ruhm in mehr als einem Betrachte, vornehmlich dem Lustspiele gebühre. Große Verdienste haben in dieser Hinsicht die Franzosen. Moliere ist der Vater ihres Lustspiels, und mit Recht verehren sie ihn als den Stifter der bessern und musterhaften Epoche der komischen Gattung; er vereinte alle dazu erforderlichen Talente und Verdienste in sich. Vorzüglich schöpfte er aus der reichhaltigen Fundgrube seiner Kenntniß der Natur, der Welt, und des menschlichen Herzens; ob er gleich auch die Werke des Alterthums und der neuern komischen Dichter, besonders der spanischen, und selbst der ältern französischen nicht unbenutzt ließ. Seine Charakterzeichnung ist meisterhaft, und eben so gut

verstand sich sein Genie auf die Anlage komischer Situationen, und deren vortheilhafte Benutzung.

In die Fußstapfen dieses unsterblichen Komikers, traten mit glücklichem Erfolg mehrere geniereiche Männer, unter denen Piron nicht den letzten Platz einnimmt. Er eröffnete seine dramatische Laufbahn mit Parodien und komischen Opern, die er theils allein, theils in Gesellschaft mit le Sage und d'Orneval für das Theater, de la Foire verfertigte. Seine erste Arbeit dieser Art war Arlequin Deucalion, der eine Menge anderer folgte, in denen viel komischer Witz, aber wenig Plan und feine Kunst anzutreffen ist. Sein erstes eigentliches Lustspiel war die Ecole des Peres, die anfänglich les Fils ingrats hieß. Den meisten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Metromanie, ou, le Poete. Die Intrigue dieses Stücks und die komischen Situationen desselben wurden durch die in ihrer Art sehr sonderbare Maskerade veranlaßt, welche der französische Dichter Desforges-Maillard eine zeitlang spielte, indem er sich, um ein Gedicht ins Publikum zu bringen, welches der damalige Herausgeber des Merkur, la Roque, nicht hatte einrücken wollen, für eine Demoiselle Malcrais ausgab, und so nicht nur die Bewunderung, und sogar die Liebe dieses la Roque, sondern auch die größten poetischen Lobsprüche der besten Dichter, selbst Voltaire's gewann. Die Metromanie ist unstreitig eins der besten Lustspiele der französischen Bühne, und hat sich auch mit fortwährendem Beifall auf derselben erhalten. —

Die übrigen Werke dieses Dichters bestehen in vermischten Aufsätzen, Epigrammen und Fabeln. Seine Epigramme gehören zu den witzigsten der neuern französischen Poeten, und seine Fabeln oder komischen Erzählungen behaupten ebenfalls eine Stelle neben den besten Stücken dieser Gattung. Piron ist der einzige, der den la Fontaine in diesem Stücke am nächsten kommt; es mangeln ihm die glücklichen Nachlässigkeiten seines unnachahmlichen Vorgängers, aber er hat alle Anmuth und alle Naivetät desselben. Schade, daß er sich öftere Beleidigung des sittlichen Wohlstandes erlaubte!

Piron wurde 1689 zu Dijon geboren. Von mütterlicher Seite war er der Enkel eines zu Dijon berühmten Bildhauers, Namens Dubois, und der Sohn eines Vaters, der sich durch seine Gedichte in dem alten burgundischen Idiom auch einigen Ruhm erworben hatte. Er verfertigte in der gemeinen Sprache des Landvolks verschiedene Christfestlieder, die großen Beifall fanden. Der junge Piron lies frühzeitig einen vorzüglichen Geschmack an der Dichtkunst blicken. Seine Eltern bestimmten ihn früh zum geistlichen Stand; allein, seine Liebe zur Literatur und besonders zur Poesie machten ihm einen Stand unangenehm, von welchem er zu sagen pflegte, daß der rechtschaffenste Mensch ihn niemals ganz würdig bekleidete; er entschloß sich also zur Jurisprudenz, welche er auch in Besançon studierte. Nach seiner Zurückkunft nach Dijon behielt die Liebe zur Poesie bei ihm wieder die Oberhand; er wurde mit einem jungen Parla-

mentsrath bekannt, und richtete die genaueste Freundschaft mit ihm auf; dieß war ein Mann von Wissenschaften, allein sorglos, und dem Vergnügen sehr ergeben, daher Piron ihm öfters sehr ernsthafte Vorstellungen machte. An einem Abend erhielt Piron von seinem Freunde ein Gedicht, und erstaunte über die lasciven Bilder und Ausdrücke desselben; er setzte sich sogleich hin, und antwortete auf eben die Art in einem andern Gedicht, um seinen Freund zu überzeugen, wie wenig zu dergleichen Poesie erfordert werde. Dieses Gedicht war die bekannte Ode à Priape, welche ihm in dem ganzen übrigen Laufe seines Lebens so viel Verdruß, ja sogar Verachtung zugezogen; durch die Unachtsamkeit seines Freundes wurde es bekannt, und Piron als Verfasser angegeben. Dieses Gedicht kann als die Hauptepoche seines Lebens angesehen werden; denn als er im 20sten Jahre nach Paris gieng, mußte er in Gesellschaften die bittersten Vorwürfe deswegen anhören, und seine Feinde versäumten keine Gelegenheit, ihn bei hohen Personen, deren Schutz er genoß, als einen unsittlichen und gefährlichen Menschen vorzustellen; er hatte beinahe alle Tage Gelegenheit, diesen unbesonnenen Jugendschritt zu bereuen.

Piron hatte seiner Neigung zur Dichtkunst den Beistand aufgeopfert, den ihm seine Familie leisten konnte, die mit ihm gar nicht zufrieden war, und schmachtete lange Zeit zu Paris in niedrigen Bedienungen. Er besaß ein Verdienst, das bei Leuten, die mit einer lebhaften und brennenden Einbildung begabt

sind, selten ist, er schrieb eine sehr gute Hand. Diesem Talente dankte er verschiedener Bedienungen, die seine übrigen Fähigkeiten stumpf gemacht haben würden, wenn diese nicht zu entschieden gewesen wären. Er erhob sich allmählig über diesen Zwang, fieng an für das Theater zu schreiben, und erndete Lohn und Beifall. Der König bewilligte ihm eine jährliche Pension von 1000 Livers, welche in der Folge auf 2500 erhöht wurde. Zweimal sollte er in die französische Akademie aufgenommen werden; alle Mitglieder wünschten es, und selbst der Präsident Montesquieu nahm sich seiner an. Als aber dem Könige die Ode an Priapus vorgelegt wurde, so mußte es unterbleiben.

Piron hatte unter den Großen viele Gönner, die ihn oft mit Gnadenbezeugungen überhäuften; auch von andern Personen erhielt er beträchtliche Geschenke, ohne daß er je erfahren hätte, wer seine Wohlthäter gewesen. Eines Morgens erhielt er von unbekannter Hand 40 Bouteillen spanischen Wein; er stutzte, daß man eben die Zahl 40 gewählt hatte, und vermuthete, dieß Geschenk käme von den 40 Mitgliedern der Akademie. Er setzte also ein Testament auf und überschickte es der Akademie nebst einem Danksagungsschreiben. In diesem Testamente stand folgendes: „Meine Schriften hinterlasse ich den Journalisten, von welcher Art und Sekte sie seyn mögen, um damit zu machen, was ihnen beliebt; da der große Corneille selbst ihrer Satyre nicht entgieng, so wäre es Stolz von mir, wenn ich ihr entgehen wollte. Den unbesonnenen Witzlingen, welche eine unglückliche Laune zu schläpfrigen Werken bei sich fühlen, hin-

terlasse ich mein Beispiel, meine Strafe und meine aufrichtige und öffentliche Reue; und damit nicht mein Grab durch eine schlechte Grabschrift irgend eines witzigen Kopfs verunehrt werde, so bitte ich folgende darauf zu setzen:

Ci — git Piron,
qui ne fit rien
pas même Academicien!

Die Akademie lachte über das sonderbare Testament, und benahm ihm den Irrthum wegen des Präsents. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er blind, und im Jannuar 1773 starb er an den Folgen eines Falls, im 83sten Jahre seines Alters.

Piron war im Umgange sehr angenehm, und seinen Freunden wegen seines guten Herzens so werth, als er es durch die Reitze seines Verstandes in Gesellschaften war. Eine vorzügliche Eigenschaft, die ihn sein ganzes Leben hindurch charakterisirte, war jener aufgeweckte und boshafte Ton, jene lebhaften und blendenden Einfälle, jene immer feinen und oft neuen Spöttereyen, jene schleunigen und unerwarteten Antworten, die seine Gespräche einem Feuerwerke verglichen, wo alles in Menge vorhanden ist, und alles schnell auf einander folgt. Der Reichthum, die Richtigkeit, der Nachdruck seiner Bon-mots haben vielleicht nicht weniger als seine dramatischen Arbeiten und flüchtigen Aufsätze beigetragen, ihm einen außerordentlichen Ruhm zu erwerben.

Der zehente Julius.

Geb. Friedrich Just Riedel.

Kaiserlicher Rath und Professor in Wien.

Unter den klassischen Schriftstellern Deutschlands hat sich Riedel keinen Platz erworben; zu den bessern aber verdient er immer noch gezählt zu werden, weil ihm viel gute Anlage, ein leichter und fruchtbarer Witz, und einiges Interesse des Vortrags gewiß nicht abzusprechen ist. Vielleicht wären diese Talente weit glücklicher und zweckmäßiger ausgebildet worden, wenn sie sich nicht zu früh und unreif in der Klotzischen Schule entwickelt hätten. Riedel machte sich zuerst durch einige lose Satyren bekannt, die an Bitterkeit und Persiflage den liskovischen nahe kamen, er fieng eine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften an, in der er durch seine Belesenheit und prüfenden Scharfsinn, durch den wohlgeordneten und genauen Vortrag eigener und fremder Bemerkungen, durch Munterkeit und Klarheit im Ausdrucke sich als einen spekulativen und anmuthigen Denker ankündigte; er schrieb Briefe

über das Publikum, in denen Kenner unter viel Gewagtem und Flüchtigem, auch Spuren eines lautern Geschmacks entdeckten; in den Launen an seinen Satyr zeigte sich wieder sein lebhafter Witz, mit einem glücklichen Talente zur burlesken Poesie; — aber bei diesen vielversprechenden Versuchen blieb er stehen, und was er ferner schrieb, diente mehr zur Verminderung als zur Vermehrung seines Ruhmes. Seine Ausgabe von Winkelmanns Geschichte der Kunst ist sehr unbefriedigend. Der Einsiedler ist eine der mittelmäßigsten Wochenschriften. Die Abhandlung über Glucks Musik besteht aus Uebersetzungen, und seine Aufsätze in den literarischen Monaten sind sehr unbedeutend. Es ist aber doch der Mühe werth, sein Thun und Treiben auf seiner kurzen Laufbahn zu betrachten. Glänzend war ihr Anfang, aber höchst traurig das Ende derselben — Riedel starb wie Swift, mit dem er Humor und Satyre gemein hatte, wahnsinnig im Hospital.

Er war im Jahr 1742 zu Visselbach unweit Erfurt geboren, wo sein Vater Pfarrer war, legte den ersten festen Grund zu seinem Studieren auf dem Gymnasium in Weimar, studierte in der Folge zu Jena Philosophie und Rechte, und ward ein eifriger Schüler und Anhänger von Daries. Hierauf besuchte er die Universitäten Leipzig und Halle, wo er mit Maiern und Klotzen Bekanntschaft machte, und seit der Zeit mit vorzüglichem Eifer sich den schönen Wissenschaften und ihrer Theorie widmete. Bei seiner Zurückkunft nach Jena ward

er Magister, und lehrte und schrieb einige Jahre mit ausserordentlichem Beyfall.

Als im Jahr 1768 die Erfurter Universität restaurirt wurde, nahm Riedel den Ruf dahin an, und hatte an den Vorkehrungen, die damals zum Besten der Wissenschaften dort gemacht wurden, durch seine Rathschläge großen Antheil. Ihm hat Erfurt nicht nur die Veranstaltung einer gelehrten Zeitung, sondern auch den Geschmack an wahrer gründlicher Philosophie zu verdanken, der durch ihn verbreitet ward. Er war es auch, der damals den Plan zu Klotzens Bibliothek entwarf, der ihn auf die Idee baute, daß man die Berliner Literaturschule müßte zu stürzen suchen, und der vornemlich den Ton angab. Nachdem er aber sah, daß das Publikum die Sache nicht so aufnahm, als er erwartete, zog er sich nach dem 4ten Stücke zurück, und spannte in seiner eigenen philosophischen Bibliothek und der Erfurter Zeitung die Saiten etwas herunter. Anhaltenden Fleiß besaß er nicht, und bei seinen Zeitungen und Journalen war er sehr saumselig und unordentlich. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes war ihm das kontemplative und ruhigere Leben eines Professors bald zuwider; dirigiren, reformiren, neue Anstalten durchsetzen, dieß war sein Lieblingsgeschäfte. Er strebte daher an einen Ort zu kommen, wo er mehr ins Große wirken könnte, und folgte deswegen im Jahr 1772 mit Freuden einem Rufe nach Wien. Zwar zog man ihn eigentlich dahin, die Eleven der Kunstakademie in schönen Künsten und Wissenschaften zu unterrichten; er hoffte aber auch zugleich auf öffentliche

Kosten Italien zu bereisen, als ein zweiter Winkelmann zu glänzen, und sich allmählig zu irgend einem wichtigen Staatsamte empor zu schwingen. Weil aber dieß ohne juristische Kenntnisse ganz unmöglich war, so ließ er sich nach Niederlegung seiner Professur in Erfurt noch erst ein ganzes Jahr einige Anleitung zur Rechtsgelehrsamkeit geben, übte sich in praktischen Arbeiten derselben, und gieng dann voll glänzenden Erwartungen zu seiner Bestimmung.

Der heitere Himmel ward bald mit düstern Wolken überzogen. Man hatte sich zu Wien eine große Vorstellung von Riedeln gemacht; hierin fand man sich zwar nicht betrogen: aber er rauchte, nach Sitte seines Vaterlandes, Tabak, den in Wien niemand von Distinktion raucht, er gieng auf einem vertrauten Fuß mit seinen Lehrlingen um, welches ihm die Verachtung der damals noch sehr steifen Wiener Professoren zuzog, er war satyrisch und freimüthig, und schonte in Gesellschaften die Thorheit nicht, wo er sie immer antraf. Man hatte also schon hier und da nicht die günstigsten Dispositionen für ihn, als sein Unstern einen Mann nach Wien führte, dessen Absichten Riedel zu Erfurt in Universitäts-Angelegenheiten einigemal durchkreuzt hatte. Dieser Mann erwarb sich durch seine Talente und anscheinende Tugenden das Vertrauen des damaligen Beichtvaters der Kaiserin Maria Theresia, mahlte ihm Riedeln, seinen ehemaligen Gegner, als einen liederlichen Menschen, einen Freigeist der ersten Klasse, einen vollkommenen Atheisten ab, und überraschte den Eifer dieses sonst billigen und aufgeklärten Prälaten dergestalt, daß er es für Pflicht hielt, was

er von Riedeln gehört hatte, der Monarchin zu berichten. Riedel ward ohne weiters seiner Stelle entsetzt, und kein Minister durfte für ihn sprechen.

Wäre Riedel das gewesen, wofür man ihn ausgegeben hatte, so würde er kein Bedenken getragen haben, durch eine geheuchelte Religionsveränderung alles wieder gut zu machen. Riedel, der ehrlich dachte, und an Gott glaubte, schmachtete lieber in der äußersten Dürftigkeit, die freilich das Feuer seines Genies, wovon Deutschland so viel erwarten konnte, auslöschte, und ihn zu Deduktionen und andern Arbeiten trieb, die seines Geistes nicht würdig waren. In diesem elenden Zustande, schlecht gekleidet, und verachtet von den Söhnen des Glücks, lebte er mehrere Jahre. Nur wenige Edle nahmen sich seiner an, unter diesen vorzüglich der Ritter Gluck, der ihm seine Tafel, und im Sommer die freie Wohnung in seinem Gartenhause auf der Landstraße gab. Erst in ihren letzten Regierungsjahren verwilligte ihm die Monarchin, deren Eifer für die Religion zwar aufgebracht, aber nie bis zur Härte erbittert werden konnte, vermuthlich auf Vorstellung einiger Großen, einen kleinen Gehalt von 400 Gulden. Nach ihrem Tode nahm ihn der Fürst Kaunitz, der Riedels Einsichten und Talente jederzeit geschätzt hatte, zum Vorleser an. Allein Riedels Gesundheit war durch seine Leiden und sein dissolutes Leben so zerrüttet worden, daß er dieses Glück nicht lange genoß. Seine Hypochondrie, von der er sonst schon oft Anfälle gehabt hatte, ward immer heftiger, und artete zuletzt in einen völligen Wahnsinn aus, daß man genöthiget war, ihn in das Spital zu

St. Markus zu bringen, wo er nach einigen Monaten, am 2ten März 1785, starb.

Bei dem hellsten Beobachtungsgeist und viel Tiefsinn, besaß Riedel nicht nur, was sich selten damit vereinigen läßt, lebhaften Witz, sondern auch ausgebreitete Kenntnisse der philosophischen und schönen Literatur alter und neuer Zeiten: dabei war er nicht pedantisch für *sein* Fach eingenommen. Sein Herz war edel und gut, sein Umgang angenehm, seine Reden freimüthig, seine Freundschaft aufrichtig, aber etwas veränderlich. Denn er hatte den Fehler witziger Köpfe nicht leicht einen guten Einfall der Freundschaft aufzuopfern, und war doch sehr empfindlich, wenn er hörte, daß seine Freunde das Geringste zu seinem Nachtheile gesprochen hatten. Seine Gesundheit bestürmte er frühzeitig auf allerlei Art; unter andern pflegte er den Wein schon des Morgens aus Theetassen zu trinken. Das Rohe, das ausschweifenden Studenten anhängt, und den Mangel an Lebensart legte er nie ganz ab. Sein Gesicht und seine Achseln begleiteten alles, was er sagte, mit solchen Grimassen, die ihn oft einem Faun ähnlich machten. Er zog alles gern ins Possenhafte, und seine Einfälle mehr hatten Lebhaftigkeit, als Feinheit.

Der eilfte Julius.

Gest. Emmerich Joseph.

Churfürst von Mainz.

Emmerich Joseph, Freiherr von Breidbach zu Bürresheim, war geboren am 11ten Sept. 1707. Sein Vater war Ferdinand Damian, der 1747 als trierischer geheimer Rath gestorben ist, und seine Mutter Anna Helena Susanna Freyin von Warsberg. Nach dem Tode Johann Friedrich Karls wählte ihn das Domkapitel am 5ten Jul. 1762 zum Churfürsten. Er war einer von denjenigen Fürsten, die der Himmel von Zeit zu Zeit geboren werden läßt, um das Glück der Völker zu werden. Jedermann bewunderte in ihm sowohl die besondere Weisheit und Klugheit, die die Seele aller seiner Handlungen war, als auch die unverfälschte Frömmigkeit und das rechtschaffene Wesen, das ihn so verehrungswürdig machte. Mit Vergnügen sah man, wie er seinen Ernst durch Leutseligkeit zu erhöhen, und seine unpartheiische Strenge durch Gnade zu mildern wußte. Jedermann

mann mußte auswärts die Zärtlichkeit bewundern, mit der er seine Unterthanen liebte, den Eifer, mit dem er ihre Irrthümer und Laster haßte, und wie er durch seine Regierung sowohl im Ganzen als im Detail den Charakter eines klugen Fürsten, durch seine Milde aber den Namen eines Vaters behauptete.

Mit einer bewundernswürdigen Weisheit und Eifer suchte Emmerich Joseph das Ungeheuer des fanatischen Aberglaubens aus seinen Landen zu verbannen, und eine vernünftige Aufklärung zu befördern. Der Intoleranz gegen andersdenkende Glaubensgenossen handelte er aus allen Kräften entgegen, und befahl: „daß sich alle und jede in seinen Landen befindlichen Pfarrherren aller anzüglichen Ausdrücke gegen andere Religionsverwandte, alles Schändens und Schmähens auf den Kanzeln und im gemeinen Umgange gänzlich enthalten, dagegen das Wort Gottes ohne Bitterkeit zum Heil der Seelen und Erbauung der Zuhörer predigen, und den Geist der Liebe und Sanftmuth gegen jedermann beweisen sollten." Von dieser Denkart beseelt, liebte er nicht nur die in seinen Landen befindlichen Protestanten, wie die von seiner eigenen Religion mit gleicher väterlicher Zärtlichkeit, und ließ ihnen allen väterlichen Schutz und eine ganz unpartheiische Gerechtigkeitspflege angedeihen, sondern war auch willig und bereit, auswärtige Protestanten in seinen Landen aufzunehmen, und ihnen das Bürgerrecht mit vielen andern Freiheiten ohnentgeldlich zu akkordiren, und zu ihrem Etablissement und Fortkommen allen möglichen Vorschub zu thun.

Emmerich Joseph erkannte wohl, daß das Volk sich vornemlich nach dem Muster der ihr vorgesetzten Geistlichkeit richte. Aus diesem Grunde fieng er bei dieser an, die eingerissenen Mißbräuche zu heben, und neue Gesetze und Schranken vorzuschreiben. Die Pfarrer und Seelsorger mußten die strengsten Prüfungen ihrer Gelehrsamkeit und Sitten aushalten, ehe sie bei einer Gemeinde angestellt wurden.

Da die Erfahrung nur allzuviel bestätigt hatte, daß die vielen Feiertage gegen die Absicht ihrer Anordnung mehr zu sinnlichen Ergötzlichkeiten des Leibes, als zur Besserung des Herzens angewendet, der gemeine Mann dadurch nur zum Müssiggang und zu Ausschweifungen verleitet wurde, und seine Devotion blos auf das Aeußerliche setzte, so war Emmerich Joseph einer von den ersten katholischen Bischöffen, die auf die Verminderung derselben, zugleich aber auch auf eine desto strengere Heiligung des Sontages und der mit demselben stehen gebliebenen Festtage bedacht waren.

Das gesammte Schul- und Erziehungswesen lag ihm vornemlich am Herzen, und er that, theils durch Eingebung, theils durch Mitwirkung des trefflichen von Bentzel, den er seiner Verdienste wegen zu den höchsten Ehren erhob, große Schritte zur Aufklärung in Schulen und Kirchen, in Künsten und Wissenschaften. Die Universitäten Mainz und Erfurt (wohin er auch lutherische Professoren der Theologie berief und ihnen eine Besoldung auswarf), wurden durch zeitgemäße Einrichtungen und durch Berufung auswärtiger talentvoller Lehrer in Aufnahme gebracht.

Die Tugend der Freigebigkeit besaß er im höchsten Grade. Elende und Unglückselige, Arme und Dürftige waren der stete Gegenstand dieses Fürsten. An Spitäler und Armenhäuser machte er fürstliche Schenkungen zu desto besserer Verpflegung den in denselben befindlichen Elenden. Vielen bedrängten Einwohnern half er durch uninteressirte Geldvorstreckungen auf und verhütete den Ruin ihrer Nahrung. In den theuern Jahren 1771 und 1772, da unzählige Personen in Gefahr waren vom Hunger weggerissen zu werden, öffnete er seine Magazine, theilte den Armen Korn und Brod umsonst aus, und gab es den Reichen um einen sehr leidlichen Preiß. Und dennoch hatte er, durch weise Oekonomie, das Land nicht allein von einer großen Schuldenlast, die er angetreten, befreit, sondern er hinterließ auch noch ansehnliche Kapitalien. Man muß darüber um so mehr erstaunen, wenn man bedenkt, daß er seine Residenz durch viele prachtvolle Gebäude verschönerte.

Je sanftmüthiger und gütiger sein Herz war, desto strenger war er in Handhabung der Gerechtigkeit. Die Richter und Amtleute in seinen Landen mußten nicht allein uneigennützige, gerechte, billige und verständige Männer, sondern auch in Behandlung der Rechtsangelegenheiten nicht träge und langsam seyn. Kamen bei ihm gegründete Klagen über Justizverzögerung oder Verweigerung ein, so wurde der überwiesene Beamte seines Dienstes ohne alle Gnade entsetzt. Jedermann durfte vor den Fürsten kommen, und auch der geringste Unterthan konnte ihm sein Anliegen vortragen. Er empfieng jedermann mit

einem freundlichen Angesichte, und ertheilte einen solchen Bescheid, daß man nicht anders als getröstet und von Liebe und Ehrerbietung durchdrungen, von ihm gehen konnte.

An seinem Hofe herrschte, statt einer übermäßigen weltlichen Pracht, Anständigkeit, Ordnung und Oekonomie. In seinen erzbischöflichen Verrichtungen war er emsig und unermüdet, und das Zeugniß von seiner aufrichtigen Gottesfurcht und von dem reinen Eifer, mit welcher er der Religion mit Herz und Mund ergeben war, war unverdächtig. Von Habsucht, Eigennutz und Ehrgeiz war er ganz frei. Menschenliebe, Gerechtigkeit und Billigkeit machten seinen Hauptcharakter aus. Von Uneinigkeiten, Zänkereien, Prozessen und dergleichen, war er ein abgesagter Feind. Der Geist der Liebe, des Friedens und der Eintracht belebte sein Herz. Es gieng ihm nahe, wenn er seine Freunde mißvergnügt wußte, und er war bereit, alles mögliche beizutragen, um ihr Vergnügen wieder herzustellen. Unermüdet dachte er auf die Verbesserung der Städte und des Landes, um Handel und Wandel in Flor und Aufnahme zu bringen. Immer war er bemüht, die Nahrungsquellen seiner Unterthanen zu vervielfältigen, und wäre es ihm möglich gewesen, er hätte die ganze Welt glücklich gemacht. Nach einer 12 jährigen Regierung starb er den 11ten Jul. 1774.

Der zwölfte Julius.

Gest. Johann Joachim Quanz.

Hofkomponist Friedrichs des Großen.

Auch einer von denen, die sich durch Fleiß und Geschicklichkeit aus einer niedrigen Sphäre zu Würde und Ansehen emporschwangen. Quanz war am 30sten Jan. 1697 zu Oberscheden, einem hannövrischen, zwischen Göttingen und Münden gelegenen Dorfe geboren, wo sein Vater Hufschmied war. Sehr frühe mußte er mit dem Hammer an Ambos treten, denn sein Vater gedachte einen tüchtigen Hufschmied aus ihm zu machen. Aber das Schicksal wollte es anders. Der Knabe begleitete seinen ältern Bruder, der die Violine spielte, mit der Baßgeige zu den Festen der Landleute in der umliegenden Gegend, wo sie die Beine derselben in tanzende Bewegung brachten. Diese lustige Lebensart behagte dem jungen Baßgeiger, daß er sich durch keine Vorstellung von dem Entschlusse abbringen ließ, ein Musikant zu werden. Als daher sein Vater starb, gieng er schon im 10ten Jahre zu seinem Onkel, der in Merseburg Stadtmusikus war, in die Lehre.

Quanz blieb ins achte Jahr in Merseburg und trieb in dieser Zeit alle Instrumente, welche gewöhnlich von einem Kunstpfeifer-Gesellen gefordert werden. Violin, Hoboe und Trompete beschäftigten ihn am meisten, und nebenbei nahm er auch Unterricht im Klavier. In der herzoglichen Kapelle zu Merseburg, wo die Kunstpfeifer meistens mitspielen mußten, hörte Quanz oft fremde Sänger und Instrumentisten, die bei ihm eine große Lust zum Reisen erweckten. Er wanderte im Jahre 1714 nach Dresden, und da er hier keine Kondition fand, so mußte er seinen Stab weiter bis nach Radeburg fortsetzen, wo er beim Stadtmusikanten als Geselle angenommen wurde. Da aber das Städtchen kurze Zeit darauf abbrannte, so kam er in der nemlichen Qualität nach Pirna.

Voll edlen Enthusiasmus und begeistert von dem Gedanken, sich in seiner Kunst auszuzeichnen, strebte Quanz immer weiter zu kommen. Er hatte einigemal Gelegenheit, in den Kapellen kleiner Fürsten eine Stelle zu erlangen, aber weit lieber wollte er in Dresden Musikanten-Geselle, als an einem andern Orte unter vielen Schlechten der Beste seyn. Er gieng daher bald wieder nach Dresden, und als er hier die großen Männer hörte, welche die königliche Kapelle zierten, so war er so begeistert, daß er ohne Unterlaß arbeitete, um sich einer Stelle unter so berühmten Virtuosen würdig zu machen. Da aber der König im Jahr 1717 starb, so mußte er abermals den Wanderstab ergreifen, und durch Schlesien, Mähren und Oesterreich von einem Orte zum andern auf die Kunst nach

Wien reisen. Er kam im Oktober über Prag wieder nach Dresden, und erhielt nun einen Platz in der sogenannten polnischen Kapelle. Hier fieng er eigentlich im Ernste an, sich der Flöte zu widmen, durch die er hernach so berühmt geworden ist; er übte sich im Komponiren, und studirte eifrigst an der Verbesserung seines Geschmacks, und *an* dem Erwerb vieler nothwendiger Kenntnisse.

Italien, damals die Pflanzschule des guten Geschmacks in der Musik, war das Land, wo Quanz seine Bildung vollendete. Er erhielt im Jahr 1724 von seinem Könige die Erlaubniß, in dem Gefolge des polnischen Gesandten am römischen Hofe dahin zu reisen. Sobald er in Rom angekommen war, suchte er seinen Durst nach Musik in der Menge der dasigen Kirchen und Klöster nach Wunsche zu stillen, zog sich aber durch das stete Herumlaufen aus einer Kirche in die andere ein heftiges Fieber zu. Nach seiner Genesung nahm er bei dem berühmten Gasparini Unterricht im Kontrapunkt, und brachte es durch unermüdeten Fleiß dahin, daß ihn sein Lehrer nach 6 Monaten frei sprach. Er bereiste nun die vornehmsten italiänischen Städte als aufmerksamer Beobachter, und gieng dann nach Paris, wo er aber für seine Kunst wenig Bemerkenswerthes fand. Mehr Interesse für ihn hatte ein Besuch in London, wo er *die* Oper unter Händels Direktion in einem sehr blühenden Zustande fand. Man hätte ihn gerne in England behalt n; selbst Händel war dafür, aber Quanz glaubte seinem Könige, der ihn immer unterstützt hatte, so viel schuldig zu seyn, daß er sich auf keine We.se von der Verbindlichkeit zurück zu keh-

los machen könnte. Er reiste also im Junius 1727 aus England ab, und war am 23sten Julius wieder in Dresden.

Allgemeine Bewunderung erweckte die Kunst, der Geschmack und die Delikatesse, mit der Quanz jezt die Flöte behandelte, und von der Zeit an behauptete er bis in sein Alter den Ruhm eines der grössten Virtuosen auf diesem Instrumente. Er wurde mit einem ansehnlichen Gehalte in die königliche Kapelle aufgenommen, und überall erwarben ihm seine seltenen Kunstfertigkeiten Beifall und Achtung. Er reiste im Jahr 1728 im Gefolge seines Monarchen an den Hof nach Berlin, und die Königin von Preußen wurde von seiner Kunst so entzückt, daß sie ihm sogleich ihre Dienste anbot. Gerne hätte Quanz eingewilligt, aber August entließ ihn nicht, gab ihm aber doch die Erlaubniß, daß er jedes Jahr zweimal sich einige Zeit in Berlin aufhalten durfte. Diese Reisen geschahen alle Jahre regelmäßig, und da der Kronprinz von Preußen um diese Zeit anfieng, sich auf der Flöte zu üben, so ward er dessen Instruktor. Oefters kam er zu dem Prinzen nach Berlin, Ruppin oder Reinsberg, kehrte aber immer wieder nach Dresden zurück, bis der Prinz im Jahr 1740, als Friedrich der Zweite, den preußischen Thron bestieg. Nun rief er seinen bisherigen Instruktor unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu sich, und König August konnte ihm die Entlassung nicht länger verweigern. Zwei tausend Reichsthaler jährliche Besoldung auf Lebenszeit; ausserdem eine besondere Be-

zahlung für seine Kompositionen; hundert Dukaten für jede Flöte, die er liefern würde; die Freiheit, nicht im Orchester, sondern nur bei der königlichen Kammermusik zu spielen, und von Niemand, als von des Königs Befehl abzuhängen. — Diese Anerbietungen verdienten es wohl, einen Dienst aufzugeben, wo er solche Vortheile nie erlangen konnte.

König Friedrich versüßte sich, selbst unter dem Getümmel des Krieges, manche Stunde durch die Flöte; neben seinem Kommandostab lag immer eine Quanzische Flöte, und die Kompositionen seines Lehrers zog er allen andern vor. Quanz hatte bei der Kammermusik meistens weiter nichts zu thun, als bei dem Anfange eines jeden Satzes, wenn der König ein Koncert blies, mit einer kleinen Bewegung der Hand, den Takt anzugeben; auch bediente er sich, als Lehrer des Monarchen, des Privilegiums, am Ende der Solosätze und Kadenzen, Bravo zu rufen. Er genoß die Gunst seines Monarchen bis an seinen Tod, welcher 1773 zu Potsdam erfolgte. Friedrich hatte ihn in seiner Krankheit als Arzt bedient, ihm Diät und Arzneien verordnet, und für seine Verpflegung in allen Stücken gesorgt. Nach seinem Tode ließ er ihm, als seinem Lehrer und Begleiter auf der Flöte, ein schönes steinernes Denkmal setzen.

Quanz war einer der größten Instrumentalkomponisten, der die tiefsten Einsichten in alle Geheimnisse der Komposition besaß. Seine Koncerte für die Flöte, deren er an 300 gemacht, haben

sehr viele Vorzüge, wie er denn einer von den ersten Komponisten war, der den Koncerten in Deutschland eine vollkommenere Einrichtung gab. Alle seine Koncerten komponirte er für seinen König, und nur die ersten und ältesten davon wurden öffentlich bekannt. Auch 200 Flötensolo's soll er für den König verfertigt haben, von denen aber ebenfalls nichts ins Publikum gekommen ist. Für den Gesang hat er Verschiedenes durch den Druck bekannt gemacht, unter andern neue Kirchenmelodien zu Gellerts geistlichen Liedern, Berlin 1760. Von seinen großen Einsichten in die Theorie der Musik zeugt der vortreffliche Versuch einer Anleitung die Flötetraversiere zu spielen, den er 1752 drucken ließ, der in mehrere Sprachen übersetzt, und noch im Jahre 1780 neu aufgelegt worden ist. Die größte Hälfte des Buchs betrifft mehr die Musik, im Ganzen genommen, als das Flötenspielen, und ist voll nützlicher und wichtiger Anmerkungen über den guten Geschmack in der Musik überhaupt. Als Mechaniker und Verbesserer der Flöte hat Quanz entschiedene Verdienste. Er drechselte selbst Flöten, die sehr geschätzt werden; unter andern erfand er ums Jahr 1752 den Aus- und Einschiebekopf an der Flöte, durch den man sie, ohne die Mittelstücke zu wechseln, und ohne Schaden der reinen Stimmung, um einen halben Ton höher oder tiefer machen kann.

Der dreizehente Julius.

Geb. Johann Christoph Gatterer.

Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Gatterer war der Sohn sehr armer Aeltern. Sein Vater, dem er im Jahr 1727 geboren wurde, diente als gemeiner Dragoner in der nürnbergischen Festung Lichtenau. Da er älter und zum Dienst unfähig wurde, zog er mit seiner Familie nach Nürnberg, und ließ seinen Sohn die Sebalder Schule besuchen. Dieser äußerte bald eine entschiedene Vorliebe zum Studiren; gewöhnlich war er des Morgens zuerst wach, und da es ihm an Licht gebrach, so hob er in seinem Bodenkämmerchen einige Dachziegel auf, und lernte in dieser traurigen Situation die Fundamente des Lateinischen und Griechischen. In der Folge wurde er auf der Laurenzer Schule Kalfakter, und in dieser Qualität mußte er des Winters früh um 4 Uhr die Schulstuben heitzen. Er gewann nun alle Morgen ein paar Stunden, die er vorzüglich dem Studium der griechischen Sprache widmete. Seinen Lieblings-Schriftsteller, den

Herodot, lernte er fast auswendig, und er bildete sich überhaupt so schnell, daß er in einem vorzüglichen Grade die Achtung seiner Lehrer gewann.

Die vaterländische Universität Altdorf besuchte er seit dem Jahre 1747, und nach zwei Jahren wurde er daselbst Hauslehrer bei den Stiefsöhnen des berühmten Doktor Heumann. Nie vergaß er es, wie viel er dem täglichen Umgang mit diesem vortrefflichen Manne und dem reichen Bücherschatz desselben zu danken habe. Er erlangte nun auch die höchste Würde in der Philosophie, und fieng im Jahre 1752 an, als Privat-Docent Vorlesungen zu halten. Allein schon im Oktober dieses Jahres wurde er als Lehrer der 4ten Klasse an das nürnbergische Gymnasium berufen, und nach 4 Jahren erhielt er das Amt eines Konrekters und zugleich die Professur der Reichshistorie und Diplomatik am Auditorium des Gymnasiums.

Gatterer studirte in dieser Periode nicht allein für sich mit dem angestrengtesten Fleiße, sondern fieng auch bereits an, als Schriftsteller Aufmerksamkeit zu erregen, besonders durch die Historia genealogica dominorum Holzschuherorum ab Aspach, die er 1755 in Fol. herausgab. Der große und gütige Pflegevater der Georgia-Augusta, Münchhausen, berief ihn daher 1759 als Professor der Geschichte nach Göttingen. Die vielen großen Männer, die er hier antraf, und nach und nach kennen lernte, die treffliche, und für seine Fächer so reichhaltige Bibliothek, die Freiheit des Geistes, mit der er seine Untersuchungen beginnen

konnte, die verminderte Sorge für das Wohl seiner Familie — dieß alles gab seinem Geiste einen neuen Schwung, und setzte ihn in den Stand, die Kultur der historischen Wissenschaften aufs zweckmäßigste zu befördern.

Das ganze weite Gebiet der Geschichte kannte Gatterer aufs genaueste, und mit bewundernswürdigem Scharfsinn wußte er ein Chaos von Sätzen und Ideen in ein System zu bringen. Er hat die Universalgeschichte mit neuen Ideen und Nachrichten bereichert, ihre Grenzen erweitert, sie auf Völker ausgedehnt, die sonst gewöhnlich in derselben ignorirt wurden, möglichst genaue Bestimmungen der Lage der alten Länder, und der abgetheilten Zeiträume eingeführt, und zuerst die Universalgeschichte aus dem eingeschränkten Umfang einer trockenen Regenten- und Völkergeschichte herausgerissen, und in eine Menschengeschichte verwandelt, die die Fortschritte jedes einzelnen Volkes in jedem Zeitraume, in jeder Art von Kultur, Kenntniß, Kunst und Gewerbe, mit einer Umständlichkeit darlegt, die man in jedem universalhistorischen Handbuch vergeblich suchen wird. Die historischen Hülfswissenschaften klärte er im Einzelnen und im Ganzen durch Inhaltsschwere Werke und Abhandlungen auf. So schrieb er besondere Handbücher über Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Geographie und Heraldik; und in den Kommentationen der Göttingischen Societät befindet sich von ihm eine Anzahl herrlicher philologisch-historischer Untersuchungen über Gegenstände der alten und neuen Geschichte, Länderbeschreibungen, Diplomatik, Genealogie, Heraldik und Meteorologie.

Schade, daß dieser scharfsinnige, grundgelehrte Historiker so vieles anfieng, das er nicht vollendete. Eine gewisse Veränderlichkeit in seinen Planen und Arbeiten verhinderte ihn, ein einziges historisches Hauptbuch zur Vollendung zu bringen. So gab er im J. 1761 ein Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange, von Erschaffung der Welt bis zum Ursprunge der meisten heutigen Reiche und Staaten heraus. Es zeichnete sich hauptsächlich durch eine weitläuftige Einleitung in die Universalhistorie überhaupt, und ein sehr bücherreiches Verzeichniß aller Quellen und Hülfsmittel aus. Bald aber änderte er seinen Plan und entschloß sich, dieses Handbuch nicht nur auf die übrigen europäischen Staaten, sondern auch auf die asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Reiche auszudehnen. Davon erschien 1764 des zweiten Theils erster Band, dem noch zwei andere folgen sollten; aber die Fortsetzung unterblieb. Inzwischen war 1765 zum Gebrauche der Vorlesungen ein Abriß der Universalhistorie erschienen. Im folgenden Jahre und 1769 gab er in eben dieser Absicht die Synopsis hist. univ. sex tabulis comprehensa heraus. Da aber bei deren Gebrauch zu Vorlesungen die Zuhörer das rechte Maß zwischen Zuviel und Zuwenig beim Nachschreiben nicht zu treffen wußten, so schrieb er 1771 in mehr als 3 Alphabeten die Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, die er als Kommentar über seine synchronistischen Tabellen angesehen wissen wollte. Im Jahr 1785 erschien der Anfang eines ganz neuen historischen Werks: Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange; allein

schon bei des 2ten Theils 1sten Stück brach er ab, und gab dafür 1792 sein gelehrtestes und vollendetstes Werk in dieser Gattung, den Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika, heraus.

Eben so verfuhr Gatterer mit der Geographie. Im Jahr 1775 erschien sein Abriß der Geographie, ein Buch, wodurch dieses Studium mit unendlich vielen neuen Ideen, Grenzbestimmungen, Eintheilungen, und neuen Aussichten bereichert worden ist. Nach langem vergeblichen Warten auf eine Fortsetzung erschien 1789 statt derselben ein ganz neues, nach Plan und Ausführung von dem ersten völlig unterschiedenes, aber eben so selbst überdachtes und originelles Werk, unter dem Titel: Kurzer Begriff der Geographie, und der vortreffliche Abriß blieb unvollendet.

Im Jahr 1764 stiftete Gatterer ein historisches Institut, wurde 1767 Direktor desselben, und gab eine allgemeine historische Bibliothek in 16 Bänden und ein historisches Journal in 16 Theilen 1773 — 1781 heraus. Ueberhaupt ermüdete seine Thätigkeit selbst im höchsten Alter nicht; noch im 71sten Jahre schrieb er ein neues Buch über die theoretische Diplomatik, und im 72sten zum erstenmal ein Buch über die praktische Diplomatik. Dabei arbeitete er mit unermüdetem Eifer als öffentlicher Lehrer, und genoß eines Beifalls, der besonders in den ersten Jahren seines Lehramts unbeschreiblich groß war. Als sein Hörsal zu klein wurde, schrieben die Studenten auf Leitern vor den Fenstern seine Vorlesungen nach. Im Jahr 1783 las er, der großen Menge der Zuhörer

wegen, die allgemeine Geographie unmittelbar zweimal hinter einander, und dennoch war sein Hof und der Eingang vor dem Hörsale, so wie alle Fenster auf der Straße, voll von Lehrbegierigen Zuhörern.

Gatterer war in seiner Jugend ein langer, hagerer, blonder Mann, der höchst wahrscheinlich durch zu vieles Studieren seine Verdauungskräfte beträchtlich geschwächt hatte. So große Vorzüge er als Gelehrter, Lehrer und Schriftsteller hatte, so hatte er dennoch weit größere als Mensch, Bürger, Freund, Vater und Gatte. Er war einer der besten Menschen, die je lebten. Als Staatsbürger war er mit ganzer Seele getreuer Unterthan seines Königs; als Freund konnte er kaum übertroffen werden. Er war der zärtlichste Vater, und hat er je gefehlt, so hat er nur aus zu großer Liebe und Zärtlichkeit gegen seine Kinder gefehlt. Er kannte keine größere Freude, als seine Kinder und Gattin fröhlich zu sehen. Seine Ehe war eine der glücklichsten, in der Menschen leben können. Der Umgang mit seiner zärtlichen Gattin war fast seine einzige Erholung. Seit dem Jahre 1798 litt er öfters an Urinbeschwerde, die Blase wurde zuletzt brandig, und er starb 1799, in der Nacht vom 4ten auf den 5ten April, sanft und ruhig. Die Nachwelt wird seinen Namen mit Achtung aussprechen, und ihn unter die gelehrtesten Historiker zählen, die das 18te Jahrhundert erzeugt hat.

Am

Der vierzehnte Julius.

Gest. Gideon Ernst, Freiherr von Laudon.

Kaiserlich-Königlicher Feldmarschall.

Die Laudonsche Familie ist von sehr altem Adel. Sie stammt aus der Normandie, zog sich dann nach Schottland, und ein Zweig von ihr nach Liefland. Hier wurde Gideon Ernst am 10ten Oktober 1716 auf dem Familiengut Torgen geboren, und streng in der evangelischen Religion erzogen. Schon im Knaben regte sich Kriegsgeist; der Vater nährte ihn mit den vorbereitenden Studien, Geschichte, Erdbeschreibung, Größenlehre. Im 16ten Jahre trat er in russische Dienste, machte da den polnischen Krieg mit, und zog darauf mit den russischen Hülfstruppen an den Rhein. Dann focht er unter Münnich vier Jahre gegen die Türken, erstieg mit ihm die Wälle Oczakows, focht in der gewaltigen Schlacht bei Stabutschschane, und war dabei als Choczim und Jassy sich vor dem russischen Feldherrn beugten.

Nach dem Frieden verließ er die russischen Dienste, und suchte im Jahr 1740 eine Anstellung bei der preussischen Armee. Er wurde dem Könige Friedrich II vorgestellt, der ihn scharf ansah, und dann zu seinen Begleitern sagte: „Das Gesicht dieses Mannes ist mir unangenehm.“ — Laudon gieng jetzt gerade nach Wien, ward der Königin Maria Theresia vorgestellt, und bekam eine Hauptmannsstelle unter dem von Franz von Trenk neu errichteten Pandurenkorps. In dem Bayerischen Kriege empfieng er Wunden und Heldenruhm, gerieth aber 1748 nach der Reduktion dieses Korps in dumpfe Vergessenheit, und in die mißlichsten Umstände, die ihm durch die Wohlthaten eines Bürgers zu Wien, Namens Gruber, und durch seine Verheurathung mit einem Fräulein von Hagen, welche ihm ein kleines Vermögen von etlichen tausend Gulden zubrachte, in etwas erleichtert wurden. Da er nun keine wirklichen Militairsdienste bekleidete, ließ ihn sein thätiger Geist dennoch nicht müßig seyn; er studirte die Feldzüge der Helden, behieng sein Zimmer mit Landcharten, machte Plane zu Angriffen und Rückzügen, und bereitete sich so zu den Thaten des siebenjährigen Krieges.

Laudons erste Unternehmung in diesem blutigen Kriege war, daß er die Stadt Teschen mit 500 Kroaten überfiel, die Preussen heraus jagte, zum Theil niedermachte, und eine Beute an Pferden mitbrachte. Er war in der mörderischen Schlacht bei Prag, und unter den 46,000 Eingeschlossenen in dieser Festung, und machte dann alle die blutigen

Züge mit, bis Friedrich den Feldzug mit der großen Schlacht bei Leuthen endigte. Bald war er Befehlshaber über 6000 Mann, mit welchen er einen preussischen Transport schlug, und den König zwang die Belagerung von Ollmütz aufzuheben. Mit dieser Heldenthat errang er sich den Feldherrnstab, eroberte bald die Festung Peiz, und war dem Könige Friedrich, wie ein Dämon, immer zur Seite. Der Sieg bei Hochkirchen, diese grauenvolle Nachtschlacht, war sein Werk. Daun führte nur aus, was Laudon entwarf. In der Schlacht bei Kunnersdorf war nicht Soltikow, sondern Er der Mann, der den großen Friedrich in die verzweiflungsvollste Lage versetzte. Im Jahr 1760 schlug er einen der ersten preussischen Feldherrn, Fouquet, bei Landshut aufs Haupt, und richtete seinen ganzen Heerhaufen zu Grunde. Nun erstürmte er Glaz, nicht nach den Regeln der Belagerungskunst, sondern nach dem Eingeben seines großen Genius. Halb gewonnen ist nichts gethan, ist des Helden Sprichwort. Er gieng also auf Breslau los, aber Prinz Heinrich schlug ihn zurück. In der Schlacht bei Liegnitz, am 15ten Aug. 1763, traf ihn des Königs Arm schwer, und Daun und Lascy — sahen zu. Doch auch hier verhielt er sich groß, und zog sich meisterhaft zurück. Bei Nonnenbusch rieß er den österreichischen Feldherrn Nauendorf aus den Schlingen. Ein kühnes Meisterstück war's, über das selbst Friedrich staunte, als Laudon 1761 die starke Festung Schweidnitz im Sturm erstieg. Die Kaiserin gab

ihm ihr Bildniß reich mit Brillianten besetzt, das böhmische Indigenatsrecht, und das Gut Klein-Betschwar im Czaßlauer-Kreise; das römische Reich nahm ihn freywillig in das Kollegium der Reichsstände auf.

Nach dem Frieden begab sich der belorbeerte Held in die Einsamkeit. Kaiser Franz der Erste, sein wahrer Freund und Gönner, und andere Edle Wiens schätzten den Helden. Selbst Friedrich der Große bewieß ihm eine ausgezeichnete Hochachtung. Als er im Jahr 1770 dem Kaiser Joseph II bei Neustadt in Mähren einen Besuch machte, mußte sich Laudon auf Friedrichs Verlangen an seine Seite setzen, „denn, sagte der König, mir gegen über sehe ich Sie nicht gerne.“ Er empfieng von demselben bei der Abreise zwei schöne Pferde mit reichem Zeuge.

In dem bayerischen Successionskriege 1778 bekam Laudon mit der Würde eines Feldmarschalls zugleich das Kommando über das Korps von 50,000 Mann, das an die schlesische Grenze zu stehen kam. Er stand gegen den Prinzen Heinrich, drückte ihn und die Sachsen aus Böhmen, und kehrte nach dem Teschner Frieden auf sein Landgut zurück. Er glaubte jetzt die wenigen Jahre, die er noch zu leben hätte, in Ruhe hinbringen zu können; allein der Krieg zwischen Oesterreich und der Pforte, im Jahr 1788, rief ihn zu neuen Siegen und Lorbeern auf. Ohne großen Verlust eroberte er Dubiza, Novi, Berbir, und schloß den zweiten Feldzug, worin Fürsten ihm als obersten Heerführer gehorcht hatten,

mit der Einnahme von Belgrad. Eine solche Folge von immerwährenden Siegen erwarb dem Helden Laudon die Würde eines Generalissimus der österreichischen Truppen. Diese hohe Würde war seit Prinz Eugens Zeiten nicht in diesem Umfange bekleidet worden. Dadurch stund er einzig und allein unter dem Kaiser, hatte allen Generalen und selbst den Hofkriegsrath zu befehlen.

Nach dem Tode Kaiser Josephs, im J. 1790, bestätigte ihn Leopold in seinen Würden. Der neue Kaiser setzte den Krieg noch eine Weile fort, und Laudon reiste am 18. Junius 1790 zur Armee nach Mähren ab, um die dortigen Kordons zu bereisen. Er bekam bald hernach ein Fieber, wovon er zwar wieder hergestellt wurde; allein nach einem Spatzierritt, den er gegen den Rath seines Arztes gemacht, entstand eine Harnverstopfung, welche ihm bald hernach das Leben raubte.

Laudon war von mittlerer Größe und sehr mager; er hatte röthliches Haar und starke Augenbraunen, die bei beschäftigtem Geiste aus dem Gesichte wegstanden. Das beste Gemählde von ihm ist, das von Füger in Lebensgröße. In seinem Hause, wo er keine Uniform trug, war er immer sehr bürgerlich und unmodisch gekleidet. Sein Temperament war sichtbar das cholerisch-melancholische. Denn sich selbst überlassen, war er kalt, und suchte die Einsamkeit; aber stark erschüttert, feurig, unaufhaltsam durchbrechend, sobald ihn Anlässe dazu aufforderten. Daher kam es, daß es schien, als wohnten zwei Seelen in ihm; denn Laudon auf sei-

nem Landhause, und Laudon an der Spitze der Armee, waren zwei ganz verschiedene Wesen. Seine Miene war immer ernsthaft, verschlossen und nachdenkend; selten verbreitete sich ein Lächeln über seine düstere Stirne und laut lachen hörte man ihn nie. Er sprach wenig und langsam. So lange man in seine frühesten Jahre zurück denken kann, floh er immer den Umgang mit den Weibern; stets war er schaamhaft und züchtig, und ein getreuer und gefälliger Ehemann. Er schlief wenig, trank sehr mäßig Wein, aß aber viel und hastig, und nicht immer mit der gehörigen Auswahl; denn er verließ sich dabei auf seinen natürlichen starken Körper, und war der größte Feind vom Medizíniren.

Er verlangte die strengste Subordination, wie im Felde, so auch zu Hause von seinen Hausgenossen und Unterthanen. Er war kein Freund von glänzenden Gesellschaften, am wenigsten von dergleichen Gallatagen bei Hofe. Seine Geistesfähigkeiten hatten sich durch Fleiß und Lektüre nach und nach entwickelt, ob er gleich keine sogenannte gelehrte Erziehung genossen. Seine Handbibliothek, zu der ihm Gellert den Entwurf machte, vermehrte er nach der Zeit um ein ansehnliches. Er las die Feldzüge der ältern und neuern Helden, sammelte sich Land- und Kriegscharten, Plane von Schlachten und Festungen, die zusammen in ihrer Art einen Schatz ausmachten. Er legte sich auch in den letzten Jahren eine kleine Kupferstichsammlung an, die sehr auserlesen war.

Täglich spielte er, man kann eigentlich nicht sagen zur Erholung, sondern vielmehr zum Unterricht,

Schach. Er spielte es meisterhaft, durchdachte alle seine Plane und Anordnungen, und machte seinen Gegner matt, wenn er es am wenigsten vermuthete. Beinahe auf die nemliche Art entwarf er die Plane zu einer Feldschlacht. Die Soldaten liebten ihn als ihren Vater, weil er sie nicht plagte, noch weniger mit ihnen barbarisch umgieng. Bei allen Gefahren behielt er stets jene unerschütterliche Gegenwart des Geistes, jene rasche Entschlossenheit, die ihn oft aus einer Verlegenheit herausriß, und ihn auch zuweilen siegen ließ.

Noch bei Laudons Lebzeiten (1783) ließ Joseph des großen Helden Brustbild aus kararischen Marmor bauen und mit einer passenden Inschrift in dem Gebäude aufstellen, worin sich der Hofkriegsrath versammelt. Unter den österreichischen Helden wird er immer einen der ersten Plätze einnehmen.

Der funfzehnte Julius.

Geb. Isaak Iselin.

Rathsschreiber zu Basel.

Iselin war der Sohn eines Kaufmanns in Basel, geboren den 7. März 1728. Die Jahre seiner Kindheit und Jugend verlebte er unter der wachsamen Sorgfalt einer weisen Mutter, deren einziger Fehler eine außerordentliche Empfindlichkeit und ein allzu großes Mißtrauen in die Gesinnungen der Menschen war. Aller Orten sah die zärtliche Mutter Gefahr der Verirrung für ihren einzigen Sohn; daher kam es, daß dieser sich eine Art von Schüchternheit zuzog, die ihn in der Jugend ein etwas pinselhaftes Aussehen gab, das er hernach nicht ohne Mühe abzulegen im Stande war.

Als die Zeit zur Erwählung eines Berufs herannahte, entschloß sich Iselin, ohne daß seine Mutter ihn weder hinderte noch aufforderte, ganz den Wissenschaften zu leben. Nicht so fast aus be-

sonderer Neigung, als vielmehr um sich einen Stand zu verschaffen, legte er sich auf die Jurisprudenz. Die Namen Simonetti, Haller, Geßner und Mosheim zogen ihn nach Göttingen, wo er Schmaus, Böhmer und Kahle in der Rechtskunde und Statistik hörte — und mit dem Leibarzt Zimmermann, ingleichen mit Jenner und Tischarner von Bern, vertrauliche Freundschaft knüpfte. Schmaus ermunterte schon damals den talentvollen, fleißigen Jüngling, das eidgenossensche Staatsrecht in ein System zu bringen. Es ist aber nur das erste Buch desselben, als eine Inaugural-Disputation, in öffentlichem Druck erschienen.

Mit brennendem Eifer, seinem Vaterlande mit den eingesammelten Kenntnissen nützlich zu werden, kam Iselin nach Basel zurück. Er sollte im Jahr 1749 Lehrer des Natur- und Völkerrechts in seinem Vaterlande werden. Allein da es in Basel durchs Loos entschieden wird, wer zur erledigten Stelle der würdigste ist; so trafs Iselin nicht, der nun nach Frankreich reiste, und die Erfahrung machte, daß man im dreißigsten — oder noch besser im vierzigsten Jahre mit größerem Nutzen reise, als früher. Auch im Jahr 1754 schloß ihn das Loos von einer Lehrersstelle aus, theilte ihm hingegen zwei Jahre hernach die Stelle eines Rathsschreibers mit — einen äußerst mühsamen und geschäftevollen Posten, der ihn beinahe ganz den Musen entzog. Doch Iselin glühte von dem Wunsche, das Beste seines Vaterlandes, und der Mensch-

heit zu befördern, und so fand er immer noch einige Zeit, auch außer seinem Amte, wohlthätig um sich her zu wirken. Nicht als Schulgelehrter, als Mensch und Bürger, betrat er die literarische Laufbahn. Durch Ungereimtheiten, die er auf seiner Zunft hörte, ward sein edler Enthusiasmus entflammt; er gieng nach Hause, setzte seine Feder an, und schrieb die patriotischen und philosophischen Träume eines Menschenfreundes; ein Werk, das so vielmal aufgelegt, vielmal verändert, immer die Würde seines kühnen und weisen Ursprungs trägt.

Iselin suchte mit aller Mühe gelehrte Männer in sein Vaterland zu ziehen, und es kränkte ihn, wenn die Wissenschaften, und ihre Freunde nicht in der Achtung waren, wie er sie wünschte. Er ließ seine Gedanken über die Verbesserung der B*schen hohen Schule 1759 drucken, wozu ihm die im folgenden Jahre eingefallene dritte Stiftungsfeier der Universität die beste Veranlassung zu seyn schien. Bei Ueberdenkung der geringen Bevölkerung seiner Vaterstadt, rieth er an, neue Bürger aufzunehmen; er gab seine freimüthigen Gedanken über die Entvölkerung unserer Vaterstadt und nachher die Gründe und Gegengründe zur Annehmung neuer Bürger heraus. Auch beschäftigte er sich mit Eifer bei der errichteten Gesellschaft zur Ermunterung aller Arten landwirthschaftlicher Bemühungen, die sich in kurzer Zeit auf der Landschaft vermehrt haben; bei der Anordnung mehrerer Gleichheit in den Frohn-

dienſten; bei der Errichtung einer Zeichnungsſchule für junge Bürger, beſonders künftige Handwerker. Wie viel Ausſichten, Entwürfe, vollendete und unvollendete Plane hat er nicht ſeinen Mitbürgern angerathen und empfohlen, die zwar nicht zur Reife kamen, aber nach ſeiner eigenen Ueberzeugung, wie Same ausgeſtreut ſind, einſt zum frohen Wachsthum zu gelangen!

Zu einigen ſeiner Schriften haben ihm öffentliche Geſchäfte die Veranlaſſung gegeben, z. B. über die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgeſetze 1770, und über den wahren Gebrauch der Reichthümer 1762 ſeine Gedanken zu äußern. Andere von ſeinen Schriften entſtanden zufällig, ſo wie ihn ſeine Muße und ſein Nachdenken leiteten. So hat er mit kennbaren Zügen das Bild eines wahren Patrioten entworfen; ſo hat er über die Geſetzgebung und Geſetze geſchrieben. Die Vorſicht und Klugheit bei der erſtern, und das Ziel der letztern deutlich zu beſtimmen; ſo hat er über die Berathſchlagung, den Gang und Leitung derſelben eine Abhandlung verfertigt; und in einer andern Schrift den wahren Werth der politiſchen Tugend beſtimmt, die Vollkommenheit und Verderbniß des Staats geſchildert, und die Mittel jene zu erhalten, und dieſe zu hindern oder zu heilen, mit kühnem Pinſel entworfen.

Wenn Iſelin mit dieſen kleinen Schriften vornemlich und zunächſt ſein Vaterland zu berathen ſuchte, ſo ſchlug dem Edlen doch das Herz nicht blos für die republikaniſche Schweiz: nein, er umfaßte die

ganze Menschheit mit Wohlwollen; es erweiterte und erhob sich noch mehr, wenn es die ganze Gattung der Menschheit galt, und die Schrift, welche ihre Schicksale und allmählige Ausbildung entwickelt, seine Geschichte der Menschheit ist sein reifstes, und am meisten vollendetes Werk. An dieses schliessen sich seine Ephemeriden der Menschheit an, welche ebenfalls vielen Samen des Guten ausgestreuet haben. Sichtbar leuchtet aus ihnen sein Bestreben hervor, durch die Darstellung der mannigfaltigen Kenntnisse auch zugleich die Ausbreitung menschlicher Glückseligkeit thätig zu befördern. Diesen erhabenen Entzweck suchte er durch allerlei Abhandlungen, durch Auszüge und Nachrichten über Gesetze, Ordnungen, Unternehmungen großer und kleiner Staaten, durch Nachrichten über Erziehungsanstalten, Menschenbildung und die Fortschritte zur Erleuchtung nach allen Kräften zu unterstützen. Ueberhaupt sind alle seine Schriften reich an erhabenen Ideen und Aussichten, an scharfsinnigen Bemerkungen aus der Geschichte der vorigen und neuern Zeit, an Menschenkenntniß und patriotischen Gesinnungen, an starken, freien und neuen Gedanken. Er war ein Schriftsteller von festen Grundsätzen und gesetztem Muthe; Freiheitssinn und Freiheitseifer, edle Bescheidenheit, und eine gewisse Stille der Seele, die den weisen und unbefangenen Denker sogleich ankündigt, vereinigten sich in seinem Charakter. Der König und der Bürger, der Mann von Geschäften, der Lehrer und Menschenforscher finden Nahrung und Unterricht in dem, was er schrieb.

Iselin liebte das ganze Menschengeschlecht wie eine Familie. Hätte es in seiner Macht gestanden, alle Menschen zu beglücken, er hätte es mit innigster Freude gethan. Wer sich von ihm eine Gefälligkeit ausbat, sie mochte noch so mühsam zu erzeigen seyn, und war es auch der unbekannteste Mensch, er diente gern und ohne Rücksicht auf die Personen, worin und soviel er nur konnte. An allem, was zur Veredlung der Menschheit abzweckte, nahm er herzlichen Antheil. Brauchte man dazu von ihm Aufmunterung, Rath, thätige Hülfe, so leistete er das alles mit der größten Freude. Ihm war nichts unwichtig, sobald es nützlich war. So unterstützte er z. B. Basedows Bemühungen für eine verbesserte Erziehung durch Wort und That, und ermunterte alle Freunde des Guten, in der Nähe und in der Ferne, mit zur Beförderung seiner gemeinnützigen Zwecke zu arbeiten. Zu eben der Zeit machte Quesnay mit seinen Freunden ein neues System der Staatshaushaltung in Frankreich bekannt. Iselin fühlte den Werth desselben, er sah, wie durch dasselbe jede sittliche und bürgerliche Tugend im Staate aufleben, das Land zwischen Regent und Unterthan wieder fester geknüpft, Fleiß und Arbeitsamkeit ermuntert, der Armuth aufgeholfen, und der Triebfeder der ganzen Menschheit eine neue Wirksamkeit dadurch gegeben würde. Freiheit des Gewerbes und Heiligkeit des Eigenthums, waren die Grundpfeiler des neuen Systems. Für Iselin lauter dringende Gründe, es mit Wärme

zu empfehlen, und mit Eifer zu befördern. Seine frohesten Stunden verlebte dieser Weise im Schoose seiner Familie, wenn Kinder und Enkel um ihn hier spielten. In der Würde und Pflicht eines Vaters fand er so viel Angenehmes, das ihm alles Widrige überwog. Er starb 1782 in einem Alter von 54 Jahren und 4 Monaten.

Der sechszehente Julius.

Guillotinirt. Marie Anne Charlotte Corday.

Ein junges französisches Frauenzimmer, Marats Mörderinn.

Die That dieses heldenmüthigen Mädchens mag uns überzeugen, daß der reine altgriechische und römische Patriotismus sich auch in unsern Tagen, sogar in einer weiblichen Seele, mit jenem männlichen Muthe und jener unersättlichen Standhaftigkeit verbinden kann, die wir in einem Leonidas, Mutius Scävola, Regulus Cato, und andern Helden des Alterthums bewundern.

Nicht wenige Bewohner Frankreichs, selbst unter den heftigsten Republikanern, hielten den berüchtigten Marat für einen eben so gefährlichen Aufwiegler und Anstifter des Bürgerkriegs, als ihn die von ihm bekannt gewordenen Reden, Schriften und Thaten den Ausländern vorstellen. Es entstand in den Monaten Jun. und Jul. 1793 eine große Gährung, hauptsächlich in denjenigen Departements, deren De-

putirte man zu Paris auf eine so schimpfliche Weise behandelt, und ohne einmal ordentliche Gründe anzugeben, in die Gefängnisse geworfen hatte. Diese Departements beschlossen, eine bewaffnete Macht zu errichten, und nach Paris zu schicken, um ihre Deputirten zu befreien, und dem Despotismus der Marat'schen, oder der Parthei des Berges ein Ende zu machen. Vorzüglich waren die meisten Departements im ehemaligen Bretagne und der Normandie hierüber einverstanden, und die Stadt Caen, im Calvades-Departement, sollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung seyn. In dieser Stadt wurden Einschreiberegister eröffnet, und auf der Stelle eilten viele tausend muthige Männer und feurige Jünglinge herbei, um sich zum Zuge gegen die Anarchisten einschreiben zu lassen.

Charlotte Corday, eine Jungfer edler Herkunft, 25 Jahre weniger 3 Monate alt, aus Saturnin les Vignaux, in demselben Departement gebürtig, war Augenzeuge jener großen Auftritte. Nach dem allgemeinen Geständniß ihrer Freunde und Feinde, war sie ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, das mit einem schlanken, prächtigen Wuchs, einem majestätischen Anstand, der schon beim ersten Anblick eine gewisse Bewunderung, eine geheime Ehrfurcht für sie einflößte, verband; das eine sorgfältige Erziehung genossen, von Kindheit an einen außerordentlichen Verstand gezeigt, sich durch das Lesen der besten französischen Schriftsteller, besonders aber der alten Griechen und Römer, noch mehr ausgebildet hatte, und mit allen diesen eine Beharrlichkeit, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit in allen Unternehmungen

mungen verknüpfte, wie man sie vereinigt, nur selten bei Männer antrifft.

Diese außerordentliche Person bebte vor dem Gedanken des nahen Bürgerkriegs; ihr Gefühl verwandelte sich in Wuth gegen die Urheber all des Unglücks, das ihr Geist voraussah. Lange schon war ein tiefer Unwille gegen den Unmenschen Marat bei ihr eingewurzelt, seine äußerste Thätigkeit, seine Wuth bei den letzten Auftritten mit den verhafteten Deputirten ließ sie diesen Mann als den Haupturheber aller Abscheulichkeiten betrachten. Sie glaubte, ihr Vaterland könne zu keiner festen Verfassung und innern Ruhe kommen, so lange dieser Friedensstörer seine Mordblätter schriebe, und den Blutdurst des Pöbels durch immer neue Aufhetzungen wider die redlichen aber gemäßigten Patrioten reitzte. Sie hielt sich als Bürgerin des Staats verpflichtet, die traurige Lage ihres Vaterlandes nicht gleichgültig anzusehen, sondern zur Aufhebung der schrecklichen Anarchie, worin es versunken war, und zur Rettung desselben von dem nahen gänzlichen Verderben, alles beizutragen, was in ihren Kräften stände.

Es kann nicht besser werden, dachte Charlotte Corday, als bis der Prediger des Wüthens und Mordens verstummt, bis Marat todt ist, und so entschloß sie sich, das Ungeheuer zu tödten, und mit ihrem Leben das Glück so vieler Millionen Menschen zu erkaufen. In dieser Absicht reiste sie am 9ten Julius nach Paris, und bestimmte den 13ten dieses Monats zur Ausführung ihres Vorhabens. Gegen 8 Uhr Morgens gieng sie aus, und



kaufte sich ein Messer, das sie mit der Scheide in ihren Busen steckte. Dann setzte sie sich in einen Fiaker, und fuhr vor Marats Wohnung, der sich damals krank ausgab. Die Magd, an welche sich Corday wandte, weigerte sich daher, sie vorzulassen. Auf diesen Fall schon vorbereitet, ließ sie einen Brief an Marat zurück, worin sie ihn aufs dringendste bat, ihren Besuch anzunehmen, und fuhr wieder nach ihrer Wohnung. Als sie nach 7 Uhr Abends wieder kam, war die Magd eben so wenig, wie das erstemal, zu bewegen, sie vorzulassen; Charlotte sagte ihr aber, sie müsse ihn sprechen. Auch Marats Maitresse, die dazu kam, schlug ihre Bitte ab. Jene wollte sich aber durchaus nicht wieder abfertigen lassen, und beharrte auf ihrer Forderung. Marat saß gerade im Bade, und hörte den Streit. Er rief seinen Leuten und befahl, das Frauenzimmer zu ihm zu führen. Marat fragte nach ihrem Namen, that dann noch verschiedene Fragen wegen der nach Caen geflüchteten Deputirten und dem Verwalter des Calvades-Departements, und sagte endlich: „diese Rebellen werdens nicht lange mehr machen, ihre Köpfe werden in Kurzem unter der Guillotine fallen.“

Bei diesen Worten zog Charlotte das Messer aus ihrem Busen hervor, und stieß es ihm mit solcher Gewalt in das Herz, daß er nach dem Ausruf: A moi, ma chere amie, à moi! sogleich niedersank. Seine Maitresse sprang sogleich herbei, und hielt die Mörderin fest, die auch keine Miene machte, sich in Freiheit zu setzen. In wenig Minuten war

Marat todt, und Charlotte wanderte ganz unbefangen, und ohne jemals ihre Seelengröße zu verleugnen, ins Gefängniß. Gleich am Morgen nach der pomphaften Beerdigung des Verruchtesten aller Demagogen Galliens, also am 16ten Jul. früh um 8 Uhr, ward sie vor das fürchterliche Revolutionstribunal geführt. Durch ihren Anstand, durch ihre unerschrockenen und kraftvollen Antworten erwarb sie sich auch hier den höchsten Grad der Bewunderung der Richter und Zuhörer. Sie unterbrach sogleich die Aussagen der Zeugen durch das freimüthige Geständniß der That, und beantwortete alle ihr vorgelegte Fragen, so deutlich, so genau, und mit so vielem Verstande und selbst Witz, wo es schicklich war, daß alles in Erstaunen gesetzt wurde.

Nachdem nun Charlotte Corday alle ihre Aussagen bestätigte und unterschrieb, so erkannte das Gericht ihr die Todesstrafe zu, und Einziehung des Vermögens zum Besten der Republik. Sie hörte es mit so vieler Gelassenheit an, daß man auch nicht die geringste Veränderung auf ihrem Gesichte bemerken konnte. Nach dem Ausspruche ihres Todesurtheils wurde sie wieder ins Gefängniß zurück geführt. Sie aß ein ganzes junges gebratenes Huhn zu Mittag. Jetzt trat der Scharfrichter ins Gefängniß, um dieses heldenmüthige Mädchen aufs Blutgerüste zu führen, und Charlotte gieng mit stillem Lächeln den schweren Gang zum Tode. Alle Straßen, durch welche sie geführt wurde, waren mit einer unzähligen Menge Menschen bedeckt, auf welche sie nur dann und wann einen gleichgültigen Blick warf Selbst das un-

aufhörliche Auszischen und Schmähen des Pöbels war nicht vermögend, sie aus ihrer Fassung zu bringen. Ihr schönes Auge, ihr lächelnder Mund, kurz ihr ganzes holdes Angesicht zeigte den empfindenden Zuschauern das Bild einer unbeschreiblichen Sanftmuth.

Auch jetzt, da Charlotte das schauerliche Blutgerüste bestieg, veränderte sich ihre Miene nicht. Sie grüßte freundlich das umstehende Volk, das ihr zum Dank ein lautes Bravo zuschrie. Nur da überzog eine sanfte Röthe ihre schönen jungfräulichen Wangen, als sie Mantel und Halstuch von sich legen, und sich so den Blicken der Zuschauer bloß stellen mußte. Sie selbst legte noch ihren Kopf unter der fürchterlichen Maschine zurecht, und in einem Augenblicke war das Haupt vom Körper getrennt.

So starb Charlotte mit dem Bewußtseyn, ihr Vaterland von einem sehr schlimmen Feinde befreit zu haben. Jeder Unbefangene wird die reine Vaterlandsliebe, den männlichen Muth, und die feste Standhaftigkeit verehren, welche Marats edle Mörderin bei ihrer That bewies, aber die That selbst läßt sich mit der damaligen in Frankreich herrschenden Gesetzlosigkeit und Staatszerrüttung nur entschuldigen — nicht zur Nachahmung empfehlen.

Der siebenzehnte Julius.

Gest. Johann George Daries.

Direktor der Universität Frankfurt an der Oder.

Daries stammte aus dem alten Geschlechte von Bock; die ärmlichen Umstände der Familie bewogen schon seinen Urgroßvater, den Namen nach der damaligen Sitte zu ändern, und so wurde Daries daraus. Sein Vater, dem er im Jahr 1714 geboren wurde, war Prediger zu Güstrow im Mecklenburgischen — ein gelehrter Mann, der mit Sorgfalt die Talente seines einzigen Sohnes auszubilden strebte. Frühe entschied sich die Neigung desselben für die Mathematik, und — für die Geschäfte eines Gärtners; als Aufseher des väterlichen Gartens stellte er durch Absteckung der Beete und durch Ziehung der Bäume mathematische Figuren vor. Da ihn aber diese Beschäftigung zu sehr zerstreute, so that ihn sein Vater im 12ten Jahre auf das Güstrowsche Gymnasium, und schon im 14ten wanderte er nach Rostock, um auf dieser Universität sich zum Theologen zu bilden. Seine Jugend, sein munteres Temperament, und die

lustigen Leute, mit denen er in Bekanntschaft gerieth, verleiteten ihn zu manchen Ausschweifungen; doch die Ermahnungen des frommen Vaters führten den gutmüthigen Jüngling bald wieder auf die Bahn der Weisheit und Tugend zurück.

Streben nach einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verleitete ihn, rasch hinter einander, viel und vielerlei zu lesen, wodurch in seiner Seele ein Chaos entstand. Er machte sich alle damaligen ketzerischen Meinungen bekannt, und suchte sie bei Gelegenheit anzubringen und zu vertheidigen. Da er bei der damaligen Art zu philosophiren keine Befriedigung fand, so sehnte er sich nach einem Musensitze, wo er mit Wolf und seiner neuen Philosophie bekannt werden könnte. Er gieng deswegen im Jahr 1731 nach Jena, zog in das Haus des berühmten Carpzov, benutzte die philosophischen und theologischen Vorlesungen desselben sehr eifrig, bereute es aber zeitlebens, daß er in seinen akademischen Jahren das Studium der Sprachen, und der Geschichte der Staaten und Philosophie zu sehr vernachläßigt habe.

Sobald Daries die neue Philosophie gründlich kennen gelernt hatte, so fieng er mit einigen Freunden die philosophischen Vorlesungen zu wiederholen an. Er fand Beifall, und dieß machte ihm Muth sich zum akademischen Leben zu bilden. Vor der Hand mußte er aber diesen Wunsch dem Willen seines Vaters aufopfern, der ihn als Gehülfen im Predigen nach Hause berief. Stolz auf sein philosophisches Wissen und auf den Beifall, den er auf der Kanzel erhielt, bekam er von sich selbst große Ideen, und bildete sich ein, wer

kein Wolfianer wäre, könnte kein Philosoph seyn. Er hatte noch vor seinem Abgange von Jena eine Hypothese zu Papier gebracht, durch die er die Lehre von der Dreieinigkeit zu beweisen suchte. Diese Abhandlung wurde in seiner Abwesenheit und wider seinen Willen von einem Freunde der Presse übergeben. Die theologischen Fakultäten in Jena und Rostock fielen darüber her, und zitirten ihn als einen Ketzer vor ihre Gerichte. Daries eilte nach Jena zurück, und erhielt hier sogleich von der Obrigkeit den Befehl, sich nicht eher zu entfernen, bis seine Streitsache ins Reine gebracht sey. Die Verzögerung des Streites, der endlich in der Stille beigelegt wurde, machte, daß er seinen geringen Geldvorrath aufzehrte; um einigen Erwerb zu haben, verschaffte er sich gegen den Winter 1733 durch eine Disputation das Recht, Vorlesungen halten zu dürfen, und machte den Anfang damit, wolfische Philosophie und Mathematik zu lehren. Sein Beifall wuchs in Kurzem, aber mit ihm auch die Zahl seiner Feinde. Die Theologen machten seine Orthodoxie verdächtig, und die Wolfianer waren ihm abgeneigt, weil er gegen manche Punkte des wolfischen Systems, unter andern gegen den Determinismus desselben Zweifel vorbrachte.

Schon war er 4 Jahre Docent in Jena gewesen, als ihn die Neckereien der Theologen bewogen, ihre Fahne zu verlassen, und sich auf die Jurisprudenz zu legen. Er führte seinen Entschluß mit der größten Beharrlichkeit aus, hörte juristische Kollegien und hielt dabei seine akademischen Vorlesungen mit großem Fleiße. Eine Frucht seiner Beschäftigungen mit dem

Organon des Aristoteles war sein Kompendium der Logik, die er späterhin verbessert unter dem Titel: Via ad veritatem neu herausgab. Er war bereits Adjunkt in der philosophischen Fakultät, wurde nun Doktor der Rechte und las die Institutionen, auch einigemal die Pandekten mit Beifall. Sein Ruf verbreitete sich, er schrieb mehrere nützliche Schriften, und da er auf einige Akademieen Vokationen erhielt, so machte man ihn 1744 zum ordentlichen Professor der praktischen Philosophie und Hofrath. Der Beifall, den er bei den Studierenden fand, war ganz außerordentlich. Seine Vorlesungen über das Naturrecht wurden öfters von 500 Zuhörern besucht; sie besetzten die Treppen, und lehnten Leitern an die Fenster, wenn kein Raum mehr im Hörsale war.

Daries wendete seine gründlichen Einsichten in die Mathematik und Physik nun auch auf die Oekonomie an, machte darin auf einem eigenen Gute mannigfaltige Versuche, und errichtete eine Realschule, wo arme Kinder zu landwirthschaftlichen Arbeiten beigezogen und darin gehörig unterrrichtet werden sollten. Ueberhaupt gehörte er unter die ersten, die den Kenntnissen des Kameralwesens, der Oekonomie und der Staatswirthschaft eine Stelle unter den akademischen Wissenschaften anwiesen, und diese wichtigen Theile der menschlichen Kenntnisse zu dem Rang erhoben, der ihnen gebührte.

Ganz Jena nahm und bezeugte den lebhaftesten Antheil, als er im Jahr 1763 einen sehr ehrenvollen Rufe nach Frankfurt an der Oder, als Baumgartens Nachfolger auf dem philosophischen Lehrstuhl

und zugleich als ordentlicher Professor in der juristischen Fakultät folgte. Auch in diesem neuen Platze erfüllte er seinen akademischen Beruf 28 Jahre lang mit ruhmwerther Pünktlichkeit. Außerdem erwarb er sich als Direktor der Universität und Ordinarius der Juristen-Fakultät manches erhebliche Verdienst um die Universität zu Frankfurt. Uebrigens floß sein Leben nun ruhig dahin; er schränkte sich auf seinen Beruf als Lehrer ein, und die deutsche Umarbeitung seiner Logik oder sein Weg zur Wahrheit war, außer einigen juristischen Dissertationen und einigen Programmen im Namen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, die er stiftete, das einzige, was er in Frankfurt für den Druck arbeitete. Er war zwar immer noch reich an Projekten zu Büchern, die er noch schreiben wollte, z. B. ein weitläuftiges System des Natur- und Völkerrechts in deutscher Sprache; allein seine mannigfaltigen Geschäfte im praktisch-juristischen Fache, indem er einer der fleißigsten Akten-Arbeiter war, so wie seine vielen Vorlesungen, ließen diese Plane nicht zur Ausführung kommen. Er erlebte im Jahr 1785 die seltene Freude, sein Jubelfest als akademischer Lehrer zu feiern; um diese Zeit hatte er das Naturrecht, seine Hauptwissenschaft, hundertmal vorgetragen. Seine Munterkeit und sein aufgeweckteś Wesen, seine Scherze und Witz verließen ihn auch im Alter nicht, und er war da noch für seine Freunde ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter. Nach einer völligen Entkräftung starb er 1791 im 78sten Jahre seines gemeinnützigen Lebens, und die Universität nicht allein, sondern die ganze Stadt nahm einen rühren-

den Antheil an dem Verlust dieses berühmten Mannes.

Daries hat große Verdienste als gelehrter Forscher in mehrern Zweigen der Philosophie, und noch größere als vieljähriger Lehrer derselben. Seine gedruckten Werke belaufen sich auf 59, worunter 20 Dissertationen, 14 Programmen, 9 kleine Abhandlungen und 16 größere Werke sind. Als öffentlicher Lehrer war er ganz in seinem Fache. Er hatte diejenige Gabe des Vortrags, durch welche die Zuhörer nicht Philosophie, sondern philosophiren lernen; unstreitig die einzig wahre Methode, nach welcher ein Docent streben sollte. Dem Lehramte widmete er seine ganze Zeit, und vermied viele Geschäfte, die einträglicher für ihn gewesen wären. So schlug er z. B. manche Anträge von Buchhandlungen aus, die in den Jahren 1772 — 1778, vielleicht auch noch späterhin an ihn geschahen. In den Jahren seiner vollen Kraft hielt er täglich 6 Vorlesungen, nachher 5, 4, und in seinem Todesjahre, als grauer Greis, noch 3. Vom akademischen Neide und von Gewinnsucht war er frei, und nichts machte ihm größere Freude, als der Fleiß seiner Zuhörer. An der Gründung des Glücks derselben nahm er durch Mitwirkung oder Beifreude herzlichen Antheil. Diese Eigenschaften, diese väterliche Sorgfalt, erwarben ihm das allgemeine Vertrauen der Studierenden, wodurch dann sein Wirkungskreis als Lehrer erweitert und veredelt wurde.

Der achtzehente Julius.

Geb. Christian Bernhard Rode.

Direktor der königlichen Akademie der Künste in Berlin.

Heilig sey dem Verehrer der Künste das Andenken eines Mannes, welchen seine Kunst weit über gewöhnliche Menschen erhob, und welcher doch durch die sanfte, ihn charakterisirende Bescheidenheit, durch das edelste Herz, ein Muster aller geselligen Tugenden war. Rode gehört, nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner, unter die wenigen ernsthaften Künstler, die Deutschland und seiner Kunst Ehre machen. Er hat die Gegenstände seines Pinsels, so wie seiner Radiernadel, aus der ältern und neuern biblischen und weltlichen Geschichte genommen; und aus dem größten Theile seiner Blätter sieht der denkende Künstler voll erhabener Ideen, reicher Imagination und wahrer Empfindung, mahlerischer Anordnung und Kenntnisse des Helldunkeln hervor. Die Fruchtbarkeit seines Geistes beweisen die beiden Sammlungen radierten Blätter, die er außer seinen

vielen Gemählden geliefert hat. Am liebsten machte er biblische Geschichten, und zierte damit viele Kirchen. Aus seiner Rede merkte man nicht, daß er die Geschichte, gleich einem Gelehrten, studirt habe, aber seine mannigfaltigen Gemählde zeugen von dem großen Umfange seiner historischen Kenntnisse.

Rode erblickte das Weltlicht im Jahr 1725 zu Berlin. Sein Vater war ein geschickter Goldarbeiter, der aber in der Folge seine Profession aufgab, weil er bei einer andern reichlicheres Brod fand. Von der frühesten Kindheit an entwickelte sich in dem Sohn der denkende Geist und der künftige große Künstler. Sein liebstes Spielwerk war es, auf eine schwarze Tafel Figuren mit Kreide zu zeichnen. Man suchte ihn zum Studiren zu bewegen, aber seine Neigung trieb ihn unwiderstrechlich zu der Kunst hin. Die ersten Anfangsgründe in der Zeichenkunst lernte er im Hause seines Vaters; ein gewisser Müller von Hermannstadt unterrichtete ihn zu einer Zeit, während welcher er, ohne weitere Anweisung seine ersten Stücke in grauem Tusch auf Papier, nach Gipsbüsten, oder auch in Oehl mahlte. Auch in Thon formte er verschiedene niedliche Kinderfiguren, deren er sich als Leuchter bediente. Der eigentliche Lehrer, in dessen Schule er sich bildete, war der Hofmahler Anton Pesne, Unter vielen seiner berühmten Schüler, glänzt Rode's Name unsterblich.

Im Jahre 1748 machte er eine Reise nach Paris, und benutzte hier einige Monate den Unterricht des berühmten Karl Vanloo. Mehr Nutzen, als aus der Anweisung seines Lehrers, schöpfte er aus

den ältern Kunstwerken französischer und italiänischer Meister, deren Arbeiten sich in den dortigen Kirchen und Gemähldesammlungen befanden. Er kopirte Stücke, die ihm vorzüglich gefielen, in kolorirten Skizzen, wodurch er den Vortheil erlangte, drei der Haupttheile der Mahlerkunst, die Komposition, das Clair obscur und das Kolorit zugleich zu studiren. Durch diese Skizzen erhielt er die Gemählde, die er gesehen hatte, auf immer seinem Gedächtnisse gegenwärtig.

Der Ruf des jungen Künstlers kam vor Friedrich den Großen, und er erhielt nach seiner Rückkunft aus Paris, im Jahre 1729, vom Könige den Befehl, ihm einige seiner Arbeiten vorzulegen. Rode, der die kräftige Wirkung des Lichts und Schattens in der Mahlerei sehr liebte, hatte zufällig in einem Gedicht einen Gedanken gefunden, der seinem Geschmacke entsprach, und er führte ihn in Rembrandts Manier aus. Das Sujet war, wie die Christen als Martyrer bei der Nacht an Pfähle gebunden waren, ihre Körper mit brennbaren Materien bestrichen wurden, und sie, eines so grausamen Todes sterbend, als Fackeln Rom erleuchten mußten. Die Wirkung dieses Gemähldes war unglaublich, seine Komposition, und alle seine Theile überdieß meisterhaft. Indessen ward Friedrich bei dem Anblicke dieses Kunstwerks so erschüttert, daß er mit Heftigkeit ausrief: „es ist schön, aber nehm er's weg, ich mag dergleichen nicht sehen, es ist grausam. Die Mahlerei soll ergötzen und nicht betrüben. Hat er mir nichts anders zu zeigen?“ Rode zeigte eine Abnehmung Christi vom Kreutze.

Hier sprach der König: „das ist ja wieder grausam!“ und indem er sich zum Marquis d'Argens wandte, der eben gegenwärtig war, machte er die Bemerkung, der junge Rode habe etwas Melancholisches in seiner Physiognomie. Doch gefiel dem Könige die Manier des Künstlers so sehr, daß er ihm auftrug, zwei Gemählde zu verfertigen, deren Gegenstand er aus der Mythologie wählte, welche nichts weniger als melancholisch waren. Ob Rode sie verfertigt habe, ist nicht bekannt *).

Ein Reise nach Italien unternahm der Künstler im Jahr 1752. Nachdem er fünf Monate in Venedig zugebracht hatte, gieng er nach Rom, wo er über ein Jahr verweilte, und blieb dann noch einmal einige Monate in Venedig. Ueberhaupt war die römische Schule nicht so, wie die venetianische, seinem Genie angemessen. Sein feuriger Geist war zu dem ernsthaften Studium der Antiken nicht immer aufgelegt.

*) Friedrich schätzte in der Folge Rode's Arbeiten sehr hoch. Es ward einst in Gegenwart des Monarchen von französischen und italiänischen Künstlern gesprochen; die Stimmen über ihre Vorzüge waren getheilt. Der König nahm das Wort, und sagte: „Niemand spricht von deutschen Künstlern, deren wir doch welche haben, die jenen völlig gleich kommen.“ Er nannte Rode's Namen auf eine Art, welche bewies, wie sehr er ihn schätzte. Ein Gemählde von Rode, die Nacht, befindet sich im königlichen Schloße zu Potsdam. Hier sprach der König zu einigen anwesenden hohen Fremden, welche es betrachteten, hier ist das wahre point de vue! Betrachten Sie es recht, es ist ein Meisterstück.“

Die Theile, welche er in seiner Kunst am liebsten zu erreichen strebte, waren große Komposition und starker Effekt; aus diesem Grunde waren Tintart und Paul Verouse seine Meister, und diese konnte er bei dem Aufenthalte in Venedig mehr, als in Rom benutzen.

Rode wählte nun Berlin zu seinem beständigen Aufenthalte, einige Reisen zur Erholung und zum Vergnügen abgerechnet. Er schloß eine glückliche Ehe, wurde ums Jahr 1756 zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künste gewählt, und seit 1783 bekleidete er die Stelle eines Direktors derselben. Er zog Schüler, die eines so großen Lehrers würdig waren, und starb am 24sten Jun. 1797 im Genuß der allgemeinsten Hochachtung.

Wenn irgend etwas die Größe erreichen konnte, welche Rode in seiner Kunst besaß, so erreichte sein moralischer Charakter sie völlig. Ramler hat ihn in einer meisterhaften Ode eben so schön als treffend geschildert. Bei der bekanntesten Größe in seiner Kunst, bei einem Geiste, der überdieß noch durch viele Kenntnisse gebildet war, besaß Rode eine sanfte Bescheidenheit, die Aller Herzen zu ihm zog. Bei dem ersten Anblicke schien sein Aeußeres einfach; nichts ließ auf den großen Mann schließen, der er war, wenn es nicht ein unverkennbarer Blick, welcher seine denkende Physiognomie beseelte, den feineren Beobachter verrieth. Ueberhaupt glich Rode's Werth einem kostbaren Edelstein, der nur von Kennern würdig geschätzt werden kann. Sein edles Herz war rein, wie seine göttliche Künste, welche er nie zu unmorali-

schen Schilderungen anwendete, wodurch so oft Werke der geschicktesten Künstler entheiliget werden. Seine Kunst war der Tugend und religiösen Frömmigkeit geweiht, wovon sein eigenes Herz so ganz erfüllt war. Auch aus der weltlichen Geschichte wählte er immer nur große und schöne Begebenheiten zu seinem Gegenstande.

Rode war ein eben so fleißiger, als großer Künstler. Die meisten seiner Gemählde waren vorzüglich, und in allen war sein Geist unverkennbar. Viele derselben sind ein Eigenthum fremder Fürsten und Länder. So hoch seine Arbeiten auch immer gehalten wurden, so beschenkte der uneigennützige Künstler doch viele Kirchen seiner Vaterstadt mit den Produkten seiner Kunst. Eines der letzten Gemählde, welches er in dieser edlen Absicht für die Kirche des Invalidenhauses in Berlin verfertigte, stellte die Begebenheit vor, wie der Hauptmann zu Capernaum zu dem Heilande kam. Obgleich dieß Stück in seine letzten Lebenstage fällt, so giebt es doch an Schönheit den Arbeiten seiner blühendsten Jugend nichts nach. Einen vorzüglichen Werth haben, neben vielen andern, seine Gemählde aus der brandenburgischen Geschichte.

Der

Der neunzehente Julius.

Geb. Johann Jakob Bodmer.

Professor der schweizerischen Geschichte, und Mitglied des großen Raths zu Zürich.

Die Schweiz hat von jeher eine der ansehnlichsten Stellen in der Geschichte der Wissenschaften behauptet. Alle Fächer der Gelehrsamkeit und Kunst sind hier mit Glück betrieben und bearbeitet worden, und nicht selten hat ein schweizerischer Gelehrter ein ganzes Feld der Kunst und Gelehrsamkeit vom Grunde aus umgearbeitet, und in einer ganz neuen Gestalt erscheinen lassen. Beweise davon sind Calvin, Haller und Bodmer. Die beiden erstern haben allgemein, und der letztere für den Geschmack in Deutschland unendlich viel Gutes gewirkt.

Bodmer war der Sohn eines Predigers zu Greifenberg ohnweit Zürich, geboren im Jahre 1698. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Gymnasium in Zürich, und nach dem Willen seines Vaters sollte er sich hier für die Kirche bilden. Aber natürliche

Schüchternheit machte ihm die Kanzel zuwider, und sein Geist fand an der typischen Dogmatik des Coccejus so wenig Nahrung, daß er sich mehr mit den Schriften der Griechen und Römer, als mit den schulgerechten Lehrbüchern der Theologen beschäftigte. Indessen verbarg er seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, aus Besorgniß von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Da die Zeit seiner Ordination heranrückte, konnte er seine wahre Gesinnung nicht länger verbergen, und nun geschah, was er besorgt hatte. Sein Vater nöthigte ihn im Jahr 1717 nach Bergamo in Italien zu gehen, um sich der Handelschaft zu widmen. Dieser Lebensart war er aber bald müde, und im zweiten Jahre kam er wieder zu den Seinigen zurück. Von Kindheit auf schien Bodmer für die Gelehrsamkeit, und besonders für die Dichtkunst geboren, wozu ohne Zweifel seine einsame, ländliche Erziehung nicht wenig beitrug. Schon in den Kinderjahren erfüllten Ovids Verwandlungen, in einer alten deutschen Uebersetzung, seinen Geist mit poetischen Bildern. In der Folge trug der englische Zuschauer sehr viel zur Ausbildung seines Herzens und Geschmackes bei; er sah daraus, daß man von den Schriftstellern des Alterthums nicht blos Sprachen, sondern auch die Kenntnisse des Menschen, und die Regeln der schönen Künste lernen könne.

Bodmer zog im Jahre 1720 vom Lande und seinen Eltern in die Stadt Zürich, und legte sich mit Fleiß auf die Geschichte, und die Rechte seines Vaterlandes. In diesen Fächern erhielt er

auch 1735 eine öffentliche Lehrstelle, und fieng an, als Professor der Schweizergeschichte und Politik Vorlesungen zu halten. Er bildete in seinem Lehramte Menschen und Bürger; unmöglich konnte er sich zwingen, Gelehrte vom Handwerk nach strenger Schulmethode zu ziehen. Auch sah er sich eben darum gar bald in seinem Hörsale verlassen: desto ausgewählter blieb die kleine Zahl seiner Schüler. Wiewohl er im Jahre 1737 zu einem Mitgliede des großen Raths erwählt ward, so erweckte darum dies bei ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Er lehnte Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Ernste ab, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Ueberhaupt hatte er zu viel natürliche Schüchternheit, zu wenig populairen Ausdruck und zu wenig körperliche Beredsamkeit, um auf dem Rathhause in öffentlichen Geschäften glänzen zu können; aber desto mehr nutzte er dem Staate mittelbar, wenn er in vertraulichen Unterredungen, wo es ihm nie an Freimüthigkeit fehlte, manchen Staatsmann zur Ausführung wohlthätiger Entwürfe begeisterte.

Seit dem Jahre 1727 war er mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns verheurathet. Da ihm aber seine Gattin, vier Söhne und eine geliebte Nichte zeitig durch den Tod entrissen wurden, so lebte er nun einzig seinem Amte und den Musen. Da das erste weder beschwerlich war, noch viel Zeit forderte; da ihm die Natur, bei einer frugalen Lebensart, bis in sein höchstes Alter eine dauerhafte Gesundheit schenkte, und auch sein Geist immer munter blieb: so ist es begreiflich, wie er

so erstaunlich viel hat lesen, schreiben, ausarbeiten und herausgeben können.

Bodmer war ein guter Republikaner; noch in seinem spätesten Alter konnte er bei den Namen Vaterland und Freiheit entglühen. Bei zunehmenden Jahren wurde er immer heiterer, gesprächiger, witziger; in der Schreibart lebhafter, in der Denkart freier; er söhnte sich sogar mit den scherzhaften Dichtern aus, die er ehedem verdammte, und schüttelte das Joch der finstern Theologie ab, das er ehedem getragen hatte. In der Philosophie hieng er keinem System an; ja er hatte einen kleinen Hang zum Skeptizism; die Metaphysik hielt er für eine gute Gymnastik des jugendlichen Verstandes; aber nicht für würdige Beschäftigung des reifern Mannes. Rousseau gehörte in neuern Zeiten unter seine Lieblinge, und er pries die Schriften desselben als Handbücher der Poesie, Philosophie und Politik an. Das Studium der Alten empfahl er sehr. Sey es aus Mangel an Gehör, oder aus Unwissenheit in der Kunst: Bodmer war stets gegen die Musik sehr gleichgültig; ein Umstand, der den Mangel der Harmonie in seiner Versifikation erklären kann. Sein Haus war jedem offen, der belehrende Unterhaltung suchte, und er ward von Leuten aus allen Ständen und aller Art besucht. Ihm war die seltene Gabe eigen, sich mit jedem nach seinem Talente zu unterhalten; deswegen liebte ihn der Schwachkopf, wie der starke Geist, und der Christ, wie der Freidenker. Er lebte unabhängig nahe auf einem Landhause bei der Stadt. Erst

seit 1775 legte er seine Stelle als Professor der Schweizergeschichte und Politik nieder, und am 2ten Jan. 1783 entschlummerte er als ein Greis von 85 Jahren. In seinem Testamente zeigte er sich gegen das Publikum in Zürich sehr wohlthätig. Denn er vermachte ansehnliche Summen den Predigerwitwen, der studirenden Jugend, der Stadtbibliothek, den Armenhäusern rc. und seine Wohnung nebst dem Garten und einem Fond von 1000 Thalern schenkte er der Mädchenschule seiner Vaterstadt.

Bodmer hat um unsere Literatur große Verdienste. Binnen den 60 Jahren, die er in derselben arbeitete, erfuhr sie große, und zum Theil sehr heilsame Revolutionen, und einige derselben, die in frühern Zeiten eintraten, sind selbst durch seine Beihülfe veranlaßt worden. Seine und seiner Freunde Kritik fieng zuerst an, den deutschen Geschmack in Künsten und Wissenschaften zu bilden, und die Abhandlungen, die er über einige Themata aus dem literarischen und artistischen Fache schrieb, gaben Anlaß, daß man nach und nach anfieng, über ähnliche Gegenstände nachzuforschen, und über einige Regionen der Literatur und Kunst, die damals noch in dicker Finsterniß lagen, ein Schimmerlicht zu verbreiten. Zwar gab Gottsched eigentlich den ersten Stoß, allein auch zugleich eine falsche Richtung. Bodmer und Breitinger aber, vom Geiste der Alten genährt, wiesen ihn in seine Schranken zurück. Die Streitigkeiten, in die er sich als Kritiker verwickelt sah, gaben aber seinem Tone

eine gewiße Härte und Bissigkeit, die sehr oft in bittere Persiflage übergieng.

Um aber nicht blos theoretische, sondern auch praktische Fingerzeige zur Verbesserung unserer Literatur zu geben, machte er ausländische Muster in unserer Sprache bekannt, und zog die Männer, die ehedem mit Glück in unserer Literatur gearbeitet hatten, wieder hervor, erläuterte und erklärte sie. So entstand seine Uebersetzung des Milton, Homer, des Apollonius Rhodius, seine prächtige Ausgabe der Minnesänger, der Gedichte des Opitz, Canitz, Wernicke u. a. m.

Ziemlich spät, erst als er sich den Funfzigen näherte, trat Bodmer als Dichter auf, wiewohl er auch im Jünglingsalter dann und wann Verse gemacht hatte. Das erste Gedicht, das er herausgab, war eine poetische Erzählung, Pygmalion und Elise 1747, und in demselben Jahre wurden auch seine Lobgedichte und Elegien zuerst gedruckt. Von dieser Zeit an hat er eine Menge poetischer Werke geschrieben, die freilich von sehr ungleichem Werthe und Beweise nicht nur von dem Geist und den Einsichten, sondern auch die Flüchtigkeit ihres Urhebers sind. Seine meisten und vornehmsten Gedichte sind episch und dramatisch; beiden fehlt es weder an vielen guten Stellen, aus welchen Funken seines poetischen Genies hervorschimmern, noch an gut angelegten Charakteren, die seine Kenntniß des menschlichen Herzens beweisen; aber im Ganzen mangelt ihnen doch die lebendige Wärme des Geistes, und die Fülle der Darstellung, die

einem Werke allein dauerhaften Beifall sichert; sie sind voll Eifers für die gute Sache der Tugend und Freiheit, aber dieser gute Eifer äußert sich mehr in Sprüchen als Thaten; manchem Charakter fehlt es an festem psychologischen Grunde, manchem Plane an Zusammenhang, manchem Gespräch an Natur, manchem Verse an Wohllaut, manchem Ausdruck an Würde. Das vornehmste poetische Werk Bodmers, auf welches er noch den meisten Fleiß gewandt, und das sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, ist seine Noachide. Seine Dramen, deren er eine Menge verfertigt, und wozu er den Stoff theils aus der biblischen, theils aus der weltlichen Geschichte genommen hat, sind größtentheils einzeln, verschiedene auch in Sammlungen erschienen, alle aber mehr politisch-historische Gespräche, als wahre dramatische Kunstwerke.

Der zwanzigste Julius.

Geb. Alonsius Ferdinand, Graf von Marsigli.

Ehemaliger Kaiserlich = Königlicher General.

Die Familie Marsigli, aus der Aloysius im Jahr 1658 geboren wurde, gehört zu den alten adelichen Geschlechtern in Bologna. Die Erziehung des jungen Grafen war streng, und der Ausbildung seiner Kräfte förderlich. Frühzeitig verrieth sich seine Neigung zu den physischen und mathematischen Wissenschaften, seine Wißbegierde trieb ihn nach Padua, Rom und Neapel, und im 21sten Jahre nach Konstantinopel. Die Frucht dieser Reise waren Beobachtungen über den Kanal bei Konstantinopel, welche 1681 gedruckt wurden, und zugleich sammelte er hier die ersten Materialien zu seinem berühmten Werke über die Kriegskunst der Türken.

Marsigli war eilf Monate zu Konstantinopel, und nahm seinen Weg zurück durch Griechenland und Dalmatien, um diese Länder kennen zu lernen. Von Ruhmbegierde gespornt, beschloß er sein Glück in dem Kriege zu versuchen, den Kaiser Leopold mit den Türken anfieng. Bald schwung er sich durch seine Verdienste zum Obersten, und er empfahl sich jedermann dadurch, daß er allenthalben das Land beschrieb und kundig machte, wo die Armee hinkam. Er entwarf die Linien und Werke am

Raabfluß, um die Türken abzuhalten, hatte aber 1683 nach einem hitzigen Gefechte das Unglück, verwundet von den Tartaren in die Sklaverei fortgeschleppt zu werden. An ein Pferd gebunden, mußte er 18 Stunden lang baarfuß sich fortschleppen lassen, und lange die niedrigsten Arbeiten verrichten, bis er gegen eine beträchtliche Summe die Freiheit erhielt. Nach einem kurzen Besuche in seinem Vaterlande eilte er wieder zur kaiserlichen Armee, brachte die Festungen Gran und Plintenburg zu Stande, und ihm vornemlich war es zuzuschreiben, daß 1686 die große Festung Ofen mit ihrer völligen Besatzung den Deutschen in die Hände fiel. Da die Stadt der Plünderung frei gegeben wurde, so kam er auch hinein, und erbeutete, was er gesucht hatte — morgenländische Schriften.

Der Prinz Ludwig von Baden, unter dem Marsigli in Ungarn diente, hatte oft Gelegenheit, die Kunst desselben zu bewundern, da er mit unglaublicher Geschwindigkeit drei oder viermal Brücken über die Donau schlug, um die Armee über den Fluß zu bringen; da er Wege machte, wo fast kein Mensch gehen konnte, und da er Schanzen und Befestigungen von herrlicher Bauart an verschiedenen Orten anlegte; da er einst die Armee rettete, welche in Gefahr war, eingeschlossen zu werden, und da er sowohl in dem großen Siege der Kaiserlichen bei Nissa, als auch in Beschirmung der Provinz Siebenbürgen, welche man schon verloren gab, bewieß, daß er eben so klug einen Rath geben, als ihn mit gewaffneter Hand vorsichtig ausführen könne. Der

Kaiser bediente sich seiner Einsicht bei mehrern wichtigen Gesandtschaften und Friedensunterhandlungen, und als 1699 der Karlowitzer Friede zu Stande kam, wurde ihm die Bestimmung der Grenzen übertragen.

Nun entstand der spanische Successionskrieg. Marsigli wurde schon vor einiger Zeit zum General ernannt, und erhielt in der Festung Brisach die Unter-Kommandantenstelle, worin der Graf von Arco als wirklicher Kommandant stand. Dieser Krieg brachte 1701 ganz Europa in Bewegung. Der erste Ausfall von Frankreich geschah auf die Festung Brisach, die sich aber nach Eröffnung der Laufgräben schon in 13 Tagen (am 6. Sept. 1703) an den Herzog von Burgund ergab. Kaiser Leopold schmeichelte sich, Brisach würde im Stande seyn, sich zu vertheidigen; er ernannte Richter, die diesen wichtigen Vorfall untersuchen sollten. Diese thaten am 4ten Febr. 1704 den Ausspruch, nach welchem Graf Arco den Kopf verlohr, und Graf von Marsigli aller seiner Ehrenstellen entsetzt, und ihm der Degen über dem Kopf zerbrochen vor die Füße geworfen wurde. Marsigli klagte laut über Ungerechtigkeit, und stellte der ganzen Welt schriftlich und gedruckt vor Augen, daß er unschuldig sey. Das Publikum selbst schrie über das partheiische Urtheil der kaiserlichen Kommission; selbst die mit dem Kaiser verbundenen Mächte, welchen an der Erhaltung von Brisach gelegen war, erkannten die Unschuld des Grafen von Marsigli, und vorzüglich Holland erlaubte, daß dieß in öffentlichen

Schriften, die im Lande gedruckt wurden, geschehen durfte. Marsigli gieng selbst nach Wien, in der Hoffnung, beim Kaiser Zugang zu finden und ein Kriegsgericht zu erhalten; aber seine Gegner vereitelten beides, als wenn sein Verbrechen zu offenbar gewesen wäre. Es schien, als ob man im Anfange eines so großen Krieges ein schaudervolles Beispiel der Strenge geben wollte, um in der Folge desselben mehr ähnliche zu verhindern.

Die Liebe zu den Wissenschaften, die Marsigli auch unter dem Getümmel der Waffen nicht verlassen hatte, begleitete ihn nun in die Einsamkeit, und trug da die schönsten Früchte. Mehrere Jahre hielt er sich in dem angenehmen Orte Cassis in der Provence auf, und genoß da im Schooße der Natur einer philosophischen Ruhe, bis ihm der Pabst im Jahr 1709 das Kommando über seine Truppen übergab. Als dieses Kommando aufhörte, bot ihm der heilige Vater die wichtigsten Stellen bei den Truppen, und überdieß eine Prälatur an; aber er kehrte lieber in die Einsamkeit zurück.

Schon lange hatte er die Idee bei sich getragen, ein Institut der Künste und Wissenschaften zu gründen, wodurch die fünf Wissenschaften, Astronomie, Chemie, Naturgeschichte, Naturlehre und Kriegskunst, erweitert werden könnten. Er besaß eine sehr ansehnliche Sammlung von Naturalien, von astronomischen und chemischen Instrumenten, von Rissen zu Festungen, Mustern zu Maschinen, Alterthümern und fremden Waffen. Alles war nicht allein mit großen Kosten angeschafft, sondern auch mit noch viel größern

Kosten von den entferntesten Orten nach Bologna gebracht worden. Er machte dem Senat dieser Stadt im Anfange des Jahres 1712 ein Geschenk damit, und errichtete daselbst das berühmte bononische Institut — eine Gesellschaft, welche alle die geschenkten Schätze erhalten, und zum Vortheile des Publikums einen, nach den Bedingungen des Kontrakts eingerichteten Gebrauch machen sollte. Der Senat räumte dem Institut einen Pallast ein, wie ihn die von Marsigli erhaltenen Fonds erforderten, welchen man in verschiedene Zimmer nach den Wissenschaften eintheilen mußte. In diesem Pallaste wohnten 6 Professoren, jeder in dem Viertel derjenigen Wissenschaft, die ihm zugehörte. Der Graf verband zugleich mit dem Institute eine eigene ansehnliche Druckerey, ließ geschickte Künstler aus Holland kommen, um neue Schriften zu gießen, und that überhaupt alles, was den Flor seiner Akademie befördern konnte, ohne weder Kosten noch Mühe zu scheuen.

Die Wissenschaften hatten überhaupt an ihm den treuesten Pfleger, und seine eigenen Schriften sind unvergängliche Beweise von seinen großen Einsichten, besonders in allen Zweigen der Naturkenntniß. Viele neue und herrliche Bemerkungen findet man in seiner Naturgeschichte des Meers (Histoire physique de la mer. 1725. Fol. mit Kupf.), und in seinem noch mehr geschätzten Werke Von der Donau in Ungarn und der Bulgarey (Danubius Pannonico-Misicus. 1726. 6 Foliobände mit Kupf.) Nie war er müßig, selbst im Felde studierte, beob-

achtete und schrieb er. Nicht allein das große Werk über die Donau, sondern auch eine Abhandlung von Erzeugung der Erdschwämme u. a. m. wurden im Felde geschrieben. Schade, daß er gar zu viel unternahm, daß er sich bei Bearbeitung einer Materie nicht lange genug aufhielt, und daß ihn seine Lebhaftigkeit beständig zu etwas Neuem trieb. Indessen war er es gewiß würdig, daß ihn die Akademie der Wissenschaften zu Paris, und die Londner königliche Societät zu ihrem Mitgliede aufnahmen.

Als er sein Institut in Bologna fest gegründet und seine Entwürfe ausgeführt hatte, kehrte er im Jahr 1728 nach Cassis zurück, um seine Untersuchungen des Meeres fortzusetzen. Sein jugendlicher Geist erlaubte ihm im hohen Alter die thätigste Anstrengung noch ungeschwächter Sinne. Aber im Jahre 1729 hatte er einen leichten Anfall vom Schlagflusse, und die Aerzte schickten ihn wieder in die Luft seines Vaterlandes; hier war er immer kränklich, bis auf den 1sten Nov. 1730, an welchem ihn ein zweiter Anfall zu Bologna hinraffte, in einem Alter von 72 Jahren. Seine äußere majestätische Bildung harmonirte mit der Größe seiner Seele, und flößte jedem Ehrfurcht ein, der ihn sah. Er war ein sehr freigebiger Mann, und von so aufrichtigem, offenem Charakter, daß sein Herz und seine Worte, und sein Aeußeres stets einerlei sagten. Seine Liebe zu seinem Vaterlande, zu seinen Eltern und Lehrern war sehr groß, und auch die Religion liebte er mehr, als sonst Leute vom Militairstande zu thun pflegen.

Der ein und zwanzigste Julius.

Geb. Johann Friedrich Jugler.

Rath und Inspektor der Ritterakademie in Lüneburg.

Jugler war im Jahr 1714 zu Wetteburg, einem unweit Naumburg in Sachsen liegendem Dorfe, wo sein Vater einige 40 Jahre hindurch im Predigtamte stand, geboren. In seinen Kinderjahren genoß er den Unterricht eines Mannes, dem es an der hierzu erforderlichen Geschicklichkeit gänzlich fehlte. Sein Vater sah sich daher genöthigt, diesen Mangel in den ihm von seinen Berufsgeschäften freien Stunden zu ersetzen. Hierauf nahm ihn sein Mutterbruder, der Superintendent Friederici zu Frauenpriesnitz zu sich, und besorgte mehrere Zeit hindurch die Erziehung des Knaben, bis dieser wegen eines Familienstipendiums im Jahre 1728 die Schule zu Plauen im Voigtlande beziehen mußte. Sein dortiger Aufenthalt dauerte nur ein Jahr; alsdann ward er auf die churfürstliche Fürstenschule zu Pforta gefördert, wo er sogleich eine Freistelle erhielt.

In Pforta mußte Jugler anfangs vieles ausstehen, von den wilden Schülern sowohl, als von

manchen unverständigen Lehrern, aber das Gute brachte er denn doch von dieser Anstalt mit, daß er eine Gründlichkeit im Wissen sich verschaffte, und sich einen ausdauernden Fleiß eigen machte, den er in spätern Jahren mit keiner Bequemlichkeit vertauschte, ob er sie sich gleich sehr leicht verschaffen konnte. Der damalige Rektor Freitag hatte auf Jugler einen Verdacht geworfen, als wenn er Verfasser eines auf ihn gemachten Pasquills wäre. Daher schlug er ihm durchaus die Erlaubniß ab, der Gewohnheit nach in einer öffentlichen Rede von der Schule Abschied zu nehmen. Dies bewog seinen Oheim Friederici, den Rektor beim Oberkonsistorium zu verklagen, indessen Jugler als krank nach Hause reiste. Da er auf wiederholte Citation nicht nach Pforta zurückkehrte, so schien dieß den Verdacht zu begründen, und er wurde daher mit Infamie relegirt. In der Folge wurde der eigentliche Verfasser des Pasquills bekannt.

Einige Monate blieb Jugler noch bei seinen Eltern, und dann bezog er Ostern 1734 die Universität Leipzig. Er besuchte hier die Vorlesungen eines Müller, Jöcher, Mascov, Hommel 2c. und machte sich mit Menken so bekannt, daß dieser ihm den Gebrauch seiner Bibliothek erlaubte. Dieser Mann, der Juglers ärmliche Lage recht gut wußte, da er nur einen sehr kleinen Wechsel von Hause bekam, der aber auch zugleich seine Kenntnisse und seinen anhaltenden Fleiß bewunderte, empfahl ihn 1739 als Informator in das Hohenthalische Haus. Er war mit seiner Lage recht wohl zufrieden, doch wünschte er lieber, weil er hier keine rechten Aus-

sichten hatte, einmal als akademischer Lehrer angestellt zu werden. Um sich hier eine Bahn zu öffnen, verließ er seine Stelle, promovirte 1741 als Magister, und fieng an Vorlesungen zu halten. Weil aber seine Absicht nicht so bald, als er ewartete, erreicht wurde, gieng er noch in dem nemlichen Jahre auf Mascovs Zureden nach Hamburg, wo er bei dem Burgermeister Widow Hauslehrer ward. Bei diesem gelehrten und vortrefflichen Manne erwarb er sich mancherlei Kenntnisse. In diesem Hause lernte er den dasigen holländischen Residenten kennen, dessen Sohn er, mit Bewilligung seines Principals, im römischen Rechte und den römischen Alterthümern unterrichten mußte. Nach einiger Zeit wurde dieser Resident zum Gouverneur in Surinam ernannt, und that Juglern den Antrag, ihn dahin zu begleiten. Doch seine Eleven sowohl, als sein Principal widerriethen es ihm.

Sein Wunsch blieb immer noch derselbe, einmal in Leipzig als Professor angestellt zu werden, wozu ihm sein Gönner, Augustin von Leyser, Hoffnung zu machen schien. Indessen reiste er 1743 mit seinem Eleven ins Karlsbad. Hier lernte er den Herzog von Weissenfels, Johann Adolph, kennen, dem er durch Maskov zum Professer am weissenfelsischen Gymnasium war empfohlen worden. Die Sache kam aber diesmal nicht sogleich zu Stande. Indessen machte er in Hannover mit dem Minister Münchhausen Bekanntschaft, der ihm zu einer Stelle in Göttingen Hoffnung machte. Doch der erste Vorschlag kam im folgenden Jahre wirklich zu

Stande,

Stande, er wurde Inspektor über das Konvict, Lehrer der Staatswissenschaft, Beredsamkeit und Literaturgeschichte am Gymnasium in Weissenfels, mit einem Gehalt von 300 Thalern. Bald nachher trug ihm Münchhausen wirklich eine Stelle in Göttingen an, zugleich bekam er nach Lüneburg einen Ruf als Professor und Inspektor der dortigen Ritterakademie. Weil er aber bei seiner ersten Stelle nicht lange war, und man ihm eine ansehnliche Zulage gab, schlug er nicht sowohl den ersten, sondern sogar den andern weit vortheilhaftern Vorschlag aus. Erst bei dem zweiten Antrag der letzten Stelle, weil er besorgen mußte, daß nach dem Tode des Herzogs eine große Veränderung vorgehen könnte, nahm er sie an, und bekam noch dazu den Titel eines königlichen Raths.

Jugler fand in Lüneburg eben nicht die angenehmste Lage. Die Zucht in dem Institute war sehr verfallen, und es waren nur noch 6 Zöglinge da. Gelang ihm eine Verbesserung, so wurde sie den Vorstehern zugeschrieben; fiel aber etwas nicht gut aus, so mußte es seine Schuld seyn. Hätte ihn nicht seine glückliche Ehe gefesselt, so würde er damals auf jede mögliche Weise gesucht haben, von Lüneburg wieder weg zu kommen. Ein fürchterlicher Schlag für ihn war's, als er nach 16 Jahren seine geliebte Gattin, und zugleich mit ihr seine einzige Tochter verlohr. Er schloß eine zweite Verbindung, ward Vater von 7 Kindern, und lebte ziemlich zufrieden. Aber es entstunden Familienzwistigkeiten, seine Gattin trennte sich von ihm, und es trafen ihn nun bittere Leiden.

Um die vermehrten Ausgaben zu bestreiten, mußte er seine vortreffliche Bibliothek, die sich an 8000 Bände belief, verkaufen. Dazu kam, daß er nach einigen Jahren den Gebrauch seines Gesichts verlohr. Zweimal ließ er sich in Altona von dem berühmten Unzer, aber jedesmal ohne Erfolg, operiren. Seine Vorgesetzten waren daher so billig, ihn 1787 mit Beibehaltung seines ganzen Gehalts und seiner freien Wohnung von seinen Geschäften zu dispensiren. Er lebte nun bis an sein Ende ganz ruhig, ließ sich abwechselnd etwas vorlesen, und dann diktirte er wieder. Auf die Erziehung seines einzigen Sohnes aus der zweiten Ehe wendete er alles, und es war ihm eine Wonne zu hören, daß das erste Produkt, welches er als Schriftsteller herausgab, vom Publikum gut wäre aufgenommen worden. Bei so manchen Leiden und Widerwärtigkeiten, die er erfahren, erhielt sein starker und dauerhafter Körper und seine fröhliche Laune ihn bei beständiger Gesundheit, so, daß er nie in seinem Leben krank geworden, man müßte denn den Schnupfen für eine Krankheit halten. Er war nur 3 Tage vor seinem Ende krank und starb am 9. Jan. 1791 in seinem 77sten Jahre.

Jugler war ein gründlicher Gelehrter, dessen Stärke vornemlich in den römischen Rechtsalterthümern, und der juristischen Literaturgeschichte bestand. Die Struvische Bibliotheca historiae literariae selecta hat er 1754 — 1763 in 3 Bänden neu herausgegeben, und zwar so ganz umgearbeitet, daß er sie fast für ein neues Werk ausgeben konnte. Seine Beiträge zur juristischen Biographie

(6 Bände, 1773 — 1780) enthalten 172 Lebensbeschreibungen von berühmten Staatsmännern und Rechtsgelehrten, mit einer Genauigkeit und Sachkenntniß abgefaßt, die ihnen einen bleibenden Werth sichert. Ausserdem hat er eine Menge kleiner Schriften herausgegeben, welche Gegenstände aus den juristischen Alterthümern, aus dem Fache der Beredsamkeit und der juristischen Literaturgeschichte abhandeln. — Als Mensch war er allgemein beliebt. Die Armen unterstützte er treulich, ohne daß sie einmal ihren Wohlthäter kannten. Er war ein Verehrer der Religion, und strenge in Beobachtung aller der Pflichten, die sie vorschreibt. Die Vorsteher der Akademie schätzten, und seine Zöglinge und die Eltern derselben liebten ihn. Er liebte ein gesellschaftliches Spiel, ohne Leidenschaft, mußte aber, nachdem er blind geworden, dies Vergnügen entbehren.

Der zwei und zwanzigste Julius.

Geb. Josiah Wedgwood.

Königl. Großbritanischer Töpfermeister.

Es giebt gewisse Beschäftigungen, die bei den meisten Menschen nicht in sonderlicher Achtung stehen. Dahin gehörte unter andern auch das Töpferhandwerk. Die wenige Kunst, die zu den gewöhnlichen Töpferarbeiten erfordert wird; der geringe Ertrag derselben; die Leichtigkeit, mit der man sie überall haben kann, und selbst der Stoff, aus dem sie verfertigt werden: alles scheint sich zu vereinigen, um diese Geringschätzung in einem gewissen Sinne zu rechtfertigen. Allein ein Engländer hat bewiesen, wie berühmt und wie reich auch ein Töpfer werden kann.

Dieser Töpfer war Josiah Wedgwood, ein Mann, dem weder ein großes Vermögen Muth, noch eine besondere Erziehung Kräfte gaben, sich auszuzeichnen, und der alles nur durch sich selbst ward. Er war der erste, der den Ehrentitel: königlicher Töpfermeister, durch seine Verdienste wirklich zu Ehren brachte, und die bis zur niedrigen Handarbeit gesunkene Töpferbeschäftigung wieder

zur Kunst erhob; er war figulus, plastes, im alten, ehrwürdigen Sinne des Worts. Geboren im Jahr 1731 erzog ihn sein Vater, ein ganz gewöhnlicher Töpfer, zu eben diesem Handwerke. Die Familie lebte in der Grafschaft Stafford, welche fast allen Thonarbeiten günstiger ist, als irgend eine Gegend in England. Sie liefert nicht nur alle Arten feinere Thonerde im Ueberfluß, sondern es sind auch Steinkohlen in Menge vorhanden; und zwischen den Kohlenlagen findet man gewöhnlich Streifen von Ziegelerde, oder von gröberem Thon, der sowohl zu groben Töpferarbeiten, als auch besonders zu den Oefen und den Kapseln, in welchen die feinern gebrannt werden, sehr brauchbar ist. Hierzu kommen noch zwei besonders vortheilhafte Umstände: es sind nemlich keine großen Städte und Handelsplätze in der Nähe, und folglich alle Lebensmittel wohlfeil; und der Boden taugt nicht zum Ackerbau, daher kann man die nöthigen Handarbeiter für einen sehr billigen Lohn haben.

Bei allen diesen Vortheilen, und ob man gleich schon in frühern Zeiten angefangen hatte, in der Grafschaft Stafford Steingut zu verfertigen, sanken doch die dasigen Fabriken besonders seit 1760, immer mehr. Die Hauptursache war, weil man alles zu maschinenmäßig betrieb. Die Glasur der Waaren blieb immer so schlecht, als sie von jeher gewesen war; die Fabrikanten schienen keine andere Absicht zu haben, als recht viele und wohlfeile Artikel zu liefern: sie dachten nicht einmal daran, ihnen wenigstens eine gefällige Form zu geben. Die Folge war, daß die reichern Engländer sich ihr Steingut aus Frankreich

kommen ließen, und die Staffordischen Fabriken, die sonst das Ausland versorgten, sahen sich auf diese Weise in ihrem eigenen Lande den französischen nachgesetzt.

Die immer steigende Einfuhr fremder Waaren, welche sichtbar einen natürlichen Einfluß auf die einheimischen Fabriken hatte, und Manchen muthlos machte, munterte dagegen unsern Wedgwood auf, ernstlich nachzudenken, ob er nicht dem Staffordischen Steingut eine größere Vollkommenheit geben könnte. Es gelang ihm, und der Vertrieb der Wedgwoodschen Waaren, wurde in kurzer Zeit für Großbritanien ein ergiebiger Handelszweig. Das blaßgelbe Steingut, das er verfertigte, ist fest und dauerhaft, hat einen vortrefflichen Glanz und überhaupt ein schönes Ansehen, und kann alle Abwechselungen von Hitze und Kälte aushalten. Er erfand aber auch noch mehrere andere vortreffliche Kompositionen, und suchte dabei mit rastlosem Eifer alles auf, was zur Veredlung des Geschmacks, den er überall auf die Artikel zurückführte, und zur Vervollkommnung seiner Kunst abzwecken konnte. Beweise davon sind seine Erfindung eines Thermometers, um den Grad der Hitze zu messen, die irdene Gefäße bis zur Verglasung ertragen können, seine antiquarischen Bemerkungen über die Barberini oder Portlandvasse, und seine Abhandlungen über die Ochra friabilis nigro fusca und das Neu-Süd-Wälische Mineral in den Philosoph. Transact. von 1784 und 1790.

Die Fabrik, die Wedgwood anlegte, erlangte in wenigen Jahren den ausgebreitetsten Ruhm, und dehnte sich allmählig zu der Größe einer kleinen

Stadt aus, die er Etruria nannte — eine Benennung, die von dem Namen eines alten Volks in Italien herkommt, das wegen seiner geschmackvollen Vasen, deren man mehrere in neuern Zeiten aufgefunden hat, berühmt ist. Von dem Umfange seiner Geschäfte kann folgendes zum Beweise dienen. Er sah sich genöthigt, für die sämmtlichen Arbeiter in seiner Fabrik ein eigenes Regiement zu entwerfen, das 1783 zu London im Druck erschien, und das noch jetzt für die Direktion mancher deutschen Porzellanfabrik sehr lehrreich werden könnte. Er lieferte des Jahrs im Durchschnitt wenigstens für eine Million Pfund Sterling oder für 6 Millionen Thaler Waare, und seine Fabrik war wegen ihres Absatzes außerhalb Großbritanien gewiß eine der wichtigsten. Er legte auf seine eigene Kosten durch die ganze Gegend von Staffordshire eine Landstraße von 10 englischen Meilen an, die von den dort wohnenden Töpfern gewöhnlich the Pottery genannt wird, und die den Transport auf der Achse, in einer sonst sehr unwegsamen Gegend, ungemein erleichtert. Der Ruhm seiner Fabrik erweckte auch die übrigen Fabriken in jener Gegend zu einem edlen Wetteifer, und versetzte sie dadurch in den blühendsten Wohlstand. Die ganze Gegend von den südöstlichen Grenzen der Grafschaft Chester bis nach Lone-End (einen Distrikt von 7 engl. Meilen) nennt man jetzt, ihrer berühmten irdenen Waaren wegen, die Potteries, Töpfereien — alles, wenigstens unmittelbare Folge von Wedgwood's Kunstfleiß.

Noch ein anderes sehr wichtiges Werk schreibt sich größtentheils von ihm her. Er gab nemlich zur

Anlegung des Kanals, welcher die Flüsse Trent und Mersey vereinigt, und nun schon nicht nur bis in die Severne nach Oxford, sondern selbst bis zum Grand-Junction-Kanal fortgeleitet ist, die erste Veranlassung. Anfangs zeigten sich zwar manche Hindernisse; aber er überwand sie alle, besonders durch eine Schrift, worin er die Vortheile, welche dieser Kanal gewähren könnte und würde, aus einander setzte. Späterhin erschienen noch einige Streitschriften von ihm in dieser Angelegenheit. Durch diesen Kanal erhielt er für seine Fabrik aus den entferntesten Grafschaften von Devon, Dorset und Kent die nöthigen Materialien, und beide Anlagen, sowohl die Landstraße als der Kanal, trugen sehr viel dazu bei, den Handel der dasigen Gegend überhaupt immer blühender zu machen. Vielleicht hat er sich ein noch größeres Verdienst um sein Vaterland durch eine Menge junger Künstler erworben, die aus seiner Anstalt hervorgiengen, sich nach und nach durch ganz England verbreiteten, und ihm im In- und Auslande die größte Ehre machten.

Wedgwood starb auf seinem Landsitze zu Etruria am 3ten Jan. 1795, und hinterließ das Lob eines gefälligen und wohlthätigen Mannes, der einen nicht unbeträchtlichen Theil seines großen Vermögens zur Unterstützung der Armen und zur Eröffnung neuer Quellen der Nationalindustrie anzuwenden wußte. Seine Fabrik wird noch unter der Firma: Wedgwood und Thomas Byerley fortgesetzt.

Der drei und zwanzigste Julius.

Gest. Karl Wilhelm Scheele.

Apotheker zu Köping.

Scheele's Leben bietet das Muster eines bescheidenen Gelehrten dar, der Muth genug hatte, die glückliche Dunkelheit der Celebrität vorzuziehen, dessen Eifer keine Lobpreisung bedurfte, den die Gelehrten seines Faches kannten, und die Zeitgenossen fast verkannten, der sich schon einen unsterblichen Namen erworben hatte, ehe er berühmt wurde. Er arbeitete für sich im Stillen, wünschte und suchte nichts, als Belehrung. Endlich wurde er durch die wichtigen Entdeckungen verrathen, und so fieng er kaum an, die Früchte seiner Bemühungen zu geniessen, als er der Welt auf immer entrissen wurde, Sein Verlust und sein Ruf verbreiteten sich fast zu gleicher Zeit.

Er war am 9ten December 1742 in Stralsund geboren, besuchte die öffentliche Schule und — lernte nichts, daher that man ihn in seinem 14ten Jahre zu einem Apotheker in Gothenburg, einem alten

Freunde, um die Apothekerkunst zu erlernen. Nach geendigten Lehrjahren blieb er noch 2 Jahre als Provisor stehen, und kam von da nach Malmo. Bis jetzt bemerkte man an ihm nichts weiter, als Geschicklichkeit und Eifer. Er las fleißig alle chemische Bücher, die er auftreiben konnte. Er ertrug die Veränderung seines bisherigen Aufenthalts ganz ruhig und gelassen, durchstrich nach Apothekersitte die verschiedenen Städte in den Provinzen, und beschloß endlich im Jahre 1769, nach Stockholm und Upsal zu gehen. Mehrere Mitglieder der Akademie der Wissenschaften verstatteten ihm den Gebrauch ihrer Bibliothek, und ermunterten ihn, einige Versuche nach dem verschlagenen Plane zu machen. Bald überreichte er der Akademie seine Abhandlung über den Flußspath, und gieng 1772 nach Upsal. Hier setzte er seine Arbeiten im Stillen fort, aber Herr Locke, in dessen Apotheke er stand, bemerkte gar bald den Umfang seiner Kenntnisse und die Geschicklichkeit im Laboratorium.

Upsal war damals durch Linne' der Sitz der Naturgeschichte, und durch Bergmann von Seiten der Chemie berühmt geworden. Man rieth Scheele'n öfters, sich jenem vorstellen zu lassen, allein er wünschte und scheuete die Zusammenkunft, aus Besorgniß, er möchte dabei verlieren. Und doch war ihm Bergmanns Urtheil nicht gleichgültig. Er gieng endlich zu ihm, war etwas verlegen und ängstlich, und wurde durch Bergmann aus der Verlegenheit gerissen. Er zeigte ihm zitternd und mit niedergeschlagenen Augen neue Erden, neue Säuren,

neue Könige, neue Verwandschaftstabellen, eine neue Theorie von Luft und Feuer. Bergmann schwieg ganz bestürzt, weil er nicht begreifen konnte, wie ein junger unbekannter Mensch habe so vielfache Entdeckungen machen können, brach das Stillschweigen, drückte ihm vergnügt die Hand, und ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Zu gleicher Zeit ernannte ihn die Stockholmer Akademie, welcher er seine Versuche über Benzoesalz und Arsenicsäure vorgelegt hatte, als ordentliches Mitglied — einzig in seiner Art, wenn man sich Scheele als Apothekergesellen denkt — und Bergmann verschafft ihm im Jahr 1777 eine jährliche Pension von 600 Livres, um die nöthigen Kosten zu fernern Experimenten bestreiten zu können.

Diese Vorfallenheiten raubten ihm viel Zeit. Er suchte sich einen ruhigen Aufenthalt zu verschaffen, und schlug alle vortheilhaften Anträge aus, die ihm Bergmann und die Regierung thun ließ. Er gieng nach Köping, einem schwedischen Landstädtchen, um die Direktion der dortigen Apotheke zu übernehmen, vielleicht auch die Hand der angeblich reichen Witwe zu erhalten. Die Apotheke war in großen Verfall gerathen. Er brachte dieselbe wieder in Ordnung, stieß die Schulden ab, welche darauf hafteten, führte ein schönes Haus auf, und heurathete nun erst am 18ten März 1786, die Witwe. Allein am Hochzeittage bekam er ein hitziges Fieber, und kurz darauf starb er in einem Alter von 44 Jahren, ohne die Ruhe, und das Glück zu genießen, dem er so nahe war.

Scheele's Leben ist leer an Begebenheiten, aber reich an Entdeckungen. Die Vergleichung seiner kurzen Lebenszeit mit der Menge seiner Erfindungen, die Vergleichung der vielfachen Hindernisse, welche er zu überwinden hatte, mit den wenigen Hülfsmitteln, die er zu Erreichung seiner Absichten hatte, setzt in Erstaunen. Es war keine Lehre der Chemie, die nicht durch seine fruchtbare Betriebsamkeit, welcher Geschicklichkeit der Handgriffe und scharfsinnige Wahl und Anordnung der Versuche zur Seite traten, einige Bereicherung erhalten hätte. Vorzüglich aber verdanken ihm die Kenntniß von luftähnlichen Stoffen, und von Licht und Wärme die vortrefflichsten Zusätze und Aufschlüsse. Die Schwererde, der Braunstein, als ein metallischer Stoff, die Flußspathsäure wurden zuerst von ihm kennen gelehrt. Er war gewissermassen der Schüler seiner eigenen Einsicht und hatte seinem eigenen Fleiße alles zu verdanken. Daher ist auch seine Methode manchmal fehlerhaft, aber wenn er dunkel zu seyn scheint, so zerstreut ein Lichtstrahl die Wolke, in welche er eingehüllt zu seyn schien. Wenn die Folgerungen unrichtig zu seyn scheinen, so lenkt er sogleich wieder ein. Er hatte wenig Vermögen, aber genug, um seinen Ruhm zu begründen. Von 600 Livres jährlicher Einnahme waren 500 für seine vielfältigen und mühsamen Versuche bestimmt. Mit wenigen Processen gelangte er auf das Resultat. Die Erfahrung gab die beste Entscheidung der interessanten Fragen an die Hand. Die Zeit war nicht sein, sondern des Herrn, bei

dem er stand, aber das Genie war sein, und die Thätigkeit führte ihn zum Ziel. Das nemliche Feuer, wobei er die pharmaceutische Arbeiten verrichtete, war auch zu seinen Untersuchungen hinreichend. Die Abendstunden, wo er frei war, wußte er klüglich zu nützen. Er schien nie beschäftigt, und war doch auch nicht müßig. Er dachte nach, ehe er anfieng zu arbeiten, und blieb daher immer nur bei einer Arbeit stehen. Niemand hatte weniger Geräthschaft nöthig, als er. Daher so viele nützliche Entdeckungen mit so geringem Kostenaufwande.

Bergmann und Scheele, arbeiteten beide für die Vervollkommnung der Chemie, aber auf verschiedenem Wege und in verschiedener Lage. Beide waren der Gegenstand der Neugierde der reisenden Gelehrten. Der Präsident de Virly und der Spanier Ellnyart unternahmen gemeinschaftlich die Reise nach Schweden, um beide zu sehen und zu sprechen. Die Art, wie Scheele dieselben aufnahm, macht seinen Charakter am besten kenntlich. Sie giengen nach Köping, gaben Bergmanns Empfehlungsschreiben ab, fanden einen jungen Mann mit einer Schürze, und fragten nach ihm. Er erbrach den Brief, und nahm sie mit Vergnügen auf, nöthigte sie zum Sitzen, unterhielt sich mit ihnen, und fuhr in seiner Arbeit fort, ohne weiter um Vergebung zu bitten. Er sprach ganz gleichgültig von fremden und eigenen Erfahrungen, ohne Eitelkeit oder unzeitige Bescheidenheit zu zeigen. Er erzählte ihnen ohne Rückhalt alle seine Versuche, und unterbrach sie oft mit

Bergmanns Lob. Die Fremden ließen ihn alle Tage zum Mittagessen bitten, und er kam alle Tage, ohne sich darob zu entschuldigen. Aber nach aufgehobener Tafel gieng er sogleich nach Hause, und sie begleiteten ihn. Er opferte seine Zeit Niemanden auf.

Scheele's Schriften, in denen er sich als einen Meister der praktischen Untersuchungskunst gezeigt, sind in 2 Bänden von Hebenstreit 1788 lateinisch herausgegeben, und 1793 von Hermbstädt ins Deutsche übersetzt worden. Ein Frauenzimmer, Madame Picardet, lernte die deutsche und schwedische Sprache, um seine Werke ins französische zu übersetzen.

Der vier und zwanzigste Julius.

Gest. Ignaz, Edler von Born.

Ritter, k. k. Hofrath bei der Hofkammer im Münz- und Berg-Wesen.

Born war am 26sten December 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen geboren. Er verlohr in den ersten Jahren der Kindheit seine Eltern, und legte den Grund zur lateinischen Sprache zu Hermannstadt, wo man ihn 2 Jahre ließ. Seine fernere Bildung, vom 11ten bis zum 17ten Jahre, erhielt er zu Wien von den Jesuiten, die den fähigen Kopf in ihre Gesellschaft lockten. Nach 16 Monaten verließ er aber dieselbe wieder, wählte zur Fortsetzung seiner Studien die hohe Schule zu Prag, und als er daselbst die juridische Laufbahn vollendet hatte, durchreiste er Deutschland, Holland, die Niederlande und Frankreich. Nach seiner Rückkunft widmete er sich mit dem glücklichsten Erfolge der Mineralogie, Naturlehre und den Bergwerkswissenschaften überhaupt. Um in diesen nützlichen Wissenschaften seine Kenntnisse zu erweitern, unternahm er eine Reise nach Niederungarn, Siebenbürgen, Te-

meswar, Krain, und durchwühlte die Eingeweide der Berge. Die Briefe, so er an Ferber schrieb, sind die schönen Früchte dieser Reise.

Ein Mann von so ausgebreiteten und tiefen Kenntnissen, als Born sich in einigen Schriften, besonders in der Beschreibung seines Mineralienkabinets (Lithophylacium Bornianum 1772) zeigte, konnte nicht lange unbekannt bleiben. Schon hatte man ihn zum Bergrath ernannt, er wurde nun Mitglied der Akademieen der Wissenschaften zu Siena, Stockholm, Padua und London. Eine chronische Krankheit, die er sich auf seinen Reisen durch die ungarischen Bergstädte zugezogen hatte, nöthigte ihn, die Bergrathsstelle niederzulegen. Er gieng auf sein Landgut Altzedlitsch und genoß 4 Jahre lang, an der Seite seiner zärtlichen Gattin, einer philosophischen Muße, bis ihn Maria Theresia im Jahr 1776 nach Wien berief, um das k. k. Naturalienkabinet besser zu ordnen und zu beschreiben. Aber der Tod der Kaiserin verhinderte die Vollendung dieser Beschreibung, von der 1778 ein Theil, mit vortrefflichen nach der Natur ausgemahlten Abbildungen erschienen war. Er wurde indessen wirklicher Hofrath bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, und ertheilte der Erzherzogin Marie Anne Unterricht in der Naturgeschichte.

In dem Kreise, da Born lebte, begnügte er sich nicht mit der Erfüllung seiner Berufspflichten, sondern er wußte immer die besten Köpfe um sich her zu electrisiren und zu einer gemeinnützigen Thätigkeit zu vereinigen. So hatte er im Jahr 1775

in

in Prag den Grund zu einer gelehrten Gesellschaft gelegt, die eifrig für die Aufnahme der Wissenschaften sorgte, und die Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen (6 Bände 1775—84) als die Frucht dieser Vereinigung, sind ein ruhmvolles Denkmal derselben. In Wien errichtete er eine Freimaurerloge, die aber sich weit mehr mit der Gelehrsamkeit als mit Ordenssachen beschäftigte, und die Physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien, die er mit seinen Freunden herausgab, zeugen von den gemeinnützigen Bemühungen dieser Gesellschaft. Sein Haus war der Sammelplatz aller Fremden und Einheimischen, die auf Kultur Ansprüche machten. Hier fand man, zu gewissen festgesetzten Stunden, Minister und Magnaten, Offiziers und Geistliche, Künstler und Gelehrte, Beamte und Bürger, Leute aus allen Weltgegenden, und unterhielt sich in allen Sprachen und Zungen. Born wurde in der Unterhaltung Allen Alles; er hatte eine ganz natürliche, eine ihm ganz besonders eigene Gabe, die Menschen zu fesseln.

Zur ehrenvollsten Unsterblichkeit seines Namens gelangte Born durch die ausgezeichnet fruchtbare praktische Anwendung, die er von seinem theoretischen Studium der Mineralogie und Metallurgie durch Einführung der Amalgamation oder des Anquickens der, edlere Metalle haltenden, Mineralien, machte. Die Amalgamation ist nemlich eine chemische Operation, wodurch man ein Metall, vermittelst des Quecksilbers, in einen Teig verwandelt und kalcinirt.

Der erste Erfinder dieser Operation, die schon den Alten bekannt war, ist schwerlich auszumachen. Born aber hat das große Verdienst, dieselbe durch Jahre lange Versuche im Kleinen auf sichere Grundsätze zurückgeführt, und ihr die allgemeinste Anwendung verschafft zu haben. Er erhielt vom Kaiser Joseph die Erlaubniß, einen entscheidenden Versuch im Großen bei den Hüttenwerken in Schemniz zu machen; und dort veranlaßte er einen Kongreß vieler der berühmtesten Mineralogen und Metallurgen aus allen Weltgegenden, die bei wiederholten Versuchen die Anwendbarkeit und den Nutzen des Bornischen Anquickprozesses bestätigten. Born beschrieb nun sein Verfahren in der, auf Befehl des Kaisers, herausgegebenen Schrift: Ueber das Anquicken der Gold- und Silberhaltigen Erze, Rohsteine Schwarzkupfer und Hüttenspeise 1786., und Kaiser Joseph befahl die Einführung der neuen Amalgamationsmethode in seinen Erbstaaten, und bewilligte dem Erfinder auf 10 Jahre den 3ten Theil der Summe, welche durch diese Einrichtung an den Kosten der gewöhnlichen Schmelzarbeit erspart wurden, und auf die 10 folgenden Jahre die Zinsen von eben diesem 3ten Theile der ersparten Summe. Von Oesterreich und Ungarn aus verbreitete sich diese Methode nach Sachsen, Böhmen, Schweden und bis nach Mexiko. Wer die Welt nicht kennt, der denkt sich gewiß den verdienstvollen Erfinder und Urheber dieses Alles in der Wonne, sich von allen seinen Landsleuten enthusiastisch geschätzt und geehrt, und von allen Berg- und

Hüttenbeamten, Hofkammerräthen und Vorgesetzten wetteifernd unterstützt zu sehen. Aber Neid und Chikane trachteten lange Borns Verdienst zu untergraben, und seine wohlthätigen Bemühungen zu vereiteln.

Nur selten war der edle Mann von körperlichen Schmerzen frei. Seine chronische Krankheit hatte ihm längst ein lahmes Bein zugezogen, und nach und nach dorrten beide Füße fast gänzlich ab. Er saß oder lag den ganzen Tag auf einem Sopha, und mußte von einem starken Manne oder gar von zweyen unterstützt werden, wenn er von einem Zimmer in das andere wollte. Seine Schmerzen wur- [illegible] mit den Jahren immer heftiger, und doch litt [illegible]gkeit nicht darunter. Er verfertigte in [illegible]rigen Umständen eine Beschreibung des [illegible] Kabinets, (Catalogue raisonné de la [illegible]des fossiles de Mad. Eleonore de Raab, [illegible]90) die für ein klassisches Werk der Mi- [illegible] gilt. Dann beschäftigte er sich mit einer [illegible]ndung, durch chemische Mittel in wenig Stunden das Wachs zu bleichen, und noch mit einer andern, nemlich bei den Salzsiedereien wenigstens die Hälfte des gewöhnlichen dabei nöthigen Holzes zu ersparen. Unvollendet hinterließ er an wissenschaftlichen Aufsätzen eine Mineralogie und ein historisches Werk: Fasti Leopoldini, eine Regierungsgeschichte des Kaiser Leopolds II in klassischem Latein. Seine Schmerzen waren oft so anhaltend und unerträglich, und die Aerzte wußten ihm so wenig Linderung zu verschaffen, daß er in der Ver-

zweiflung zu allerhand quacksalberischen Mitteln seine Zuflucht nahm, wodurch aber seine Auflösung im Jahr 1791 befördert wurde.

Born war nicht groß von Wuchs, schmächtig und schwächlich von Körper, schwarzbraun von Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und starken schwarzen Augenbraunen. Aus seinen feurigen Augen blitzte Witz, schnelle Fassungskraft und satyrische Laune; sein ganzes Gesicht war der Ausdruck eines durchdringenden, scharfsichtigen Geistes. Er verstand und sprach die bekanntesten europäischen Sprachen. Nebst seiner Hauptwissenschaft, der Mineralogie, besaß er in den meisten übrigen ernsthaften und schönen Wissenschaften mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Denn die gesammten Kräfte seines Geistes waren offenbar außerordentlich, und er würde in jedem Fache ein großer Mann geworden seyn, auf das nur immer seine Wahl gefallen wäre. Mit einem Blick übersah er immer seinen ganzen Gegenstand, und entdeckte bald neue Verhältnisse daran, die einem gewöhnlichen Beobachter entgehen. Die geistreichsten Bonmots drängten sich ihm bei jeder Gelegenheit auf, selbst mitten unter den wüthendsten Schmerzen. Schon in seinen jüngern Jahren hatte er in Prag eine kleine satyrische Erzählung, die Staatsperüke, zum Scherz für seine Freunde geschrieben, welche ohne sein Wissen 1772 gedruckt wurde. Aber den unleugbarsten Beweis seines ganz ausgezeichneten Berufs zum Satyriker enthält seine Monachologie (Ioan. Physiophili specimen monachologiae, methodo Linnaeana,) eine unübertreff-

liche Satyre auf den Geist und die Verfassung der verschiedenen Mönchsorden.

Unter den Eigenschaften seines Herzens war Wohlthätigkeit die hervorstechendste. Mit fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er ungebeten das junge Genie, half mit Rath und mit Pensionen, verschaffte Aemter und Unterstützung, und gründete das Glück mehrerer hundert Personen. Zur Erweckung einer hellern Denkungsart in Oesterreich, zur Entkräftung des Fanatismus, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Fleißes überhaupt, hat er unendlich viel beigetragen, nicht sowohl durch gedruckte Schriften, als durch persönlichen Umgang und durch literairische Gesellschaften. Er wußte seinem ganzen Zirkel seine Ideen und seinen feurigen Eifer für alles Wahre und Gute mitzutheilen, und es herrschte unter den Mitgliedern ein rühmlicher Wetteifer sich es einander an Thätigkeit und an Verbreitung philosophischer Kenntnisse zuvor zu thun.

Der fünf und zwanzigste Julius.

Gest. Johann August Ephraim Göze.

Erster Hofdiakonus zu Quedlinburg.

Göze, der verdienstvolle Naturforscher, war am 28sten May 1731 zu Aschersleben im Fürstenthum Halberstadt geboren. Sein frommer Vater, Oberprediger daselbst, ließ dem lebhaften Knaben den gewöhnlichen Schulunterricht ertheilen, und sandte ihn ums Jahr 1747 nach Halle, wo er sich zum künftigen Prediger bildete. Er besaß dazu viele äußere und innere Vorzüge, besonders das glücklichste Gedächtniß, und eine angenehme Deklamation, verbunden mit einem faßlichen Vortrage. Diese Eigenschaften erwarben ihm schon in seinem 24sten Jahre die Stelle eines Hospitalpredigers in Quedlinburg, welche er nach einigen Jahren mit dem Predigtamt an der Blasii-Gemeinde vertauschte.

Von jeher war Göze ein Freund der Naturgeschichte, und der damit verwandten Kenntnisse gewesen; aber es geschah nur zur angenehmen Unterhaltung, daß er hie und da etwas dieser Art las; systematisch hatte er die Naturgeschichte niemals studirt. Da ihm auf Schulen und Universitäten nur ein mangelhafter Unterricht in theologischen, historischen und philologischen Wissenschaften zu Theil geworden war, so konnte er in der Folge darin die Fortschritte nicht machen, die ihm sonst bei seinen glücklichen Anlagen leicht möglich gewesen wären.

Seine Lebhaftigkeit ließ ihn indessen nicht ruhen, und ein Mikroskop, das er erst nach seinem 40sten Lebensjahre zu sehen bekam, war die zufällige Veranlassung, daß er sich nun ganz der Beobachtung der Natur widmete. Bisher hatte er seine Neigungen öfters verändert, jetzt aber war und blieb Naturgeschichte seine Lieblingssache. Die unendliche Mannigfaltigkeit neuer Gegenstände, die sich hier darbieten, das Unterhaltende, das mit ihrer Untersuchung verbunden ist, das Anziehende neuer Entdeckungen, gaben seiner Lebhaftigkeit fortwährend hinreichende Nahrung. Das Mikroskop legte er lange Zeit nur dann weg, wenn ihn Amtsgeschäfte abriefen, oder wenn er die Schriften eines Swammerdam, Bonnet und anderer Naturforscher studirte.

Die Naturgeschichte der Insekten beschäftigte ihn lange aufs angenehmste. Vorzügliche Mühe und Fleiß wendete er auf die sogenannten Räderthiere, sah an diesen Thieren vieles, das andere nicht bemerkt hatten, und ließ auf Zureden einiger Freunde seine Beobachtungen im hannövrischen Magazin abdrucken. Durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, übersetzte er 1773 Bonnets Abhandlungen aus der Insektologie, mit Zusätzen aus dem Französischen, ließ mehrere kleine Abhandlungen in die Berliner Mannigfaltigkeiten einrücken, und studirte jetzt erst ein paar Jahre lang mit dem angestrengtesten Fleiße das Linne'ische System, verbunden mit den Entdeckungen späterer Beobachter. Eine reife Frucht dieser Studien waren seine Entomologischen Bei-

träge zum Linne', welche von 1777 bis 1781 in 4 Theilen erschienen, und durch ihre Genauigkeit die gelehrtesten Kenner dieses Faches in Erstaunen setzten.

Ein Zufall, der die Thätigkeit dieses lebhaften Mannes so oft bestimmte, führte ihn auf die Untersuchung der Eingeweide thierischer Körper, und sogleich spürte er den Bewohnern derselben mit einer beispiellosen Betriebsamkeit in ihren schmutzigsten Schlupfwinkeln nach. Ungeachtet er vorher niemals ein anatomisches Messer geführt hatte, so erwarb er sich doch in Kurzem sehr viele Fertigkeit in dieser neuen Arbeit. Wo er nur etwas von Eingeweiden kleinerer oder größerer Thiere habhaft werden konnte, da untersuchte er es mit dem größten Fleiße; indem er nicht leicht eine kleine Reise machte, ohne die nöthigsten Instrumente bei sich zu haben. Er bekam eine Menge Bandwürmer und andere Wurmarten aus Thieren und Menschen, woraus in wenigen Jahren eine sehr schätzbare Sammlung entstand, die er in seinen letzten Lebensjahren für 1000 Rthlr. nach Pavia verkaufte. Alles was ihm merkwürdig war, präparirte er selbst mit vieler Geschicklichkeit, untersuchte es sorgfältig und ließ es zeichnen. So entstund sein berühmter Versuch über die Naturgeschichte der Eingeweidewürmer mit 44 Kpf. 1782, wodurch seinem Namen unter den gründlichen Naturforschern, ja sogar unter den Entdeckern eine der ehrenvollsten Stellen noch mehr als schon vorher gesichert wurde. Deutschland kann stolz auf dieses Originalwerk seyn, da es das Hauptbuch in diesem, für die Arzeneikunst so wichtigen Fache ist.

Göze bereicherte nicht nur die Naturgeschichte mit neuen Entdeckungen, sondern er besaß auch in einem hohen Grade das Talent, sich zu den Fähigkeiten des Volks und der Kinder herabzulassen, und ihnen allerlei Vorfälle des Lebens, Erscheinungen der Natur, Bemühungen der Kunst auf einer lehrreichen und angenehmen Seite zu zeigen. Erst in seinem 40sten Jahre hatte er sich verheurathet, aus dem edlen Beweggrunde, um für die Kinder seines verstorbenen Schwagers, des Predigers Meineke in Quedlinburg, desto nachdrücklicher sorgen zu können. Als nun seine eigenen Kinder heranwuchsen, so veranlaßte ihn der Unterricht, den er denselben ertheilte, mehrere Lesebücher für Kinder herausgegeben, und in wenig Jahren war er einer der beliebtesten und der fruchtbarsten Erziehungsschriftsteller. Eine ungemeine Leichtigkeit und oft sehr anziehende Darstellung zeichnen seine Schriften für Kinder und das Volk unläugbar aus, aber oft verfiel er auch in eine wortreiche Weitschweifigkeit über Kleinigkeiten. Er strich schwerlich etwas aus, das er einmal niedergeschrieben hatte, und mußte alles seinen Lesern mittheilen, was er bei einer Sache fand, gefunden zu haben glaubte oder dachte, wovon die Leser in seinem Allerlei, seinen Harzreisen, in den Bänden über Natur, Menschenleben und Vorsehung mehrere Belege finden. Seine lebhafte Einbildungskraft verleitete ihn auch wohl mitunter, die Sachen in der Darstellung zu übertreiben, und zuweilen mehr oder weniger zu finden, als wirklich da war. Die Natur-

geschichte würde ihm noch weit mehr zu verdanken haben, wenn er sich nicht sobald von dem Wege der sorgfältigen eigenen Beobachtung entfernt, und statt dessen das Schreiben zu seiner Hauptsache gemacht hätte. Allein seine Neigung zur Abwechslung verleitete ihn dazu, und machte bei dem fortwährenden Beifalle, den seine Schriften fanden, daß sich seine Thätigkeit über so mancherlei Materien verbreitete. Er machte nur noch gelegentlich eigene Beobachtungen; und schrieb mehr aus Büchern. Seine ersten Schriften bleiben daher auch für seine Wissenschaft und den Naturhistoriker die wichtigsten, die letztern sind größtentheils nur für Dillettanten und vermischte Leser.

Um Bestreitung des Aberglaubens, der Schwärmerei und der Unvernunft hat Göze wahre Verdienste. Er rückte mit den theologischen Aufklärungen seines Zeitalters fort, und sein Cornelius, ein noch in spätern Jahren (1789) von ihm ausgearbeitetes Volkslesebuch, fordert mit Recht eine der ersten Stellen unter den lichtvollen und durch ungeschminkte Herzlichkeit eindringenden Vorträgen über praktische Religion. Oefters boten sich ihm Aussichten dar, in größere und einträglichere Aemter gerufen zu werden. Er lebte aber 25 Jahre lang auf seinem Posten vollkommen zufrieden, und erst da seine Gesundheit abnahm, vertauschte er 1787 seine Stelle bei der Blasien-Gemeinde mit dem weniger mühevollen Amte des ersten Hofdiakonus der Schloßkirche. Seine Kräfte nahmen aber zusehends ab, oft sehnte er sich unter körperlichen Lei-

den nach dem Tode, und in der Nacht auf den 26sten Julius 1793 wurde sein Wunsch erfüllt.

Götze war sein ganzes Leben hindurch ein äußerst thätiger Mann. Bis in die letzten Jahre, da es sein Körper nicht mehr ertragen wollte, stand er regelmäßig früh auf; im Sommer um 4 Uhr und früher, im Winter um 5 Uhr. Er arbeitete ungemein schnell; es war nichts Seltenes, daß er in einem Vormittag einen gedruckten Bogen schrieb, zumal wenn eine neue Entdeckung oder ein anderer günstiger Umstand seine Thätigkeit verdoppelte. Kleinere Aufsätze und Abhandlungen waren daher oft das Werk weniger Stunden. Ordnungsliebe war das unverkennbare Gepräge seiner Lebensart. Er gieng nie von einer Beobachtung, ohne seine gebrauchten Instrumente und Objekte wieder zu säubern, und im besten Stande aufzubewahren. Eine jugendliche Munterkeit, die auch aus seinen Schriften für Kinder hervorleuchtet, erhielt sich bei ihm bis in die spätern Jahre. Er war gewohnt, fast immer mit Affekt zu handeln und zu urtheilen. Plötzlichen Einfällen konnte er nicht gut widerstehen, und es wurde ihm schwer, sich nach irgend jemand zu bequemen. Wenn man sich nicht nach ihm richtete, so wurde er leicht heftig, und bei nachlassendem Affekte verfiel er gemeiniglich in eine üble Laune, die ihn gänzlich verstimmte. Zum Ruhme gereicht es ihm, daß er aus seinen Kenntnissen und Entdeckungen kein Geheimniß machte. Es war ihm die größte Freude, mündlich oder schriftlich mitzutheilen, was er wußte.

Der sechs und zwanzigste Julius.

Geb. Johann Heinrich Christian von Selchow.

Kanzler der Universität Marburg.

Groß war das Ansehen und die Achtung, die Selchow im Leben genoß; er gehörte unter die berühmtesten Gelehrten seines Faches, und mehrere Akademieen strebten wetteifernd nach seinem Besitze. Geboren war er im Jahr 1732 zu Wernigerode, wo sein Vater, ehemals Oberster in preußischen Diensten, die letzten Jahre seines Lebens verlebte. Nach dem frühen Tode seiner unbemittelten Eltern fand der Knabe einen zweiten Vater an dem Grafen Christian Ernst von Wernigerode. Nachdem er auf dem dortigen Lyceum sich gehörig vorbereitet hatte, gieng er in seinem 19ten Jahre nach Göttingen, um die Rechte zu studiren. Seine Talente und sein Fleiß ließen ihn beträchtliche Fortschritte machen, und zeichneten ihn aus. Er verfertigte oft juristische Doktor-Dissertationen für andere, und außer der alten Sprache trieb er das Englische mit solchem Ei-

fer, daß er viele Jahre nachher noch im Stande war, einem vornehmen jungen Engländer in dieser Sprache Vorlesungen über die englische Rechtsgelehrsamkeit zu halten.

Als er im Jahr 1755 die Doctorwürde erhalten hatte, fieng er an Vorlesungen zu halten, und seine Rechtsalterthümer (Elementa jur. publici et priuati antejustinianei), die 1757 zum erstenmal erschienen, bahnten ihm den Weg zu einer außerordentlichen Professur. Er wurde darauf 1762 ordentlicher Professor, zwei Jahre nachher außerordentlicher Beisitzer des Spruchkollegii, 1770 Hofrath und 1780 ordentlicher Beisitzer im Schöppenstuhl.

Schon war sein Ruhm allgemein verbreitet, als er 1782 einem Rufe nach Marburg folgte, als Geheimer Rath, Kanzler und erster Professor der Rechtsgelehrsamkeit. Auch hier zogen sein berühmter Name und die Verdienste seiner Lehrart eine Menge Zuhörer in seinen Hörsal, besonders in seinen Vorlesungen über jus publicum, germanicum und feudale; dabei war er ein brauchbarer Arbeiter im Schöppenstuhl, auch wurde er noch von Fürsten und angesehenen Personen privatim zu Rathe gezogen. Sein Körper schien eine feste Gesundheit zu versprechen; aber er litt viel vom Podagra und arthritischen Zufällen, die durch einen Mangel an strenger Diät vielleicht vermehrt wurden; er mußte daher jährlich zu einiger Erleichterung mineralische Wasser gebrauchen. Seit seinem Aufenthalte in Marburg vermehrten sich die Beschwerden, es entstand endlich daraus eine Brustwassersucht, und am 21sten April 1795 endigte ein Schlagfluß sein Leben.

Selchow war ein lebhafter und sanguinischer, zu Aufwallungen geneigter Mann; schnell arbeitend, wenn die Sache eilte; weniger promt, wenn ihm das nicht so schien. Er hielt fest bei einer einmal gefaßten Meinung, und vertrug, überzeugt von seinen vorzüglichen Einsichten, nicht leicht Widerspruch. Seine Geistesgaben waren nicht gemein, sein Gedächtniß in frühern Jahren sehr gut, seine Gelehrsamkeit und Lektüre, selbst in den besten Schriftstellern der Franzosen, Engländer und Italiener im Fache der schönen Literatur, außerordentlich ausgebreitet. Seine Unterhaltung war sehr munter; er sprach gern, und seine rege Einbildungskraft mahlte dann oft Gegenstände zu sehr ins Schöne oder Poetische; ungewohnt an Widerspruch blieb er dann doch bei seinen Behauptungen, wenn gleich Wohlunterrichtete sie bisweilen auch mit der strengen Wahrheit nicht übereinstimmend finden mochten.

Als Schriftsteller besteht sein größtes Verdienst in der einheimischen deutschen Rechtsgelehrsamkeit. Am wichtigsten für seinen literarischen Ruf war sein Kompendium des deutschen Privatrechts (Elementa juris Germ. priuati hodierni), das von 1757 — 1795 achtmal aufgelegt, und fast auf allen deutschen protestantischen Universitäten als Lehrbuch gebraucht wurde. Es zeichnet sich freilich nicht durch ein darin aufgestelltes neues System aus, sondern behält vielmehr den alten, längst als fehlerhaft anerkannten Plan bei. Allein dieses Lehrbuch machte doch bei seiner Erscheinung ein großes Aufsehen, denn noch hatte man kein Kompendium, welches mit einer so

reichen Literatur ausgestattet, und worin so viele einzelne Landesgesetze aufgeführt waren. Der gute lateinische Styl, der überhaupt Selchow'n eigen war, und durch den er sich von vielen seiner Amtsbrüder auf eine vortheilhafte Art unterschied, trug ebenfalls mit zu der günstigen Aufnahme dieses Lehrbuchs auf so vielen Universitäten bei. Seine Elementa juris publ. Germ., die 1769 zuerst erschienen und dann noch eine verbesserte Auflage erlebten, haben weder so vieles Verdienst, noch so vielen Ruf als das vorhergehende. Pütter hat in diesem Fache mehr geleistet, und es war auffallend, daß er nach ihm diesen Gegenstand bearbeitete. Für die wissenschaftliche Bearbeitung der fremden in Deutschland geltenden Rechte hat Selchow weniger gearbeitet, ausgenommen für das Römische. Doch zeichnen sich seine Schriften über das römische Recht auch mehr durch die gute lateinische Sprache, als durch einen systematischen und philosophischen Vortrag aus. Seine Rechtsalterthümer (Elementa jur. romani publ. et priuati) sind nicht sowohl aus den eigentlichen Quellen, den römischen und griechischen Klassikern, geschöpft, als vielmehr aus dem Heineccius, wobei Selchow nur die Ordnung verändert, die neue Literatur ergänzt, und die Entdeckungen einiger neuern Philologen, eines Geßner und Ernesti, benutzt hat. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und der Art, wie er seine eigene Kenntnisse und Verdienste zu schätzen gewohnt war, hat es ihm nicht an Streitigkeiten gefehlt. Er war viele Jahre hindurch ein strenger Rezensent im juristischen und historischen Fache, und

gerade auf diesem Wege zog er sich einige literarische Händel zu.

Zum öffentlichen Lehrer auf dem Katheder besaß Seichow vorzügliche Talente. Seine deutliche Sprache, der Bau seiner sehr einfachen Periode, die Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und die muntere Laune, mit welcher er redete, machten seinen Vortrag eben so angenehm, als er durch die Menge von Materialien, die darin lagen, nützlich wurde. Man vermißte jedoch, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, den gehörigen Zusammenhang, so daß nicht leicht jemand gleich zum erstenmal ein Kollegium bei ihm mit großem Vortheil hörte. Wenn ein junger Mann nicht ohne alle Fähigkeiten und Kenntnisse war und von Selchows Verdiensten überzeugt schien, so nahm er ihn in Protection. Für wen er sich einmal interessirt hatte, dessen nahm er sich auf das thätigste an, selbst wenn es ihm viele Mühe machte. Empfundener Undank und empfundene Gleichgültigkeit machten ihn aber nachher auch leicht zu strenge im Urtheil und wirklich unbillig.

Um für seine Zuhörer recht nützlich zu seyn, hätte Seichow vornemlich zweierlei vermeiden müssen, wogegen er sicher in jeder Stunde einigemal verstieß; einmal, die Art, womit er diejenigen zu behandeln pflegte, welche in irgend einer Lehre anders dachten, als er; und dann, die Begierde, immer Beweise von seiner, an sich unstreitig großen Erudition und von der Wichtigkeit seiner Person zu geben; zwei Fehler, die bei ihrer öftern Wiederholung dem Zuhörer die Achtung verminderten, welche er

er sonst für einen so berühmten Lehrer gehabt haben würde. Wer ihm einmal öffentlich widersprochen hatte, der wurde dafür von ihm in den Vorlesungen an den Pranger gestellt, und auf die unwürdigste, um so mehr empfindliche Art behandelt, je beißender sein Witz bei solchen Gelegenheiten war. Wie berühmt und wichtig seine Person sey, ließ er überall merken, besonders in den Vorlesungen. Daß in Rechtssachen nichts von Wichtigkeit ohnen seinen Rath vorgenommen werde; daß er mit den größten Ministern auf einem vertrauten Fuß stehe, und daß er Theil an den neuesten Wahlkapitulationen habe, hat er in seinen Vorlesungen über das Staatsrecht mehrmals gesagt. Dieses Bestreben, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, zeigte sich bei ihm überall, z. B. im Anspruch, ein vorzüglicher Reuter, Schütze, Spieler und dergleichen zu seyn. In Absicht auf religiöse Dinge dachte er sehr frei, doch war er kein Religionsspötter.

Der sieben und zwanzigste Julius.

Guillot. Maximilian Robespierre.

Tyrann von Frankreich.

Robespierre, verabscheuungswürdigen Andenkens, war im Jahre 1757 oder 1758 zu Arras in Artois geboren. Seine armen Eltern bemühten sich, ihm einen Platz auf dem Chore in der Kathedralkirche zu Arras zu verschaffen, und weil er eine gute Stimme hatte, so wurde ihr Wunsch gewährt. Seine Lehrer bemerkten viel Anlagen an dem Knaben, daher empfahlen sie ihn dem Bischofe von Arras, der aus Wohlthätigkeit und Menschlichkeit es übernahm, für Mittel zu sorgen, um ihn aus dem Staube empor zu heben, in welchem die Natur ihn hatte geboren werden lassen.

Der gutmüthige Prälat hielt für Ungezwungenheit und Freimüthigkeit, was schon damals der Same der Frechheit und Kühnheit in dem Herzen des Knaben war. Er ließ ihn in seinem Pallaste, unter seiner Aufsicht erziehen, und beschloß ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Der Knabe hatte

alle die Freiheit, die ein verzogenes Kind genießt, und der Prälat hielt die unzählbaren Bosheiten, die er an jedem im Hause ausübte, für Kindereien. Indessen wurde der junge Robespierre eines Tages in dem Schlafzimmer des Bischofs von ihm selbst angetroffen, als er eben dessen Beinkleider durchsuchte, um einen Beutel zu nehmen, den er auch darin fand; der Prälat stellte sich, als wenn er es nicht merkte, und als wenn er einigen Verdacht auf seinen Kammerdiener würfe.

Robespierre wurde befragt; aber er klagte den Kammerdiener wegen des Verbrechens an, welches er selbst begangen hatte, und blieb hartnäckig bei seiner Anklage. Der Bischof fieng nun an, die Augen über den wahren Charakter dieses Knaben zu öffnen. Er faßte den Entschluß, ihn von sich zu entfernen, schickte ihn nach Paris, und verschaffte ihm einen freien Platz auf dem Kollegio Ludwigs XIV in der St. Jakobsstraße. Er wurde auch hier auf Kosten dieses Prälaten, entweder aus Mitleiden, oder aus einem noch übrigen Funken von Liebe gegen ihn, unterstützt: denn seine Familie war nicht vermögend, auch nur das Geringste für ihn zu geben. In den neun Jahren, welche er in diesem Kollegium zubrachte, zeichnete er sich eben so durch seine Talente, als durch seinen finstern, hartnäckigen und rachsüchtigen Charakter aus. Alle seine Kameraden verabscheuten ihn, und oft gab es blutige Händel. Bei einem solchen Kampfe trat er einmal seinen Gegner, der schon lag, so wüthend auf den Leib, daß dieser in der heftigsten Angst aufsprang, ihn niederstürzte

und mit solcher Gewalt ihn auf die Nase trat, daß der Knochen entzwei gieng. Robespierre mußte eine lange Kur aushalten; die Nase blieb aber, so lange er lebte, glatt und eingedrückt.

Das Studium der Rechte trieb er mit vieler Auszeichnung, denn alle Vorstellungen waren umsonst, ihn für den geistlichen Stand zu widmen. Er erhielt den Grad eines Parlamentsadvokaten, und gieng dann nach Arras zurück, wo er wahrscheinlich ohne die Revolution sein Leben unbemerkt hingebracht haben würde. Als aber diese ausbrach, wurde er durch des Bischofs Empfehlung zum Deputirten gewählt, und schon in der ersten National-Versammlung zeichnete er sich als der grimmigste Feind des Königs aus. Er schmähte unaufhörlich auf den Hof, prophezeihte dessen Untreue, und stand wie der Sieger da, als der König entfloh. Von jetzt an war er der Mann des Volks, der Abgott des schlechten Haufens. Sein Herz war für alle Freuden und alles Gute verschlossen, selbst für seinen Bruder fühlte er keine Freundschaft; seine Schwester, welche ihm die erste Erziehung gegeben hatte, machte ihm einst Vorwürfe über seine grausamen Befehle, allein ohne sie anzuhören, jagte er sie zum Hause hinaus.

Seine Parthei im Konvente bildete sich allmählig zu einem drohenden Kolosse; bei den Jakobinern galt nur, was er geltend haben wollte. So wie die böse Volksmasse in Paris durch den Zufluß des Gesindels, der Verbrecher und Gebrandtmarkten aus den Provinzen vermehrt wurde, so wuchs auch seine Parthei; als er sich nun mächtig genug fühlte, fieng er an auf-

zuräumen. Er hatte an der Hinrichtung des Königs am 21sten Jan. 1793 die meiste Schuld; dann folgten am 31sten Mai die Girondisten, die er ihrer Beredsamkeit wegen haßte; später die Herbertisten, die Königin, Danton nebst seiner Parthei; die Gelehrten und Reichen füllten die Zwischenräume dieser Hauptperiode aus; die Guillotine ruhte nie. Funfzig bis 60 täglich unter dem Beil in Paris allein fallende Köpfe waren ihm viel zu wenig, es wurden Versuche mit einer neuen Mordmaschiene gemacht, die neun Köpfe auf einmal herunter schlagen sollte. Der Versuch mißlang, aber die Menschlichkeit gewann nichts dabei; die Eisen der Guillotine wurden stumpf, die Erde konnte das Blut nicht mehr trinken, und man mußte die Schlachtbank in eine andere Gegend der Stadt verlegen, denn der bisherige Ort war unwegsam geworden.

Nach einer mäßigen Berechnung sollen in den 6 letzten Monaten der Tyrannei dieses Ungeheuers täglich 300 Köpfe im Reiche gefallen seyn; also nur durchs Revolutionstribunal mehr als 54,000 Menschen! Hundert tausend andere, und das innerhalb weniger Monate, durch die Metzeleien der mittägigen Departements; doppelt so viel im Lyoner Gebiet und den umliegenden Landschaften; ungerechnet die Myniaden von der Loire ins Meer geschwemmten Leichname. Der Tyrann hatte dem Volke versprochen, daß in der Folge kein Franzose über 3000 Livres Einkünfte besitzen sollte, und er that das Seinige, um Wort zu halten. Er übertraf, wo möglich alles, was die wüthendste Barbarei, Grausamkeit, und Blut-

gierigkeit, Gräßliches und Empörendes hervorbrachte.

Doch endlich schlug seine Stunde. Der Konvent ermannte sich, und erklärte ihn am 27sten Jul. 1794 für einen Tyrannen. Er sollte ins Gefängniß Luxenburg gebracht werden, aber er kam auf das Gemeindehaus, welches ganz mit seinen Kreaturen besetzt war. Hier mißlang der letzte Versuch, den Konvent zu stürzen. Robespierre drückte ein Pistol auf sich ab, und er war schon halb todt, als man ihn zur Guillotine schleppte, unter der er am Tage seiner Verhaftung, Abends um 7 Uhr, sein schändliches Leben beschloß.

Robespierre war klein und häßlich; seine Farbe war schwarzgelb und gallig; das Auge trübe und tief eingedrückt. In der Kleidung trug er sich zierlich, und seine Haare waren immer sorgfältig geputzt. Sein stetes Blinzeln mit den Augenliedern schien von einer konvulsivischen Bewegung herzurühren. Er konnte nie ohne krampfstillende Mittel seyn. Durch ein gewisses Zusammenziehen der Nerven pflegte er oft seine Hände zu falten und in einander zu winden. Mit Schultern und Hals machte er häufig krampfhafte Bewegungen, den Hals insonderheit drehte er öfter von einer Seite zur andern. Seine Stimme war von Natur rauh und schreiend, aber er konnte sie mildern, und seinem Provinzialaccent Annehmlichkeit geben. Man bemerkte an ihm, daß er nie einem Manne gerade ins Gesicht sah. Die Deklamation hatte er ziemlich in seiner Gewalt, auch als öffentlicher Redner war er nicht ungeschickt in der Komposition. Sein

Ausdruck war jetzt rauh, dann melodisch, oft glänzend, und oft gemein. Seine Reden waren immer besäet mit Gemeinplätzen über Tugend, Verbrechen und Verschwörungen. An Sophismen und spitzfindigen Raisonnements fehlte es ihm nicht; aber bei einem in der That eingeschränkten Gesichtskreise war er überhaupt arm an Ideen.

Die Grundlage seines Charakters war Eitelkeit. Er durstete sehr nach literarischem Ruhme, noch mehr nach politischem. Es ergötzte ihn, die französischen Armeen die seinigen nennen zu hören. Er sah sich gerne auf der Liste der Tyrannen verzeichnet. Unternehmend und zu gleicher Zeit feige, zog er einen Vorhang vor seine Werke, und war oft unbehutsam, indem er seine Opfer bezeichnete. Schwach und rachgierig, mäßig und sinnlich, keusch aus Temperament, und unordentlich durch die Wirkungen der Phantasie, suchte er etwas darin, der Weiber Blicke auf sich zu ziehen. Mit der Eitelkeit verband sich in seinem Charakter, Versteckheit. Er beschützte und erschreckte zu gleicher Zeit einen Theil des Konvents. Verbrechen verwandelte er in Irrthümer, und Irrthümer in Verbrechen. Im höchsten Grade war er argwöhnisch und mißtrauisch. Möge die Erde nie wieder ein solches Ungeheuer sehen!

Der acht und zwanzigste Julius.

Gest. Johann Sebastian Bach.

Musikdirektor in Leipzig.

In der Bachischen Künstlerfamilie ist Sebastian ein Stern der ersten Größe, und Deutschland hat Ursache auf ihn stolz zu seyn. Er war ein Sohn des Hof- und Rathsmusikus Johann Ambrosius Bach zu Eisenach, und am 21sten März 1685 geboren. Er hatte das Unglück, seine Eltern früh zu verlieren; doch war dieser Verlust, in Absicht auf die Kunst, mit vielem Guten verbunden. Denn er kam nun zu seinem ältern Bruder Johann Christoph, welcher zu Ordruff Organist war, und sehr gute Kenntnisse in der Musik besessen zu haben scheint. Unter Anführung dieses Mannes legte Sebastian den Grund im Klavierspielen, und fand in Kurzem an der Musik so viel Geschmack, daß er ihr den größten Theil seiner Zeit widmete. Von brennender Lernbegiede getrieben, entwandte er seinem Bruder ein Notenbuch, das er durch keine Bitten hatte erhalten können, und schrieb es beim Mondenlichte ab. Auch auf dem Gymnasium zu Lüneburg übte er sich unaufhörlich, und unternahm manche Reise nach Hamburg und Celle, um große Künstler zu hören.

Als ein Jüngling von 18 Jahren kam er als Hofmusikus nach Weimar, und ein Jahr später als Organist nach Arnstadt. Hier war es eigentlich, wo er sich zum großen Organisten und Komponisten bildete, theils durch eigenen Fleiß und Nachdenken, theils durchs Studium der Werke eines Bruhns, Reinke und Buxtehude, und durch einen vierteljährigen Aufenthalt zu Lübeck, wo er den berühmten Organisten Diedr. Buxtehude belauschte. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Arnstadt gieng er als Organist nach Mühlhausen, und das Jahr darauf bekam er einen Ruf nach Weimar, als Hoforganist. Beifall und Aufmunterung von Seiten des Hofes machten ihn hier immer unternehmender, und verschafften uns den größten Theil der Orgelstücke, die wir von ihm besitzen. Dazu kam, daß er nach einigen Jahren Concertmeister wurde, und nun die Kirchenstücke zu komponiren und aufzuführen hatte. Einst hörte er in Dresden den berühmtesten französischen Organisten Marchand, und, ohne durch die Fertigkeit des stolzen Galliers abgeschreckt zu werden, bot er demselben einen Wettstreit an, der in dem Hause eines Ministers statt haben sollte. Am bestimmten Tage fand sich eine große Gesellschaft beiderlei Geschlechts ein. Man wartete lange auf Marchand. Allein dieser, welcher Bachen schon kennen mochte, fand es nicht für gut, den ungleichen Kampf zu bestehen, und war schon am nemlichen Tage mit Extrapost abgereist. Bach ließ sich nun allein in seiner ganzen Kunst hören.

Nach seiner Rückkunft nach Weimar erhielt er vom Fürsten von Köthen den Ruf als Kapellmeister, welchem er 1717 folgte. Von hieraus unternahm er eine aber-

malige Reise nach Hamburg zum Organisten Reinken, der nun beinahe 100 Jahre alt war, und ließ sich vor demselben in der Catharinenkirche in Beisein des Magistrats und vieler Liebhaber und Kenner der Musik, über zwei Stunden lang auf der Orgel hören. Erstaunt über die Größe des Mannes, trat Reinke zu ihm und sagte: „Ich dachte diese Kunst wäre gestorben, allein ich sehe, daß sie in Ihnen noch lebt.“

Im Jahr 1723 berief ihn der Rath zu Leipzig zum Musikdirektor an der Thomasschule. Kurz darauf erhielt er vom Herzog zu Weissenfels den Titel als Kapellmeister, und 1736, nachdem er sich vorher vor dem Dresdner Hofe mit Beifall einigemal auf der Orgel hatte hören lassen, ernannte ihn der König zu seinem Hofkomponisten. Bei einer 1747 angestellten Reise nach Berlin fand er auch Gelegenheit, sich zu Potsdam vor dem Könige hören zu lassen. Der König gab ihm selbst das Thema zur Fuge, und verlangte, nach dessen bester Ausführung, eine sechsstimmige Fuge. Auch diesem Befehle leistete Bach sogleich vollkommen Genüge, indem er ein selbstgewähltes Thema mit bewundernswürdiger Fertigkeit sogleich auf dem Fortepiano und nach der Vorschrift des Königs durchführte. In Leipzig brachte er über des Königs Thema noch ein dreistimmiges und sechsstimmiges ricercar, nebst einigen Kunststücken, zu Papier, ließ dieselben in Kupfer stechen und widmete sie dem Könige. Darauf aber verlohr er seine Gesundheit, indem eine an seinen Augen vorgenommene Kur und Operation mißlang — und starb im J. 1750 am Schlage, zu früh für die Kunst und für seine Freunde, denen er wegen seiner guten Sitten und deutschen Redlichkeit unvergeßlich war.

Bach spielte das Klavier, den Flügel und das Cymbal mit gleicher Kraft, und auf der Orgel war er einzig in seiner Art. Den besten Beweis davon geben seine Orgel- und Klavierstücke, welche von jedem, der sie kennt, für schwer gehalten werden. Das waren sie für ihn aber gar nicht; sondern er führte sie mit einer Leichtigkeit und Fertigkeit aus, als ob es nur Müsetten wären. Seine Faust war gigantisch. Er griff z. B. eine Duodezim mit der linken Hand, und kolorirte mit den mittlern Fingern dazwischen. Alle Finger waren bei ihm gleich geübt; alle waren zu der größten Feinheit im Vortrage gleich geschickt. Auf dem Pedale mußten seine Füße jedes Thema, jeden Gang den Händen auf das genaueste nachmachen. Er machte mit beiden Füßen zugleich lange Doppeltriller, während die Hände nichts weniger als müßig waren, und führte überhaupt mit den Füßen Sätze aus, die den Händen manches nicht ungeschickten Klavierspielers zu schaffen machen würden. Seine Faust war unermüdet und hielt Tagelanges Orgelspiel aus. Die Register wußte er so unmerklich und mit soviel Geschmack durch einander zu ziehen, daß der Hörer fast unter dem Wirbel seiner Zaubereien versank.

Bach war in eben dem Grade Komponist, als er Virtuos war. Hat je ein Tonkünstler die verborgensten Geheimnisse der Harmonie zur künstlichsten Ausübung gebracht, so war er es. Er durfte nur irgend einen Hauptsatz gehört haben, um fast alles, was nur Künstliches darüber vorgebracht werden konnte, gleichsam im Augenblicke gegenwärtig zu haben. Sein ernsthafter Charakter zog ihn zwar vornemlich zur arbeitsamen,

ernsthaften und tiefsinnigen Musik; doch konnte er auch, wenn es nöthig war, sich zu einer leichten und scherzhaften Denkart, besonders im Spielen, bequemen. Er hat sehr viele Stücke gesetzt, sowohl für die Kirche als für die Kammer, aber alles in einem so schweren Style, daß seine Stücke heut zu Tage höchst selten gehört werden. Seine Jahrgänge, die er für die Kirche schrieb, sind höchst selten anzutreffen, ob sie gleich ein unerschöpflicher Schatz für die Musiker sind. Man stößt da auf so kühne Modulazionen, auf eine so große Harmonie, auf so neue melodische Gänge, daß man das Originalgenie eines Bachs nicht verkennen kann. Für die Orgel hat schwerlich jemals ein Mann mit solchem Tiefsinn, solchem Genie, solcher Kunsteinsicht geschrieben, als Sebastian Bach. Aber es gehört ein großer Meister dazu, wenn man seine Stücke vortragen will. Seine Klavierarbeiten haben zwar die Grazie der heutigen nicht, sie ersetzen aber diesen Mangel durch Stärke. In Fugenmelodien war er am originellsten; einige wenige Noten reichten ihm hin, die trefflichsten Sätze darnach auszuführen.

Mit allen diesen Vorzügen verband Bach das seltenste Talent zur Unterweisung. Die größten Orgel- und Flügelspieler durch ganz Deutschland, haben sich in seiner Schule gebildet; und wenn Sachsen hierin noch immer einen Vorzug vor andern Provinzen Deutschlands hat, so hat es dieses Bachen zu danken.

Der neun und zwanzigste Julius.

Gest. Peter Wilhelm Hensler.

Landschaftssyndikus zu Stade.

Hensler wurde am 14ten Febr. 1747 zu Preetz im Hollsteinischen, 14 Tage vor dem Ableben seines Vaters, der daselbst Klosterprediger war, geboren. Ihn, wie seine 3 Schwestern und 2 Brüder, erzog die überlebende Mutter, unterstützt durch viele Gönner, besonders durch das gräfliche Ranzowische Haus, mit wenigem Vermögen, aber mit vieler Treue und Sorgfalt. Er studirte vom Jahre 1759 bis 1763 zuerst auf dem altonaischen Gymnasium, und nachher zu Kiel und Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit, und lebte nach seinen akademischen Jahren einige Zeit zu Ascheberg bei dem Grafen Ranzow, und nachher in Altona, wo er bei der Steuer eine kleine Bedienung erhielt. Nach ein paar Jahren ward er Sekretair des geheimen Raths von Levezow, bei dem er bis in den Herbst 1766 blieb. Eine vortheilhafte, obgleich anfangs fehlgeschlagene Aussicht, die ihm ein Gönner eröffnete, führte ihn nach Stade, wo er einstweilen zu prakticiren anfieng. Hier glückte

es ihm nicht nur als Anwald sehr bald, sondern er ward auch nach einiger Zeit von der Ritterschaft und den Ständen des Herzogthums Bremen zum adjungirten Landsyndikus erwählt, und kam ein paar Jahre darauf in den völligen Besitz dieser Stelle. Nicht lange nachher wünschte ihn sein damaliger Freund, der damals so hoch gestiegene Graf Struensee in dänische Dienste zu ziehen, aber die Dankbarkeit, die er dem Zutrauen schuldig war, das er in seinem neuen Vaterlande genoß, hielt ihn davon ab, und dieses Zutrauens hatte er sich zu erfreuen, so lange er lebte. Im Jahre 1772 verheurathete er sich, und vermehrte sein Wohl durch häusliches Glück, das er aber nur wenige Jahre genoß, denn schon 1779 starb er.

Er hatte Eigenschaften, die ihn als Freund und Geschäftsmann werth machten. Seine Berufspflichten trieb er fleißig und ordentlich. Er übernahm nicht leicht eine Sache, von deren Güte er nicht überzeugt war; übernahm er sie aber, so konnte man auf seine Treue und Betriebsamkeit rechnen. Was ihn eigentlich auszeichnete, war eine nicht geringe Geradheit des Kopfes und des Herzens, und ein unwandelbarer Frohsinn. Sein Blick war rein und schnell, er schied die Nebenumstände leicht ab, und bemeisterte sich des Hauptpunktes bald, den er mit möglichster Richtigkeit und Deutlichkeit ins Licht setzte. Es waren daher seine Aufsätze immer länger und vielfältiger, als gewöhnlich; die Hauptsache darinnen genau und klar bestimmt, die Sprache ungesucht und der Sache angemessen; nur so viel Kunstworte, als zur Hindeutung auf Gesetz und Rechtsregel nöthig waren,

und aus der Kanzleisprache nur so viel, als Herkommen und Formalien durchaus heischten.

In andern Arten von Kenntnissen, in die er sich nicht verbreitet hatte, gieng er eben so gerade auf das Wesentliche, faßte es richtig, und hielt daran fest. Vorurtheile und konventionelle Sätze bemerkte er leicht, ließ sich nicht davon befangen, handelte ihnen in der Stille entgegen, ohne ihnen Hohn zu sprechen. Mit eben dem scharfen Blick, den auch sein Auge verrieth, beobachtete er die Menschen, bemächtigte sich ihres Charakters bald, und mit leichter Beurtheilung entschied er ihren Werth, aber so, daß ihm immer der Kopf weniger wog, als das Herz, so, daß er nicht hart urtheilte, obgleich man aus seinem Benehmen seine Meinung ihm abmerkte. Schon in den Jünglingsjahren war er nicht voreilig, sein Urtheil zu sagen, aber fest genug, demselben gemäß zu handeln. Wo es indessen Pflicht war, sprach er so freumüthig, als man es je kann, und er war glücklich genug, nicht leicht zu beleidigen, weil er den Widerspruch aus der Natur der Sache herzuleiten verstand. Auch für seine Freunde öffnete er sich ganz, doch fast immer nur aufgefordert. Vor dem geringsten Anschein von Gleißnerei zog er sich auf immer zurück. Er konnte es nicht ertragen, wenn jemand geflissentlich auf etwas Anspruch machte, wenn er es auch war, und noch weniger, wenn er es nicht war. Schlecht und recht wollte er den Menschen haben, mit dem er Umgang pflegen sollte, und das machte ihn eckel in seinen Verbindungen. Doch ließ er von seinen Freunden sich einreden, und wandte auf Weisung sein Herz

dem wieder zu, von dem es gewichen war. Aber gegen alle Ziererei empörte er sich unabläßig, bei Süßthun, Empfindelei und Schöngeisterei war sein Spott, was er sonst nicht war, und seine kühle Beurtheilung, die ihn nicht leicht verließ, verließ ihn, wo er Unredlichkeit und Chikane gewahr ward, oder nur argwohnte. Da allein konnte er sich starker Leidenschaften nicht erwehren, und sprach lauter und übereilter, als es oft die Klugheit erlaubte, oder als es Nutzen zu schaffen vermochte.

Was ihn außer dieser Geradheit noch besonders charakterisirte, war von Jugend auf bis an sein Ende ein gewisser Frohsinn, der ihn nie verließ. Er war vieles Naturgenusses fähig und sehr glücklich darinn, daß er auf jedem Flecke, wo er gieng und stand, was Gutes auffand, das ihm wohlthat, oder ihn belustigte. Mit jeder Gegenwart vergnügt seyn und seines Wohls stündlich genießen verstand er, und tadelte es an manchen Freunden, die immer in der Zukunft sich weideten, und darüber die Freuden der Gegenwart tödteten. Dieser Frohsinn äußerte sich bei ihm in einer komischen Darstellungsart der Sache, in einem frohen schalkhaften Spötteln über menschliches Beginnen, an dem er das Thörichte aufhaschte, aber nicht leicht bitter und schadenfroh ward. Im gewöhnlichen Lauf des Weltumgangs erlaubte er es sich freilich nicht. Aber der war auch seine Sphäre nicht, und man konnte ihm den Zwang, den er sich anthat, anmerken, wenn man ihn ein wenig kannte. Aber, wo er sich selbst gelassen war, und sich öffnen konnte, im Cirkel der Seinigen, die er innig liebte, und einiger

Freun-

Freunde, ließ er diesem Geiste freien Lauf. Da war er in seinem Elemente, belebte alles um sich her, und theilte das Gefühl der Freude und des unschuldigen Lächelns allen mit, die dieses Gefühls fähig waren. Es war auch der Ton seiner Briefe, und ist der eigentliche Styl seiner meisten Gedichte.

Ziemlich früh zeigte sich bei ihm die Neigung zur Dichtkunst, und er überließ sich derselben in seinen Jünglingsjahren. Es waren kleine Lieder und Spöttereien, oft etwas zu frei, und etwas zu schalkhaft, aber sie blieben auch nur unter seinen Bekannten, und in reifern Jahren vertilgte er sie fast alle, oder änderte sie. Immer aber, und besonders nach den Jünglingsjahren, war die Dichterei blos Erholung für ihn nach ernsten Arbeiten, und sich blos allein damit zu beschäftigen, war wider die Begriffe, die er sich vom Beruf des Menschen machte. Er glaubte, jedermann müsse irgend eine unmittelbare Beförderung des Wohls seiner Mitbürger zu seinem Hauptwerke machen, und es war ihm recht angelegen, wenn er von dem angenehmen Hange dazu jemand abziehen, und ihn dem Dienste der Welt näher bringen konnte. Seine Epigramme waren also blos Spiele seiner Muße, auch theilte er sie eigentlich nur seinen Freunden mit, aber einige derselben drangen darauf, daß er sie ausbesserte, und so wurden sie in verschiedenen Sammlungen gedruckt. Sonst hat er nichts drucken lassen, als ein dramatisches kleines Stück, Lorenz Konau, worinn er Personen schildert, denen Werthers Leiden den Kopf verrückt. In den letzten Jahren seines Lebens las er viel

Schriften aus dem Mittelalter, vergnügte sich besonders an der Manier der Ritterzeiten, und an dem aufkeimenden guten Geschmacke des 15ten Jahrhunderts, machte viel literarische Anmerkungen und Auszüge aus diesen Schriften, die er nach und nach dem Druck bestimmte, und wovon er auch schon einige ins deutsche Museum einrücken ließ.

Henslers Gedichte sind 1782 von seinem Bruder, jetzigen Professor der Arzneiwissenschaft in Kiel, herausgegeben worden. Diese Ausgabe enthält 233 Epigramme und 30 vermischte Gedichte. Unter Henslers Gedichten sind die Epigramme das Wichtigste; sie haben auch seinen poetischen Ruhm begründet, wiewohl sie bei weitem nicht alle eigene Erfindung sind; viele sind Nachbildungen französischer und anderer Sinngedichte, aber glückliche Nachbildungen, in welchen nicht leicht etwas nöthiges ausgelassen oder etwas unnöthiges hinzu gethan ist. Scharfsinn, Witz und Laune, treffender, oft derber, aber nie ungerechter Spott, Feinheit des Ausdrucks, korrekte Sprache und Gewandtheit der Versifikation, sind den meisten eigen; einige wenige sind zu muthwillig, und andern schadet der Gebrauch zu gemeiner oder landschaftlicher Redensarten.

Der dreissigste Julius.

Geb. Jakob Friedrich Feddersen.

Konsistorialrath und Kirchenprobst in Altona.

Wenn je ein Mann das Glück einer allgemeinen Achtung und Liebe unter seinen Nebenmenschen genossen hat; wenn je einer, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Herzens, die seltene Gabe verband, sich diese Achtung und Liebe auf den ersten Anblick zu erwerben, und bei näherer Bekanntschaft sich in derselben immer fester zu setzen, so war es gewiß der biedere, edle Feddersen, der im Jahr 1736 zu Schleswig geboren wurde. Er war der Sohn eines Kaufmanns, und widmete sich in seinen jüngern Jahren ebenfalls den Geschäften seines Vaters. Doch bald empfand er eine überwiegende Liebe zum Studieren, und verlebte seine Jugendjahre in einer emsigen Vorbereitung auf seine künftige Bestimmung.

Als er das 19te Lebensjahr angetreten hatte, gieng er nach Jena, und übte sich in allen einem Religionslehrer nöthigen Wissenschaften. Im J. 1750 kehrte er ins Vaterland zurück, und war eine zeitlang Hauslehrer, bis ihn der Herzog von Augustenburg im J. 1760

zu seinem Kabinetsprediger ernannte. Hier lernte ihn der Erbprinz von Bernburg kennen, der sich daselbst mit einer Prinzessin von Plön, Schwester der Herzogin von Augustenburg, vermählte. Dieser berief ihn 1765, gleich nach dem Antritt der Regierung zum Hofprediger seiner Gemahlin. Er war in Bernburg zugleich Seelsorger der zahlreichen lutherischen Einwohner des Landes, und mußte deswegen wöchentlich zu seinen zerstreuten Gemeinen umherreisen. Von diesem Amte, das er zur allgemeinen Zufriedenheit verwaltete, kam er 1769 als dritter Prediger an die Johanniskirche nach Magdeburg, und 1777 als Domprediger nach Braunschweig. Eilf Jahre lang stand er dieser Stelle mit dem größten Eifer, und der unermüdetsten Treue in seinen mannigfaltigen oft schweren Amtsarbeiten vor; dafür genoß er denn auch das größte Zutrauen und die herzlichste Liebe, nicht nur überhaupt von seiner ganzen Gemeinde, sondern auch besonders von dem herzoglichen Hause, dessen Beichtvater er war. Nie konnte er ohne Enthusiasmus von dem vortrefflichen Herzoge Ferdinand reden, der ihm die redendsten Beweise eines thätigen Wohlwollens gab.

Feddersen war glücklich in allen seinen Verhältnissen nnd dachte an keine Veränderung, als er im Frühjahr 1788 ganz unvermuthet den Ruf zum Hauptpastor in Altona und Probst des Altonaischen und Pinnebergischen Konsistorii erhielt. Es kostete ihn freilich nicht wenig Ueberwindung, sich von einem Fürstenhause zu trennen, welchem sein Herz so viele Verbindlichkeit hatte, und eine Gemeinde zu verlassen,

mit welcher er durch die Bande der innigsten wechselseitigen Liebe so fest verknüpft war. Allein der ihm so süße Gedanke, seinem Vaterlande zu dienen, überwand diese Bedenklichkeiten. Er wurde in Altona mit dem lebhaftesten Enthusiasmus empfangen, und Hohe und Niedere wetteiferten in Beweisen der Liebe gegen ihn mit einander. Der Ruf seiner Kanzelgaben lockte eine große Zahl von Zuhörern, selbst Fremden, zu seiner ersten Predigt herbei, und immer blieb noch in der Folge die Versammlung sehr zahlreich. Er entsprach überhaupt allen Erwartungen aufs vollkommenste, und ließ sich besonders die Aufsicht über die Schulen sehr angelegen seyn. Er besuchte sie der Reihe nach wöchentlich; bemühte sich, die Lehrer durch nähere Unterweisungen mit der rechten Methode des Unterrichts bekannt zu machen, und munterte mit dem sanftesten Ernste, sowohl Lehrer als Schüler zum Fleiße auf. Seine Kinderliebe machte ihm besonders die letztern so ganz ergeben, daß ihnen keine größere Freude widerfahren konnte, als wenn sie ihn in die Schule kommen sahen, und manche ihn selbst vertraulich darum baten, sie doch bald wieder zu besuchen.

Die dauerhafte Gesundheit, deren Feddersen bisher genossen hatte, machte es wahrscheinlich, daß seine gemeinnützige Wirksamkeit sobald nicht unterbrochen werden würde. Aber er hatte sein neues Amt erst wenige Monate verwaltet, als ihn eine kleine Unpäßlichkeit anwandelte, die bald in ein heftiges Fieber ausartete, welches seinem Leben am 31sten Dec. 1788 ein Ende machte. Der erste Schmerz, den die Nachricht seines Todes in der Stadt verbreitete,

gieng bei vielen bis zur Betäubung: überall sah man Thränen und hörte Klagen. Bei der öffentlichen Ankündigung seines Todes von der Kanzel war die Wehmuth der versammelten Gemeinde so groß, als wenn jede Familie einen Freund verloren hätte.

Feddersen besaß von Natur mehr ein feuriges als gelassenes Temperament, aber er war völlig Herr über seine Hitze geworden. Bei aller Biegsamkeit war ihm doch eine gewisse natürliche Festigkeit des Charakters eigen, die aber nie in Eigensinn ausartete. Wie er selbst ungemein pünktlich in der Verwaltung seines Amts sich bewieß, so forderte er auch von allen seinen Untergebenen ein Gleiches. Ein Hauptzug seines Charakters, zugleich der Grund aller seiner Tugend, war eine recht feste Anhängiichkeit an Gott, und ein unerschütterliches Vertrauen auf die Vorsehung. Seine größte Glückseligkeit war es, wenn er menschliches Elend mindern, und zur Wohlfahrt irgend eines seiner Nebenmenschen etwas beitragen konnte; dann war ihm keine Arbeit zu groß. Er war der zärtlichste Gatte und Vater, der mit der äußersten Sorgfalt sich das Wohl seiner Familie angelegen seyn ließ. So sparsam er in Absicht seiner eigenen Bedürfnisse war, hielt er dagegen für den Unterricht und die Erziehung seiner Kinder keinen Aufwand zu groß. Gegen seine Bediente beobachtete er stets ein äußerst gütiges Betragen, und die langmüthigste Nachsicht bei ihren Fehlern. Seine edle Seele ließ ihn von keinem Menschen das geringste Böse argwöhnen: die deutlichsten Proben mußten ihn erst davon überführen. Seinen Freunden war er

mit ganzer Seele ergeben, und sein Betragen gegen sie war bieder, offen und edel. Eine beständige Heiterkeit machte ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Sein liebreiches Betragen gewann ihm alle Herzen und erhielt ihn in der Achtung und dem liebevollen Zutrauen der Hohen und Niedern. Man erkannte in ihm leicht den Mann, der sich am Hofe gebildet hatte: ward aber auch zugleich nichts von jenem Eigendünkel, jener stolzen Herablassung, jener verstellten Freundlichkeit, und den tausendfachen Thorheiten bei ihm gewahr, die so leicht an Höfen ihre Nahrung finden.

Das Verdienst eines praktischen Volkslehrers war das vornehmste Ziel seiner Bestrebungen. Indessen war er in manchen Fächern der Gelehrsamkeit nichts weniger als fremd. Er besaß ungemein viele literarische Kenntnisse, zu welchen ihm sein leichtfassendes und treues Gedächtniß behülflich war. Das Studium der Bibel blieb zeitlebens seine Lieblingsbeschäftigung. Jeden Morgen machte er den Anfang seiner Arbeit mit dem Lesen eines Abschnittes aus dem griechischen neuen Testament: auch die Psalmen Davids las er fleißig in der Grundsprache. Er war in aller Absicht ein wahrhaftig aufgeklärter Religionslehrer, gleich fern von steifer Anhänglichkeit an hergebrachte Meinungen und Vorurtheile, und von eitler Neuerungssucht. Religion und Theologie unterschied er sowohl in seiner eigenen Ueberzeugung, als auch in seinem Vortrage, sorgfältig von einander. In Absicht verschiedener Religionsmeinungen kann man nicht toleranter seyn, und niemand kann allen Sekten-

geist mehr hassen, als er. Wie er selbst das Praktische in der Religion über alles hoch hielt, so würdigte er auch jeden seiner Nebenmenschen, je nachdem er bei ihm Uebereinstimmung mit dieser seiner Denkart, ein edles Herz, wahre Frömmigkeit und Tugend antraf.

Die Verdienstt, die sich Feddersen als Schriftsteller um die Bildung des Volks und der Kinder erworben hat, sind entschieden. Die Beförderung des Guten unter allerlei Volk lag ihm am Herzen, und es ist nicht zu zweifeln, daß er mit seinen ascetischen Schriften (Predigten — Unterhaltungen mit Gott — Betrachtungen und Gebeten über das wahre Christenthum ꝛc.) seine Absichten erreicht, und wahre Erbauung befördert habe. Viel guten Samen hat er in seinen Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen und in seinem Sittenbuche für den Bürger und Landmann ausgestreut. Er traf den rechten Ton, in dem man Kindern biblische Geschichte erzählen muß, und sein Leben Jesu, seine Erzählungen aus der biblischen Geschichte, und sein biblisches Lesebuch sind in unzähligen vielen Familien benutzt worden, und diese Schriften werden Feddersens Namen noch lange in einem ehrenvollen Andenken erhalten.

Der ein und dreissigste Julius.

Geb. Friedrich Aloysius, Reichsgraf von Brühl.

Königlich polnischer Kron-General-Feldzeugmeister.

Der edle Sohn eines übel berüchtigten Ministers (S. d. 13. Aug.) Sein menschenfreundlicher Charakter, sein warmer Eifer für Gelehrsamkeit und Unterstützung des nothleidenden Verdienstes, und seine ausgebreiteten, durch frühere gelehrte Reisen und spätere Staatsverwaltungen erworbenen Kenntnisse, machten ihn in einem weiten Kreise bei jedermann geliebt und achtungswürdig.

Er war im Jahr 1739 zu Dresden geboren. Die weise Mutter erzog ihre Kinder mit einer Strenge, die im höchsten Grade mit dem asiatischen Luxus kontrastirte, dem ihr Gemahl ergeben war. Die Kinder bekamen nur die einfachsten Speisen, mußten vom zartesten Alter an auf Matrazen oder auf bloßem Heu mit leichten Decken schlafen, und wurden oft der rauhesten Witterung und andern Unbequemlichkeiten des Lebens ausgesetzt. Unarten und Vergehungen wurden nicht selten mit körperlichen Züchtigungen geahndet, und die Kinder besonders auch zu einer genauen Beobachtung des äußerlichen Gottesdienstes und zur Sanftmuth und Bescheidenheit gegen die Bedienten angehalten. Als Graf Aloysius in Leipzig studirte, kam die besorgte Mutter ganz unvermuthet dahin, ließ ihn von den Professoren prüfen, und weil er nun nicht sonderlich

bestand, so schickte sie ihn nach Leiden, wo man, wie sie sagte, dem Sohn des Ministers nicht schmeicheln würde. Er war hier einige Jahre recht fleißig, und zur Erholung beschäftigte er sich mit der Schiffahrt, in die er viele Einsichten erlangte.

Schon in seinem 19ten Jahre wurde er Polnischer Kron-General-Feldzeugmeister. Er reiste durch die meisten Länder von Europa, machte, uneingedenk der mütterlichen Ermahnungen, einen großen Aufwand, und ließ sich durch sein lebhaftes Temperament und den ihn umgebenden Luxus zu mancherlei Ausschweifungen und Befriedigungen seiner Phantasie hinreißen. Im siebenjährigen Kriege wohnte er als Freiwilliger bei der kaiserlichen Armee einigen Feldzügen bei, und vermehrte dadurch die militairischen Kenntnisse, die er sich erworben hatte, und die auch zeitlebens sein Hauptfach blieben.

Nach dem Absterben König August III. und dem bald darauf folgenden Tode seines Vaters, des Ministers, verlor er seine ansehnliche Kriegsbedienungen in Polen und Sachsen, und mancherlei harte Schicksale brachen über ein. Indeß söhnte er sich wieder mit dem König Stanislaus aus, und erhielt nun zu der Kron-Feldzeugmeisterstelle, die er allein beibehalten hatte, auch die Stelle eines Starosten und Gouverneurs von Warschau und der Grenzfestung Kaminiek. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten, das brühlische Majorat in der Niederlausitz, wo er seine letzten Lebensjahre in stiller Abgezogenheit für die Wissenschaften und für seine Freunde lebte. Bei einem Besuche in Berlin, am 30sten Jan. 1793,

ward er unvermuthet vom Schlage gerührt, und sank todt in die Arme seines Kammerdieners.

Natur und eigener Fleiß hatten den Grafen ganz dazu bestimmt, dem Ideal, das man sich von einem edlen, menschenliebenden und dabei sehr gebildeten Welt= und Geschäftsmann entwerfen kann, überaus nahe zu kommen. Er konnte unter die schönsten Männer gerechnet werden, die man nur sehen kann; besonders war seine Gesichtsbildung so angenehm, sein Auge so freundlich, seine Miene so heiter und entgegen kommend, daß jedermann, dadurch schon zum voraus für ihn eingenommen wurde. Er besaß eine bewunderungswürdige Leibesstärke; in der Fertigkeit zu schießen und zu schwimmen kamen ihm wenige gleich; er spielte alle Spiele, sowohl solche, zu denen Leibesstärke und Gewandtheit erfordert wird, als auch Bret- und Kartenspiele, mit der dazu nöthigen Ueberlegung und Feinheit. Das mechanische Fach, im weitesten Umfange, kannte er sehr gut. Alles, was er machen ließ, gab er den Künstlern und Handwerkern selbst an, half auch wohl mit eigener Hand daran arbeiten. Er mochte ein Gebäude aufführen, einen Wagen bauen oder Mobilien und Kleidungsstücke verfertigen lassen, alles schrieb er den Handwerkern vor.

Seine Kenntnisse waren bewundernswerth mannigfaltig. Er sprach und schrieb, nächst seiner deutschen Muttersprache, die französische, englische, lateinische und polnische, verstand auch etwas von der russischen, lithauischen und wendischen. Er war freilich nicht Grammatiker, aber doch Sprachgelehrter, denn er drückte sich in den meisten dieser Sprachen gut aus.

Es war ihm ein leichtes, ohne Vorbereitung einen deutschen, französischen, lateinischen oder polnischen Vortrag zu machen, und sich damit Beifall zu erwerben. In der schönen Literatur hat er seine Einsichten öffentlich bewährt. Man hat von ihm eine große Anzahl Schauspiele, die sich zwar nicht über das Mittelmäßige erheben, aber doch für das Theater berechnet sind, und daher hie und da nicht ohne Beifall gegeben wurden. Eine Auswahl derselben ist unter dem Titel: theatralische Belustigungen 1785 in 4 Bänden gedruckt worden. Meißners Alcibiades hat er ins Französische übersetzt, aber ohne hinlängliche Kenntniß der Sprache, in die er dollmetschte. Besser sind dagegen einige seiner anonymischen Schriften, unter denen sich besonders eine Abhandlung über die Duelle auszeichnet. Im Manuskript hinterließ er verschiedene taktische Schriften, gereiste Früchte einer langen militairischen Erfahrung. Er besaß in den mathematischen Wissenschaften ausgebreitete Kenntnisse, vornemlich bestand seine Stärke in der Artillerie und der damit verbundenen Lustfeuerwerkerei. Um sich recht genaue Kenntnisse von der erstern zu erwerben, hatte er zu Augsburg fast ein ganzes Jahr lang in einer Stückgießerei unerkannt gearbeitet, und mit Hülfe seiner Vorkenntnisse sich vieler Vortheile und Handgriffe bei diesem Gewerbe bemächtigt, die er hernach bei der Stückgießerei in Warschau benutzt hat. Denn als Chef der Artillerie trug er sehr viel zu ihrer Verbesserung in Polen bei, und brachte sie dort auf einen hohen Grad von Vollkommenheit.

Bewunderungswürdig war überhaupt seine Thätigkeit. Jeden Tag, wo es nicht ganz unmöglich war, mußte er lesen, Briefe schreiben, Audienzen geben, jagen, oder doch schießen, Musik machen, spielen. Er plagte sich, hatte stets voll auf zu thun, und nährte dabei eine Menge Müssiggänger in seinem Brode. Immer war es ihm darum zu thun, Menschen um sich her fröhlich zu sehen, und besonders war er unerschöpflich, besuchende Freunde aufs angenehmste zu unterhalten. Fahren, Reiten, Musik, kleine Spiele, Komödien und dergleichen sinnreich ausgedachte Zeitvertreibe mehr, wechselten mit einander ab. Er selbst war Musiker und auf dem Basson so stark, als einer von Profession. Er trat selbst im Schauspiel mit auf, wozu er sehr originelle Talente hatte, und die Aufmerksamkeit jedesmal ganz besonders fesselte. Er besaß eine ansehnliche Sammlung von Gemählden und Kupferstichen, und war selbst Zeichner und Mahler. Alle seine Talente und Reichthümer schienen dann nur da zu seyn, um seine Gäste zu erfreuen.

Gern war Graf Brühl im Cirkel niedriger Stände, und er fand das lebhafteste Vergnügen darin, seine Unterthanen durch Volksfeste zu belustigen. Jedem seiner Unterthanen und Diener gab er zu allen Zeiten Gehör, und behandelte sie überhaupt mit vieler Menschenliebe, daher sie ihm auch sehr ergeben waren. Er lebte äußerst mäßig, aß auch bei den wohlbesetztesten Tafeln nichts weiter, als schwarzes Brod, Rindfleisch, Salat und dergleichen. Sein täglicher Trank war Wasser, das er gewöhnlich noch durch Eis erfrischte. Wein oder starke Getränke genoß er sehr selten, und in geringer Quantität.

Eigen war ihm ein gewisser Leichtsinn, ein Schwanken, und eine Unbeständigkeit in seinem Geschmack, die sich in seinen verschwenderischen Jugendjahren festgesetzt, und nun immerfort einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine ökonomischen Umstände hatte. Das zeigte sich nirgend deutlicher als bei Einkaufen, Bau- und Garten-Anlagen, und bei allen Gelegenheiten, wo es blos um sein eigenes Interesse zu thun war. Die schönsten Dinge hatten nach kurzem Besitz keinen Reitz mehr für ihn. Er machte an seinen Gebäuden, Gärten, Mobilien u. s. w. immerwährende Veränderungen, die nicht immer reelle Verbesserungen waren. Wenige Produkte der Kunst, die in seine Hände fielen, blieben unverändert. Immer war er voll Plane, und hätte er ruhig einen nach dem andern vorgenommen, so würde er große Dinge zu Stande gebracht haben. Aber so sprang er von einem zum andern, und vollendete oft nicht was er angefangen hatte. In jedem Fache, dem er sich ganz gewidmet hätte, würde er gewiß etwas Vorzügliches geleistet haben.

Er hielt sich zur katholischen Kirche, in welcher er erzogen war, besuchte täglich eine Messe, und beobachtete überhaupt das Aeußere des katholischen Gottesdienstes. Indeß war er gewiß in seinem Herzen sehr weit entfernt, irgend einer Konfession einen ausschließenden und allein seligmachenden Werth beizulegen. Er hatte selbst in seiner Herrschaft ein protestantisches Konsistorium, wo er in Kirchen- und Schulsachen Verbesserungen und gute Einrichtungen mit Eifer unterstützte. Für seine Kinder wählte er protestantische Lehrer und Lehrerinnen, und verabscheute nichts mehr als Fanatismus und inquisitorische Unduldsamkeit.

Der erste August.

Geb. Ludwig Carl Anton Desaix.

Französischer Divisions-General.

Desaix wurde 1768 zu St. Hilaire d'Ayat, einem Dorfe des ehemaligen Auvergne, wo sein Vater ein kleines Gütchen besaß, geboren. In seinem 7ten Jahre kam er in die Effiatische Schule, und und machte hier schnelle Fortschritte. Homer und Fenelon wurden seine Lieblingsschriftsteller; jener bildete seinen Verstand und dieser sein Herz. In seinem 15ten Jahre erhielt er eine Unterlieutenantsstelle beim Infanterie-Regimente von Bretagne, von welchem der Graf von Coillon Oberster war. Schon damals zeigte der Jüngling eine besondere Neigung zum stillen Nachdenken, und hielt sich gern von den lärmenden Vergnügungen entfernt, die gewöhnlich für die Jugend so viel Reiz haben. Auch nannte man ihn in seiner Familie, unter seinen Schulkameraden, und in den Garnisonen immer den Weisen.

Im Jahr 1791 ward er zum Kriegskommissair ernannt, und diese Gelegenheit benutzte er, um die Mittel, für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen, kennen zu lernen. Bald darauf wählte ihn Viktor

Broglio zu seinem Adjutanten, und da er sich bei einer jeden Gelegenheit auszeichnete, so rückte er schnell von Stufe zu Stufe bis zum General hinauf. In einer der ersten Feldzüge wurde er mit einigen französischen Soldaten, mit denen er sich zu weit von Landau entfernt hatte, von drei österreichischen Schwadronen überfallen. Er warf sich wüthend unter die Feinde, gerieth einen Augenblick in ihre Gefangenschaft; nachdem er aber von seinen Leuten wieder befreit worden war, begann der Kampf aufs neue, und er ließ nicht eher ab, bis er den Feind zum Rückzuge genöthigt, und ihm sogar einen Gefangenen abgenommen hatte. Bei Lauterbach hatte ihm eine Kugel die Backe durchlöchert; ohne auf den Schmerz zu achten, gab er durch kräftige Zeichen zu verstehen, daß er sich nicht eher verbinden lassen würde, als bis das in Unordnung gerathene französische Heer sich wieder gesammelt hätte; und wirklich konnte er nicht eher, als nach wiederhergestellter Ordnung, bewogen werden, die Hülfe des Wundarztes anzunehmen. Bei dem berühmten Rückzuge Moreau's aus Schwaben im Jahr 1796 und dem glorreichen Rheinübergange desselben, so wie bei der Vertheidigung Kehls erwarb sich Desaix mannigfaltige Verdienste.

Der Traktat von Leoben schien einem Kriege ein Ende zu machen, der Deutschland und Italien verwüstete. Desaix konnte sich endlich von seinen Strapazen erholen, und er benutzte seine Muße zu einer Reise nach Italien, um den Schauplatz so großer Thaten zu sehen. Nach seiner Rückkunft ward er zum General en Chef der gegen England bestimmten Armee

er-

ernannt. Er war einer der ersten, der sich für die Expedition nach Egypten erklärte. Er reiste mit Bonaparte im Frühjahr 1797 ab, und trug nicht wenig zur Einnahme von Malta bei, das sich in 24 Stunden ergab. In Egypten erwarb er sich großen Ruhm bei den Schlachten von Chebreeß und den Pyramiden. Aber diejenige, worinn er sich am meisten auszeichnete, und die seinen militairischen Talenten die größte Ehre machte, war die Schlacht bei Sedman. Desaix hatte nicht mehr als 1200 Mann unter sich, worunter noch 300 fast blind waren. Mit diesen schlug er einen Angriff von 20,000 Mann feindlicher Kavallerie zurück und behauptete das Schlachtfeld.

Nachdem er den ihm zu Theil gewordenen Auftrag erfüllt, und Oberegypten von den Feinden gereinigt hatte, schiffte er sich zu Alexandrien in ein genuesisches Schiff ein, um nach Frankreich zurück zu kehren. In Livorno hielten ihn die Engländer einige Zeit gefangen, und nach dreijährigen, unglaublichen Anstrengungen, Mühseligkeiten und Strapazen erblickte er endlich den Boden des Vaterlandes wieder. Kaum war er angekommen, so schrieb er an Bonaparte, der in Italien in voller Thätigkeit war: „Befehlen Sie nur, zu Ihnen zu kommen, ob als General oder Soldat, gilt mir gleichviel, wenn ich nur mit und unter Ihnen fechten kann. Ein Tag, den ich zubringe, ohne meinem Vaterlande nützlich zu seyn, ist in meinen Augen verloren.“ Er reiste nun ab, ohne nur seine Familie gesehen zu haben, und den 9ten Jun. 1800 langte er zu Pavia, und den 10ten zu Stradella an, wo sich das Hauptquartier der Armee befand.

Bonaparte übertrug ihm das Kommando einer Division. Am 14ten Junius gieng der Feind auf drei Brücken über die Bormida, fest entschlossen, durchzudringen. Er kam mit einer großen Uebermacht und überrumpelte die französische Avantgarde. Jetzt begann die denkwürdige Schlacht bei Marengo, die das Schicksal Italiens und der österreichischen Armee entschied. Desaix war eben im hitzigsten Kampfe begriffen, als er, von einer Kugel tödtlich getroffen, fiel, und einige Augenblicke darauf starb — bedauert von allen Patrioten, und geschätzt von ganz Europa. Sein Leichnam wurde nach dem Kloster St. Bernhard gebracht, und das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch Lobreden und Monumente.

Die Natur hatte den General Desaix mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgerüstet, und ihnen allein verdankte er seine schnelle Beförderung. Er gelangte zu den höchsten militairischen Ehrenstellen, ohne heimliche Künste und Intriguen, weit entfernt sie zu suchen, schien er ihnen vielmehr auszuweichen. Mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Verstandes und Herzens verband er einen einfachen, aber zugleich edlen Anstand, sanfte und angenehme Gesichtszüge und ein liebliches Organ. Er sprach mit besonderer Grazie und Annehmlichkeit; die Reinheit seiner Seele mahlte sich in allen seinen Ausdrücken. Von seinem Vater besaß er ein geringes Vermögen, und nie suchte er dasselbe zu vermehren; er war großmüthig, mitleidig, aber vorsichtig bei aller seiner Freigebigkeit. So oft es darauf ankam, zu repräsentiren, und die Würde der Nation zu behaupten,

achtete er die Ausgaben nicht; für seine eigene Person aber war er sehr sparsam, und äußerst einfach in seiner Kleidung. Ein blauer Ueberrock war sein gewöhnlicher Anzug, und die große Generalsuniform trug er nur an den Tagen, wo Schlachten geliefert wurden.

Desaix hatte das, dem Anscheine nach so schwere Mittel gefunden, die Soldaten an Entbehrungen zu gewöhnen; er versagte sich nemlich selbst alles, was sie nicht auch haben konnten. In der schlimmsten Zeit, als ein schrecklicher Mangel die Republik drückte, war Munitionsbrod und Wasser seine einzige Nahrung. Einige Kommissaire versuchten einmal, sich seine Gunst dadurch zu erwerben, daß sie ihm feine Weine und besseres Brod als dasjenige schickten, welches seine Truppen bekamen. Desaix nahm das Geschenk mit kalter Höflichkeit an, und ließ es sogleich unter die Kranken in den Hospitälern vertheilen. Durch dergleichen Züge hatte er sich die höchste Achtung und Liebe der Soldaten erworben, und diese Achtung äußerte sich bei jeder Gelegenheit. In feindlichen Ländern hatte er immer dafür gesorgt, daß das Eigenthum unangetastet bliebe und beschützt wurde. Er selbst war der Uneigennützigste der Menschen, ja diese Tugend gieng bei ihm bis zur stoischen Gleichgültigkeit. Nach seinem Feldzuge in den reichsten Gegenden Deutschlands kam er so arm zurück, daß ein Anderer zu Neu-Breisach die Zeche für ihn bezahlen mußte. Wenn mit irgend einem Fürsten Friede geschlossen wurde, war es immer gewöhnlich, Geschenke anzunehmen. De-

fair schlug sie beständig aus, indem er sagte: „was andern erlaubt ist, dürfen sich diejenigen nicht erlauben, die über Soldaten zu befehlen haben.“ Dieß verschaffte ihm die Achtung und Ehrfurcht der Feinde selbst. Wenn er nicht in Gefechten begriffen war, lebte er, von seinen Soldaten umgeben, mit deren Bedürfnissen er sich unablässig beschäftigte. Er befragte sich nach ihren Umständen, nahm lebhaft Theil an allen widrigen Ereignissen, die ihnen begegneten, und ließ ihnen alles reichen, was sie zu ihrem Unterhalte nothwendig brauchten. Wurden ihm Gefangene zugeführt, so begegnete er ihnen mit Freundschaft, tröstete und beruhigte sie über ihr Schicksal. War er an der Spitze der Armee, so hielten sich die Soldaten für unüberwindlich.

Der zweite August.

Geb. Philipp Julius Lieberkühn.

Rektor des Elisabethanums in Breslau.

Sehr selten vereinigen sich in einem Menschen so viele vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, in einem so hohen Grade, und in einem so glücklichen Verhältnisse, als bei Lieberkühn; noch weit seltener aber findet sich ein Erzieher und ein Jugendlehrer, der mit den zu seinem Berufe nöthigen Talenten von der Natur, und durch Fleiß auf eine so ausgezeichnete Art ausgerüstet wäre, als er es war.

Er war im Jahr 1754 zu Wusterhausen an der Dosse geboren, besuchte die Schule zu Ruppin, genoß aber daselbst eine nur sehr mittelmäßige Anweisung und einen höchst mangelhaften Unterricht. Die akademischen Jahre legte er in Halle zurück. Hier kam er in vertraute Freundschaft mit Löffler und Stuve, und der Umgang mit ersterm wurde ihm unter andern dadurch sehr nützlich, daß Löffler ihn mit der alten Literatur vertraut machte, und die Griechen mit ihm las. Seine wissenschaftlichen Anlagen, sein Fleiß,

seine Fortschritte verschafften ihm eine Stelle im Semler-Schützischen Seminar, und er wurde bald Inspektor der Freitische, und Senior des Seminariums. Jedoch folgte er und sein Freund Stuve im Jahre 1776 einem Rufe zu Hauslehrerstellen in Ruppin, und ein Jahr darauf wurde beiden die Einrichtung der Schule in Ruppin und die ersten Lehrstellen an derselben übertragen. Beide schufen die Schule zu einer Anstalt um, die das Gute der neuern und der ältern Schulen vereinigte, und es ist schwer zu bestimmen, welchem von beiden mehr Verdienst zuzuschreiben ist.

Im Jahr 1784 gieng Lieberkühn als Professor und Rektor des Elisabethanums und Inspektor der evangelischen Schulen nach Breslau. Hier war wieder eine große Reform nöthig, da das Elisabeth-Gymnasium während der letzten Jahre des verdienten, aber betagten und schwach gewordenen Rektor Arletius sehr in Verfall gerathen war. Er brachte es wieder in Aufnahme und schuf es zu einem harmonischen Ganzen um. Sein Eifer für das Beste des Gymnasiums, mit welchem er noch eine kleine häusliche Erziehungsanstalt verband, und seine rastlose Thätigkeit verzehrten ihn, und er starb in der Blüthe eines gemeinnützigen Zwecken ganz geweihten Lebens am 1sten April 1788, nicht mehr als 34 Jahr alt.

Lieberkühn besaß in den verschiedenen Fächern der Wissenschaften ungemein ausgebreitete und zugleich sehr gründliche Kenntnisse. Er gehörte zu den vorzüglich glücklichen Köpfen, die für jede Art der Wissenschaften Sinn, und zu jeder Art von Aus-

bildung des Geistes Empfänglichkeit haben. Die verschiedenen Seelenfähigkeiten standen bei ihm in dem richtigsten Verhältnisse. Er hatte einen feinen und schnellen Beobachtungsgeist für die Erscheinungen in der geistigen und körperlichen Natur, ein sehr treues Gedächtniß, eine ungemein fruchtbare und lebhafte Einbildungskraft, die bei allem Reichthum an Ideen und Bildern, den sie ihm zuführte, stets regelmäßig blieb, und ihn zu keiner Uebertreibung, zu keinem Fehlgriff, welche die Vernunft hätte tadeln können, verleitete. Seine Empfindung des Schönen jeder Art war sehr fein und richtig, und sein Geschmack hatte einen hohen Grad der Ausbildung; er war unter andern ein Kenner der Musik, und spielte das Klavier vortrefflich. Verschiedene kleine Gedichte, die er bei Gelegenheiten, und gar nicht für das Publikum schrieb, von denen aber gleichwohl einige gedruckt und mit Beifall aufgenommen wurden, beweisen sein glückliches Talent für die Dichtkunst. Er besaß eine gewisse Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, in allem, worauf er sich legte und was er unternahm, glückliche Fortschritte zu machen. Er gieng mit Leichtigkeit von einer Art der Beschäftigung und Geistesanstrengung zur andern über, faßte, dachte und arbeitete mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit, und war immer bei allem, was er sprach und that, ganz gegenwärtig. Das nothwendige Erforderniß aller menschlichen Weisheit und Tugend, die stete volle Besonnenheit und Geistesgegenwart besaß er in einem vorzüglich hohen Grade.

So ausgezeichnet aber auch seine Geisteskalente waren, und so vortrefflich er dieselben größtentheils durch eigenes Verdienst ausgebildet hatte: so war doch sein moralischer Charakter, seine reine hohe bewährte Sittlichkeit, dasjenige, was ihm die Hochachtung und Verehrung aller, die ihn kannten, in einem noch höhern Grade erwarb. Früh hatte er sich gewöhnt, dem Richter in ihm, seiner Vernunft zu huldigen, und ihrem Ausspruche widerstrebte keiner seiner Leidenschaften mit siegreichem Erfolg. Daher war er schon als Jüngling der Liebling aller verständigen und edlen Menschen, die ihn kannten, und ein Muster, welches Eltern ihren Kindern zur Nachahmung vorstellten. Recht und Pflicht waren die unbedingten Gesetze seines Begehrens, seines Thuns und Lassens, so wie es das höchste Ziel alles seines Strebens und seiner heißesten Wünsche war, recht viel gemeinnütziges Gutes auf dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Standpunkte bewirken zu können. Er durstete nicht nach Ehre und nach keiner Art eigennützigen Genusses, und fand in dem Bewußtseyn der Pflichterfüllung seinen ganzen Lohn und seine befriedigende Seligkeit. So erzeigte er sich in allen und jeden Verhältnissen und unter allen Umständen; und bei dem allen war er doch zugleich der gefälligste, zuvorkommendste und thätigste Mann, wenn es darauf ankam, jemand zu dienen, ihm Nutzen oder Vergnügen zu verschaffen.

Als Erzieher, Lehrer und Vorsteher einer öffentlichen Schule koncentrirte er gleichsam das ganze Maß seiner Kraft, Thätigkeit und erworbene Kenntnisse und Geschicklichkeiten auf die gewissenhafteste Erfüllung seines

Berufs. Er studirte immer nur in der Rücksicht, sich zu seinen Berufspflichten geschickter und vollkommener zu machen. Bei dem außerordentlichen Talente, welches ihm die Natur verliehen hatte, auf den Verstand und das Herz der Kinder glücklich und mächtig einzuwirken; und bei seinen übrigen so vorzüglichen Anlagen, konnte es gar nicht fehlen, daß ihn sein unermüdeter regelmäßiger Eifer und Fleiß nicht zu einem wahren Meister, in der Kunst, Menschen zu bilden und zu unterrichten, hätten machen sollen. Und ein solcher Meister war er wirklich, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Sachverständigen. Sein größtes Verdienst war, daß er bei allen seinen Erziehungs- und Unterrichts-Grundsätzen, Maximen und Methoden, immer den ganzen Menschen vor Augen hatte, und auf die gesammte verhältniß- und zweckmäßige Ausbildung aller seiner Anlagen und Kräfte bedacht war und hinwirkte. Daher war er denn auch ein so vorzüglicher Vorsteher und Direktor einer öffentlichen Lehr- und Erziehungsanstalt, und seine Schul- und Unterrichts-Plane waren in jeder Hinsicht vollendete und ihrem Zwecke entsprechende Meisterstücke. Nichts glich dem Eifer, mit welchem er rastlos strebte, solche reiflichst durchdachte, und weislich entworfene Plane in allen ihren Theilen aufs bestmöglichste zu realisiren. Dieser Eifer aber, der mit zu vielen und großen Hindernissen zu kämpfen hatte, war eine der Hauptursachen, daß er der Welt so frühzeitig entrissen ward.

Licht und sanfte Wärme machen den Charakter seiner vortrefflichen Schriften aus, in deren viele wichtige Punkte der öffentlichen und häuslichen Erziehung

aufs zweckmäßigste erörtert, und dem Verstande so wie dem Herzen nahe gebracht werden. Als denkender Erziehungsschriftsteller zeichnete er sich besonders durch das Werk über die anschauende Erkenntniß 1782 aus, und durch die Preisschrift über die Mittel, in den Herzen junger Leute, die zu hohen Würden, oder zu einem Besitz großer Reichthümer bestimmt sind, Menschenliebe zu erwecken und zu unterhalten 1784. Mit Beifall nahm das Publikum seine lateinische Uebersetzung von Campe's Robinson auf, die sich durch vielfältigen Gebrauch als ein sehr brauchbares Hülfsmittel für den lateinischen Elementarunterricht bewährt hat, und in seinen kleinen Schriften, die 1791 gesammelt worden sind, findet man einen Schatz trefflicher Bemerkungen, besonders über Schulsachen. In allem, was er schrieb erkennt man den hellen denkenden Kopf, der durch das Studium der besten Schriftsteller älterer und neuerer Zeiten sich ausgebildet hatte, den warmen Freund des Wahren und Guten, und den eifrigsten Beförderer desselben.

Was würde ein Mann nicht geleistet haben, der schon in den Jahren, wo gewöhnliche Menschen noch in der Blüthe stehen, die herrlichsten Früchte trug, als Schulmann und Schriftsteller für die Erziehung thätig, mit mehr glühendem als loderndem Eifer — der Melanchthon unter unsern Pädagogen — thätig war, und so den Dank der Welt und Nachwelt sich erwarb.

Der dritte August.

Gest. Johann Matthias Geßner.

Hofrath und Professor der Beredsamkeit in Göttingen.

Ein Humaniste, der unter den größten Männern seines Zeitalters mit Ehren seine Stelle behauptet. Er war der Sohn eines frommen Pfarrers zu Roth im Anspachischen, geboren den 9ten April 1691. Acht Jahre lang besuchte er das Gymnasium zu Anspach, und erwarb sich die Gewogenheit aller derer, welche vortreffliche Talente zu beurtheilen verstehen. In seinem 19ten Jahre gieng er nach Jena, und hörte die vortrefflichsten Lehrer in der Philosophie, Mathematik, Geschichte, in Sprachen und der Theologie: vorzüglich hielt er sich an Danz und Buddäus. Von jenem wurde er in das Innerste der hebräischen Literatur eingeführt, und dieser nahm ihn in sein Haus, öffnete ihm seine Bibliothek und liebte ihn als einen Sohn. Der Empfehlung desselben dankte Geßner einen Ruf zum Lehramt bei der Schule zu Weimar, dem er 13 Jahre mit größter Treue und eben so großen Ruhme vorstand.

Diese Stelle war weit unter den Talenten und der Gelehrsamkeit des Mannes. Man trug ihm daher ansehnlichere und glänzendere Aemter an. Er übernahm im Jahr 1728 das Direktorat über das Gymnasium in Anspach, aber schon nach 13 Monaten folgte er einem Rufe nach Leipzig als Rektor an der Thomasschule. Diese Anstalt erhielt von ihm die wohlthätigsten Reformen, und zugleich mach-

te er jetzt den Anfang, seinen Zeitgenossen über die eigentliche Absicht des Studiums der Alten, und über die Geschicklichkeit gut Latein zu schreiben, richtiger und besser urtheilen zu lehren. Seine Griechische sowohl, als seine Ciceronianische und Plinianische Chrestomathie, die er damals herausgab, erhoben sich an Zweckmäßigkeit weit über den Troß der Chrestomathien jener Zeit. Er gab durch die ausführlichen Erläuterungen zu den beiden letztern Sammlungen der Jugend einen Schatz von Bemerkungen aus der Wort- und Sachphilologie in die Hände, und verbreitete insonderheit durch die Chrestomathie des Plinius eine Menge wissenschaftlicher Notizen des Alterthums, die damals noch aus der Sphäre des jugendlichen Unterrichts, wo nicht überall der Philologie, ausgeschlossen waren. Aber als Humanist von ausgezeichneten kritischen, grammatischen und historischen Einsichten that er sich zuerst und vornemlich durch seine Bearbeitung der alten lateinischen Landwirthschafts-Schriftstellern (Scriptores rei rusticae veteres Latini, II Vol, 1735. gr. 4. mit Kupf.) hervor, die seinem Namen noch mehr Celebrität erwarben.

Geßner war in Leipzig nie recht gesund, und zweimal lag er so hart darnieder, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Da er sich nun von einer Luftveränderung einen vortheilhaften Einfluß auf seine Gesundheit versprach, so folgte er um so lieber im Jahr 1734 einem Ruf als Lehrer der Beredsamkeit an der neuerrichteten Universität zu Göttingen. Es wurde ihm zugleich die Aufsicht über das Schulwesen in den hannöverischen Landen, und über das von ihm errich-

tete philologische Seminarium, ferner das Oberbibliothekariat, und in der Folge das Direktorium über die königliche Societät der Wissenschaften übergeben.

Jetzt stund Geßner auf dem Platze, wo sein eigenes Genie sich vollends ganz entwickeln, und die wohlthätigsten Wirkungen um sich her verbreiten konnte. Seine Gelehrsamkeit war vom weitesten Umfang. Die Sprachen der Morgenländer konnte er beynahe alle; in der hebräischen Literatur konnte er mit den größten Meistern um den Vorzug streiten, und seine lateinische und griechische Sprachkenntniß war unermeßlich. Er hatte die Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen mit eben so viel Eifer als Sorgfalt gelesen, und die Materien nicht weniger mit Forschungsgeiste behandelt, als die Worte. Indessen war er für die Alten nicht so eingenommen, daß er die Neuern verachtet hätte. Als Theolog baute er auf den Grund fort, den er bei Buddäus gelegt hatte. Von der Philosophie war er ein außerordentlicher Freund. Mit den philosophischen Systemen der Alten war er aufs genaueste bekannt, er kannte aber auch die neuern Philosophen mit ihren Entdeckungen, ohne an einer Sekte zu hängen. Das Studium der Naturgeschichte des Plinius, veranlaßte ihn, auch in dieser Wissenschaft die Fortschritte der Neuern zu studieren, und selbst auf alle Theile der Naturlehre und Mathematik dehnte sich sein Fleiß aus. In der alten Geschichte war er Meister, und seine vertraute Bekanntschaft mit der neuern zeigte er selbst in einigen Schriften. In der lateinischen Beredsamkeit war er

das schönste Muster und der vortrefflichste Lehrer. Sein Styl selbst ist rein, zierlich, deutlich und einnehmend, selbst wenn er von schmuckleeren, z. B. von grammatischen und kritischen Dingen handelt. Er war ein vortrefflicher Dichter in der Sprache des Alterthums; seine Elegien, Oden und Hexameter wurden von den geübtesten Kennern als Muster gepriesen. Was er that und schrieb, trägt den Charakter der Anmuth und Leichtigkeit. Gewöhnlich fand er beim ersten Blick die rechten Gesichtspunkte, aus dem eine Sache angesehen werden mußte. Mißlang ihm der erste und zweite Versuch in Verbesserung oder Erklärung einer Stelle, so forschte er nicht weiter. Man müsse dem Genie keine Gewalt anthun, pflegte er zu sagen; was den Beifall der Kenner erhalten solle, müsse heraus gelockt, nicht heraus gezwungen werden. Daher die reizende Simplicität in seinen Entdeckungen und in seinem ganzen Vortrage.

Geßners meiste Schriften gehören zur grammatischen und kritischen Klasse. Seine Kritik ist bescheiden, streng und gründlich-gelehrt, aber auch glücklich. Das Schwere und Dunkle wollte er lieber erklären, als durch Korrektion zur Verständlichkeit für jeden einrichten. Witzig scharfsinnige Konjekturen lobte er mehr, als daß er sie billigte. Zur Beurtheilung und Erklärung der Schriftsteller gab er dem ununterbrochenen Lesen eines Autors und der öftern Wiederholung desselben in einem Feuer den Vorzug, weil man dadurch seine Denkart am besten kennen lerne. Bei Uebersetzungen und Erklärungen befliß er sich der Kürze und sah weit mehr

auf die Sachen, als auf die Worte. Seine lateinische Uebersetzung des Lucian ist ein vortreffliches Muster, griechische Schriftsteller gut und schön zu übersetzen. Quinctilians Institutiones Oratorias, des Plinius Episteln und den Panegyrikus, den Horaz, Claudian und die Orpheischen Gedichte hat er verbessert und durch vortreffliche Anmerkungen erläutert. Sein Werk von dem größten Umfange, zu welchem mancher Gelehrter allein ein ganzes Leben gebraucht hätte, ist der Thesaurus latinae linguae in vier Foliobänden, der allein zur Unsterblichkeit seines Namens und zu seinem immerwährenden Ruhme hinreichend wäre. Schon früher hatte er Fabers Thesaurus eruditionis scholast. vermehrt herausgegeben, aber in das neue Werk drängte er den ganzen Sprachschatz der Römer zusammen, mit Verweisung auf die Kommentatoren der Alten, und mit Verbesserung und Erklärung schwerer Stellen. Außer vielen kleinen akademischen Schriften, von denen er einige Sammlungen veranstaltete, enthalten auch die Kommentarien der Göttingenschen Gesellschaft der Wissenschaften mehrere gelehrte Abhandlungen von ihm.

So thätig Geßner als Schriftsteller war, so thätig war er auch als Geschäftsmann und Lehrer. In allen Verhältnissen seiner Aemter zeigte er sich als einen betriebsamen, gewandten, für das Wohl und Ansehen der Universität besorgten Mann, und er war ein lebhafter, das Angenehme mit dem Nützlichen glücklich verbindenden akademischer Lehrer. Die Bibliothek hatte an ihm den gefälligsten und

einsichtsvollsten Aufseher, und das philologische Seminar dankte ihm seine Existenz und seine Blüthe. Er war der erste, der das encyklopädische Studium der Wissenschaften empfahl, und nach seinem Lehrbuche (Primae linaeae isagoges in eruditionem universalem) Vorträge darüber hielt, die auch nach seinem Tode gedruckt wurden. In ihnen sind eine Menge heller Blicke und Ansichten über die Wissenschaften, ihren Werth, Zweck und Bearbeitung zerstreut.

Aechte Religiosität war bei Geßner die Quelle der liebenswürdigsten Tugend. Nachsichtsvoll gegen die Fehler anderer, war er nur gegen seine eigenen streng. Gelehrte Streitigkeiten vermied er aufs äußerste, gegen Andersdenkende war er tolerant, und seinen Gegnern antwortete er nie bitter. Zur Freundschaft war er geschaffen; jedermann konnte leicht bei ihm Zutritt finden, und er wußte jeden nach seiner besondern Individualität zu unterhalten. An seinen Vertrauten hieng er mit der innigsten Zärtlichkeit, diente ihnen mit dem wärmsten Eifer, und für die Erziehung seiner Kinder sorgte er treulich. Eine seltene Leichtigkeit und Fertigkeit unterstützte ihn bei seinen vielen Arbeiten; diese Leichtigkeit erhielt sich vom frühen Morgen bis an späten Abend, und wenn die Schlafstunde da war, legte er sich mehr deswegen zu Bette, weils die Gewohnheit ihn lehrte, als weil ihn Müdigkeit dazu nöthigte. Dabei genoß er meistens einer dauerhaften Gesundheit, bis sich am 3ten August 1761 seine ruhmvolle Laufbahn endigte. Um seine Stelle nicht blos zu besetzen, sondern zu ersetzen, bedurfte es eines Nachfolgers wie Heyne ist.

Der

Der vierte August.

Geb. Johann August Ernesti.

Erster Professor der Theologie zu Leipzig.

Nach einem Ziele mit Gesner strebte sein edler Freund Ernesti. Beide haben um das Studium der Alten unsterbliche Verdienste, und mit Ernesti beginnt zugleich die Epoche einer liberalern Behandlung der Theologie. Er war der fünfte Sohn des Superintendenten Johann Christian Ernesti zu Tennstädt in Thüringen, und im Jahre 1707 geboren. Von der Schule seiner Vaterstadt kam er im 16ten Jahre nach Pforte, und als er vier Jahre später diese gelehrte Anstalt verließ, legte der Rektor Schreber von ihm das Zeugniß ab: „Dieser Jüngling hat bei seinem Abzuge aus der Fürstenschule mehr Bücher kennen gelernt und gelesen, als irgend ein Studiosus, der im Begriff ist, die Akademie zu verlassen."

In Wittenberg trieb Ernesti nur anderthalb Jahre die akademischen Studien, dann gieng er

nach Leipzig, dem Schauplatze seines Glücks und Ruhms. Hier mußte er seine Zeit mit dem Unterricht im Stieglitzischen Hause, wo er zum Privatlehrer angenommen ward, theilen. Er suchte sich vornemlich zu einem würdigen Religionslehrer zu bilden, aber mit einmal wurde er in eine andere Laufbahn versetzt, da man ihm 1731 die Stelle eines Konrektors an der Thomasschule übertrug. Hier war er einige Jahre Geßners Kollege, und schon in seinem 27sten Jahre der Nachfolger desselben im Rektorat. Ausser den Verdiensten, die sich Ernesti um die Thomasschule erwarb, hielt er auch als Privatlehrer für die akademischen Bürger philosophische, antiquarische und philologische Vorlesungen. Daher erhielt er 1742 bei der Universität die Stelle eines außerordentlichen Professors der alten Literatur, und 1756 die ordentliche Professur der Beredsamkeit, der er durch seine wahrhaft römische Beredsamkeit und ciceronianische Schreibart Ehre machte. Man sagt nicht zu viel, wenn man ihn unter uns als den ersten Lehrer und Wiederhersteller einer wahren und männlichen Beredsamkeit rühmt. Er verwies nicht nur viele abgeschmackte Kindereien aus der Redekunst, die man sonst dazu rechnete, sondern er erweiterte auch ihren Bezirk dadurch, daß er viele Dinge zu einem Redner forderte, die man bisher nicht eben als nöthig angesehen hatte.

Das Feld der alten Literatur war vorzüglich der Weg auf dem sich Ernesti in reifern Jahren zu einem großen Gottesgelehrten bildete. Die

großen Kenntnisse und die ausgebreitete Belesenheit in den Werken der Gelehrten älterer und neuerer Zeiten, die er als Philolog besaß, setzten ihn in den Stand, die Auslegungsart der heiligen Schrift, die exegetische Theologie zu verbessern, und dadurch über den wissenschaftlichen Vortrag der Religionslehrer mehr Licht zu verbreiten. Er wurde im Jahre 1758 Doktor und Professor der Theologie, und stieg in der Folge bis zur Stelle eines Professor Primarius in der Theologie, der andern Ehrenämter, die ihm zu Theil wurden, nicht zu gedenken. Seine dogmatischen Vorlesungen waren ganz so, wie sie seyn müssen, wenn es gelehrte Vorlesungen seyn sollen. Der künftige Lehrer der Theologie sowohl als der Volkslehrer, fand vor seinem Katheder das, was er suchte. E r n e s t i unterrichtete nach einer guten Methode. Bei dem Vortrag der Dogmatik legte er das, was Bibellehre ist, zum Grunde, bestimmte die Lehren und Lehrsätze der Religion genau, lehrte seine Schüler taugliche und untaugliche Beweise kennen, erklärte die biblischen Beweisstellen aus dem hebräischen und alexandrinischen Sprachgebrauch, nahm die Geschichte der Dogmen mit, machte seine Zuhörer mit der ältern und neuern Polemik bekannt, bereitete sie vor, die Kirchengeschichte zu studiren, theologische Bücher zu lesen, die Zweifel der Gegner zu lösen, und ihre Einwendungen und Irrthümer zu widerlegen. Er gab auch zuweilen Anweisung, wie man eine Religionslehre vor dem Volk vortragen müsse. Ihm hauptsächlich dankt man die Vertreibung des Vorurtheils: das griechische neue Testa-

ment sey das leichteste, und sein neues Testament könne jeder verstehen, wenn er nur den kleinen Pasor zur Hand habe. Seine Institutio interpretis N. T., welche alle Hermenevtiken der vorigen Zeiten übertrifft, enthält die herrlichste Anweisung zur richtigen Bibelerklärung, und seine theologischen Bibliotheken sind eine wahre Schatzkammer exegetischer und dogmatischer Gelehrsamkeit. Ernesti's hebräische Sprachkenntniß stand der griechischen und lateinischen nach. Er verbesserte aber auch jene nebenher bei sich selbst, und machte ihr Studium bei andern durch sein Ansehen geltender. An ausgebreiteter Lektüre in der Kirchengeschichte, an eigener Bearbeitung der Kirchengeschichte kam er einem Semler nicht bei, half aber doch die Kultur des literarischen Theils derselben befördern. Uebrigens dachte er heller über manche Artikel, als er wohl sagte, und sagte wohl manches nicht, was er glaubte.

Zu Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller bediente sich Ernesti einer neuen, ihm ganz eigenen Methode. Seine Absicht gieng nemlich dahin, die Ordnung und Feinheit des Vortrags sichtbar zu machen; das Gefühl des Schönen und Wahren zu erwecken und zu schärfen, den Geist seiner Zöglinge mit mannigfaltigen Sachkenntnissen zu bereichern, das Herz zur Tugend zu bilden, und endlich den rechten Gebrauch zu zeigen, den man davon zur richtigen Auslegung der heiligen Schrift, ja sogar zur Kenntniß der bürgerlichen Gesetze und anderer Bücher, machen könne, deren wahrer Sinn und Nutzen blos durch eine genaue

Auslegungskunst erreicht werden kann. Als die churfürstliche Mahlerakademie in Leipzig errichtet wurde, suchte er dem Studium der alten Kunstdenkmälern durch argäologische Vorlesungen zu Hülfe zu kommen, bei denen es freilich mehr auf das Literarische, als auf das Artistische dieses Studiums angesehen war, daher er auch den Entwurf, den er darüber herausgab, Archaeologia literaria nannte.

Von den alten Schriftstellern machte sich Ernesti vorzüglich verdient um den Cicero, Callimachus, Sueton und Tacitus, besonders verherrlichte er seinen Namen durch die kritische Ausgabe der Werke des erstern in allen Ländern. Mit Cicero hatte er vor allen Schriftstellern die vertrauteste Bekanntschaft errichtet; nach diesem Muster der Beredsamkeit, Darstellung und Einkleidung der Sprache, hatte er sich mit dem glücklichsten Erfolge gebildet, und Niemand war geschickter als er, dessen Werke zu bearbeiten. Für die Wort- und historische Erklärung desselben sorgte er durch seine so reichhaltige Clavis ciceroniana; vom Text lieferte er eine neue Recension nach Hülfsmitteln, die ihm Handschriften, die alten Ausgaben, Kommentatoren, kurz der ganze reiche Schatz der Ciceronianischen Bibliothek, die er sich gesammelt hatte, und seine kritische Kunstfertigkeit darboten. Da er einmal als Humanist und Schulmann klassisches Ansehen erlangt hatte, so erhielt er von allen Seiten Aufforderungen zu literarischen Unternehmungen, ward veranlaßt, Büchern durch Vorreden und Empfehlungen eine bessere Aufnahme zu bereiten, und

wurde durch seine Schriftstellerei ein reicher Mann. Für den Schulgebrauch arbeitete er Hedrichs griechisches Handwörterbuch um, und schrieb seine Initia doctrinae solidioris, eine Encyklopädie, die wegen ihrer reinen lateinischen Sprache geschätzt wird. Seine Schriften fanden überhaupt einen so durchgängigen Beifall, daß man sie in Holland, England und Frankreich nachdruckte.

Ernesti's Genie war von der sanftern, gesetztern und gemäßigtern Gattung. Er verband Feinheit des Geschmacks mit einem treffenden Scharfsinn. Diese Beschaffenheit seines Geistes setzte ihn in den Stand, nicht nur alle Theile der gründlichen Gelehrsamkeit zu fassen, vorzutragen und zu erläutern, alle, auch die verborgensten Geheimnisse der Literatur auszuspähen und aufzuklären, sondern auch alle Schätze der Wissenschaft durch eine reine sanftfließende Schreibart, die sich eben so sehr durch den Reichthum der Gedanken, als durch Anmuth und Zierlichkeit der Einkleidung empfahl, gemeinnützig zu machen. Seine scharfe, den rechten Punkt treffende Beurtheilungskraft, ließ ihn nicht leicht die Wahrheit verfehlen. Mit der bewunderungswürdigsten Schnelligkeit und Richtigkeit entdeckte er sogleich, worauf es bei jeder Sache ankomme, und er wußte genau anzugeben, was man von dieser oder jener Entdeckung oder Bemerkung für einen Gebrauch machen müsse. Sein Gedächtniß, welches nicht nur mit Leichtigkeit auffaßte, sondern auch mit Treue bewahrte, und mit Gefälligkeit das Empfangene zurück gab, blieb ihm keine Antwort schul-

dig, wenn er es fragte. Und mit diesen auserlesenen Geistesgaben verband er ein edles, rechtschaffenes, gutes und reines Herz. Seinen Freunden, die sich vom Unglück und Mangel verfolgt, in Verlegenheit befanden, half er aus eigenem Antriebe durch reichliche Beisteuer aus der Noth. Diese zuvorkommende Freigebigkeit war eine seiner Lieblingstugenden. Bei der Einrichtung seines Hauswesens beobachtete er Wohlanständigkeit, Geschmack und eine gewisse weise Mittelstraße. Ein Geist der Mässigkeit und Ordnung bestimmte den Gebrauch, den er sowohl von seiner Zeit, als von seinem Vermögen machte. Dieses war aber auch der Grund seines muntern und hohen Alters, welches er bei einer weniger weisen und frugalen Art zu leben schwerlich so hoch gebracht haben würde. Er starb als ein Greis von 75 Jahren am 11ten September 1781.

Der fünfte August.

Gest. Joseph Anton Steph. von Riegger.

K. K. böhmischer Gubernialrath in Prag.

Achtung dem Andenken eines Mannes, dessen große Gelehrsamkeit, von Patriotismus und Thätigkeit unterstützt, weit umher wohlthätig wirkte. Er war am 13ten Febr. 1742 zu Inspruck geboren, wo sein berühmter Vater als akademischer Docent im juristischen Fache angestellt war. Diesem dankte er eine frühe Liebe zur Literatur, einen sorgfältigen Unterricht in der Geschichte und Sprachen, selbst in der griechischen und hebräischen, und überhaupt eine gute Erziehung. Als achtjähriger Knabe zog er mit demselben nach Wien, und schon im 15ten Jahre ließ er in lateinischer Sprache eine Literairhistorie und Beurtheilung des Plautus und Terenz drucken, die ihm die Stelle eines Mitglieds bei der Akademie in Roveredo erwarb.

Außer der philosophischen Jurisprudenz legte sich Riegger besonders auf das Kirchenrecht, schrieb noch als Lehrling dieser Wissenschaft eine Bibliotheca jur. Canon. 1761, und andere gut aufgenommene Bücher; machte deutsche, lateinische und französische Verse, unterhielt mit vielen Gelehrten einen literarischen Brief-

wechsel, und stiftete eine deutsche Gesellschaft, zu welcher sich Wiens beste Köpfe vereinigten. Im Jahr 1764 wurde er als Privatlehrer der Rechte, bald darauf aber als wirklicher Lehrer des Kirchenrechts am Theresianum angestellt, und schon im folgenden Jahre erhielt er den Ruf zu einer juristischen Professur auf der Freiburger Universität im Breisgau. Er beförderte in diesem neuen Amte eine philosophische gelehrte und geschmackvolle Behandlung der Jurisprudenz, und trug nicht wenig zum Flor der Universität bei. Man erkannte seine großen Verdienste und belohnte sie verhältnißmäßig. Im J. 1768 wurde er Direktor des akademischen Gymnasiums in Freiburg, und das Jahr darauf wirklicher Vorder-Oesterreichischer Regierungs- und Kammerrath mit Beibehaltung seines juristischen Lehramts bei der Universität; 1772 Direktor der philosophischen Fakultät und 3 Jahre darauf ward ihm die Verwaltung des Jesuitervermögens in Freiburg übergeben. Die wichtigsten und verwickeltsten Untersuchungen wurden ihm von Wien aus aufgetragen; man fragte ihn um sein Gutachten in Absicht auf die Errichtung eines allgemeinen Priesterhauses für die österreichischen Vorlande; er mußte eine Studien-Instruktion für das Lyceum in Costanz verfertigen; sein Plan, wegen Verpachtung der Freiburger Universitätsgüter, wurde angenommen; und bei diesen und andern wichtigen Geschäften war er auch als Schriftsteller sehr thätig. Besonders machte seine akademische Abhandlung: Von den Rechten des Landesfürsten, die geistlichen Personen zu besteuern 1769, großes Aufsehen. Ein großer Theil seiner Schriften betraf die Literairgeschichte, besonders

der Freiburger Akademie. Er ließ alles sehr splendid auf eigene Kosten drucken, tauschte dagegen andere Bücher ein, und sammelte sich dadurch eine Bibliothek, die ihn mehr als 20,000 Gulden kostete.

Im April 1778 wurde Riegger zum Professor des Staatsrechts in Prag, und zum böhmischen wirklichen Gubernialrath ernannt. War er zeither für Freiburg ein in so vieler Hinsicht nützlicher Mann gewesen, so wurde er es für Böhmen noch weit mehr; er bekleidete die juristische Professur in Prag mit großem Beifall, und eben so die andern Aemter, die ihm oblagen. Als Inspektor der Schulen begünstigte er jede nützliche Reform, und als Censurreferent erleichterte er manchem nützlichen Werke den Weg nach Böhmen, denn das Wohl der Wissenschaften war ihm so werth als sein eigenes.

Diese nützliche Wirksamkeit Rieggers für Böhmen, wurde durch einen ansehnlichen Ruf unterbrochen. Seine großen Kenntnisse in allen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit, seine Rechtschaffenheit und der allgemeine Ruhm seiner übrigen Verdienste, bewog den dermaligen regierenden Fürsten von Schwarzenberg, ihn unter sehr annehmlichen Bedingungen zu seinem geheimen Hofrathe zu ernennen. Er gieng im Jun. 1782 nach Wien zu dem Fürsten, gewann bald das Zutrauen desselben, und wurde von ihm wie ein Freund geliebt. Aber unglückliche Ereignisse zwanzen ihn, diesen Posten 1785 niederzulegen, und als Gubernialrath nach Prag zurück zu kehren.

So glänzend und beglückt Rieggers frühere Lebensjahre gewesen waren, so traurig war die spätere

Periode seines irdischen Wirkens, besonders seit der letzten Rückkehr nach Prag. Mit seltener Aufopferung verwandte sich der edle Mann für das Beste seiner Familie, suchte die Ehre des väterlichen Namens unbefleckt zu erhalten, übernahm aber nach und nach die Bezahlungen so vieler Schulden für die Seinigen, daß er selbst in die bitterste Armuth gerieth. Bei allen diesen Bedürfnissen blieb sich sein Charakter gleich; er zahlte ehrlich, und lebte, um es thun zu können, so eingeschränkt, als der geringste Kanzellist aus seinem Büreau. Es war ein bewegender Anblick zu sehen, wie dieser verdienstvolle Mann ohne Verschulden leiden mußte; wie er so einsam, ohne Freunde, ohne Erholung, ohne irgend eine Gemächlichkeit lebte, dabei immer für den Staat arbeitete und nützte. Er konnte sich blos an die erhabenen Vergnügungen halten, die aus Pflichterfüllung entspringen. Er selbst war unglücklich, aber doch war es der gute Genius Böhmens, der ihn zur Freude aller dortigen Gelehrten und Freunde der Wissenschaften, zum zweitenmale dahin führte. Jeder mußte seine große Seele bewundern, der Zeuge war, wie er mitten unter Mangel und Sorgen so vieles Nützliche für den Staat und die Nachwelt zu Stande brachte.

Die Reformen, die Kaiser Joseph in den Studien vornahm, waren eben in der Ausführung, und hier bekam Rieggers unermüdeter Geist ein angemessenes Feld für seine Thätigkeit. Mit bewundernswürdiger Emsigkeit untersuchte er das ganze verwahrloßte böhmische Stiftungswesen, weckte mehr als 50 Stiftungen vom Tode, gab sie dem Staat und den Studien wieder, und ließ 1787 eine äußerst wichtige Schrift drucken,

die ihm noch den Dank der spätesten Nachwelt erwerben wird, worin er alle böhmischen Stiftungen nach der alphabetischen Ordnung ihrer Stifter, nebst Angabe des Stiftungskapitals, des Betrags des Stipendiums für wen die Stiftung bestimmt sey, aufzählte. Als Schriftsteller beschäftigte er sich in den letzten 10 Jahren vornemlich mit der Geschichte und Statistik Böhmens, und gab Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen, und Für Böhmen von Böhmen, vorzüglich aber kurz vor seinem Tode eine klassische Schrift: Skizze einer statistischen Landeskunde von Böhmen heraus. So lebte er in beständiger Thätigkeit, freudenleer, hoffnungslos, nur für das Wohl des Staats, und den Dienst der Menschheit, bis ihn am 5ten August 1795 ein Schlagfluß von seinen Leiden befreite. Alle Patrioten beweinten den Tod eines Mannes, den nur die Feinde des Lichtes haßten.

Rieggers Werth als Schriftsteller ist entschieden. Seine tiefen Kenntnisse im kanonischen Rechte und in allen übrigen Zweigen der Staats- und Rechtsgelehrsamkeit sind selbst von seinen Feinden niemals in Zweifel gezogen worden, und das Ausland hat sie geschätzt und bewundert. Klassische Literatur war sein Lieblingsstudium; seine genaue Bekanntschaft mit den Alten und sein richtiges Gefühl ihrer Schönheiten erregte Bewunderung. Sein lateinischer Ausdruck ist ächt römisch, rein und numeros, und es überrascht, bei einem so gelehrten Kanonisten und so thätigen Geschäftsmann, eine solche Fertigkeit im schönen lateinischen Styl zu finden. Er hatte diese Fertigkeit schon früh, und seine spätern Schriften in dieser Sprache können den berühmtesten neuern lateinischen Schrift-

stellern an die Seite gesetzt werden. Für die Verbesserung des Schulwesens, für das Ansehen der Lehrer, vorzüglich für die Vermehrung des kleinen Gehalts der böhmischen Gymnasienlehrer, war er väterlich besorgt. Während der Zeit, als er Referent war, bekamen die Gymnasien eine ganz neue Gestalt. Seine Actenreferate waren meisterhaft, besonders da sich mit seinen übrigen Kenntnissen eine bei Geschäftsmännern selten so gründliche Rechtsgelehrsamkeit und ein eindringender Vortrag verband. Bei Entscheidungen war strenge Gerechtigkeit seine Richtschnur; Freimüthigkeit ohne Rücksicht auf Stand und Person war eine seiner unverkennbarsten Eigenschaften. Er blieb immer ein muthiger Verfechter der guten Sache, und nahm sie oft gegen Unterdrückung in Schutz.

In seinen Lebensverhältnissen als Mensch war er gut, aufrichtig und lobenswürdig. Seine Freundschaft war sicher und beständig; er hatte wenige Vertraute, aber die es waren, blieben es immer, und von ihnen wurde er mit großer Zärtlichkeit geliebt. Das gesellige Vergnügen liebte er sonst sehr, und in Gesellschaften guter Freunde war er munter, voll Laune und Witz. Ein sokratischer Tisch, dessen bestes Gericht Philosophie und Freundessinn war, galt ihm mehr als Gastereien. Hoffnungsvolle Jünglinge ermuntern, unterstützen, so durch sie Licht und Wissenschaft verbreiten, war seine liebste Sorge. Höchste Uneigennützigkeit war ihm natürlich; er hielt fest bei seinen Grundsätzen, und schadete öfters lieber sich als der guten Sache.

Der sechste August.

Geb. Franz von Salignac de la Mothe Fenelon.

Erzbischof zu Cambray.

Fenelon war ein Schriftsteller von eben so edlem und liebenswürdigem Charakter, als von ausgezeichnetem Talent und dem feinsten Geschmack. Er gehört unstreitig zu den französischen Prosaikern vom ersten Range. Das Schöne beseelte, nach Voltaire's Zeugniß, seinen Witz, und das Gute, sein Herz; und er zeigte jenen nie, ohne dieses liebenswürdig zu machen.

Sein Geburtsort war das Schloß Fenelon in Perigord, wo er im Jahre 1651 zur Welt kam. Durch die Sanftmuth seines Charakters und seine trefflichen Talente, gewann er das Herz seines Onkels, der ihn zu sich nach Paris nahm, und seine Studien mit aller Sorgfalt leitete. Er machte bewunderungswürdige Fortschritte, und schon in seinem 19ten Jahre gab er glänzende Beweise von einem außerordentlichen Talent für die geistliche Be-

redsamkeit. Er legte sich mit besonderem Fleiße darauf, ohne dabei die Theologie und Moral zu verabsäumen, worin er eine gründliche Kenntniß erlangte.

Fenelon ließ sich in seinem 24sten Jahre zum Predigtamte weihen, und da er alle Pflichten eines Lehrers der Religion mit seltenem Eifer erfüllte, so ernannte ihn der Erzbischof von Paris zum Superior der neubekehrten Hugenotten. In dieser Absicht wurde er im Jahre 1686 als Mißionär nach Aunis und Saintonge geschickt. Er schrieb um diese Zeit ein kleines Buch über die Erziehung der Töchter, das noch in unsern Tagen mehr gelesen und beherzigt werden sollte, weil es so manches enthält, was man gewiß in unsern besten neuern Erziehungsschriften nicht besser antrifft, und so manches, was man, wenn man sich blos an den Titel hält, nicht darin anzutreffen erwartet. Diese Schrift war die nächste Veranlassung, daß Fenelon von Ludwig dem XIV, zum Lehrer der Herzoge von Burgund, Anjou und Berri ernannt wurde. Seinem Eifer für die Erziehung seiner erhabenen Zöglinge ist die Welt den Telemach und die Todtengespräche schuldig. Er kam im Jahr 1693 als Mitglied in die französische Akademie, und erhielt 1695 das Erzbisthum Cambray; doch bat er sich aus, neun Monate in seinem Kirchsprengel und nur drei am Hofe bei den Prinzen zubringen zu dürfen. Damals legte er seine Abtei von St. Valeri nieder, um nicht, wie er sagte, das Kirchengesetz, das mehrere Pfründen zu besitzen verbie-

tet, zu verletzen — eine Gewissenhaftigkeit, die sehr selten war.

Fenelons Verdienste, sein Ruhm und seine Gunst bei Hofe erregten im Neider. Der große Boßuet klagte ihn des Quietismus an, und brachte es dahin, daß sein Buch von den Maximen der Heiligen, durch ein Breve des Pabsts Innocenz XII. verdammt wurde. In seine Diöces verwiesen, triumphirte der Prälat über seine Niederlage, und erschien mit mehr Größe der Seele, als der Ueberwinder. Er hatte den Muth, selbst den Befehl auf der Kanzel abzulesen, wodurch er den Pabst und die ganze Kirche von einer völligen Unterwerfung versicherte. Sein Roman, Telemach, worin Ludwig XIV eine verdeckte Satyre auf seine Regierung zu finden meinte, machte für ihn die Ungnade bei Hof, die mit seinen mystischen Meinungen angefangen hatte, vollkommen und unwiderruflich; man sagte daher, daß des Erzbischofs von Cambray Ketzerey, eine Staats- und nicht Religions-Ketzerey gewesen sey.

Die Sanftmuth seiner Sitten, die sich über seinen Umgang, wie über seine Schriften verbreitete, verschaffte ihm, selbst bei den Feinden Frankreichs, Liebe und Verehrung. Der Herzog von Marlborough trug Sorge in dem letzten Kriege Ludwigs XIV., daß man die Länder seines Erzbisthums verschonte Er genoß die fortdauernde Liebe des Herzogs von Burgund; und als dieser Prinz während des nemlichen Krieges nach Flandern kam, sagte er beim Abschiede zu ihm, „ich

weiß,

weiß, was ich Ihnen schuldig bin; Sie wissen, was ich Ihnen bin." — Fenelon bewies sich bis an sein Ende als der Vater seines Volks, und als das Muster seiner Heerde. Voll Mitleids gegen die Armen, gab er sein ganzes Vermögen her, um ihnen beizustehen. Er starb allgemein geliebt, und nach seinem Tode beweint am 7ten Jan. 1715.

Fenelon vereinte mit großen Talenten den edelsten, reinsten moralischen Charakter: und beide leuchten unverkennbar aus seinen Schriften überall hervor. Den rührendsten Reiz verbreitet über seine Werke eine Empfindung von Seelenruhe und Frieden, die er seinem Leser mittheilt; überall nähert sich dir ein Freund; seine Seele ergießt sich in die deinige; er mäßigt, er hemmt wenigstens auf einen Augenblick deine Schmerzen und Qualen; er versöhnt dich mit der Menschheit, die du wegen so manchen Menschen hassen mußtest. Die wenigen Schriften, die er über die Literatur hinterlassen hat, sind voll Geschmack, Feinheit und Einsichten. Sein durch die Lesung der Alten genährter Geist weiß diese desto besser zu bewundern, als er sie nicht immer bewundert. Seine Gespräche über die Beredsamkeit, und sein Brief darüber an die französische Akademie, enthalten die vernünftigsten Grundsätze über die Kunst zu rühren und zu überzeugen. Auch seine philosophischen Werke verdienen noch immer Aufmerksamkeit, und empfehlen sich eben so sehr durch Würde und Anmuth des Styls, als durch ihren belehrenden Inhalt. Alle seine Werke athmen ein von Tugend beseeltes Herz, aber sein Telemach,

dieses allgemein gelesene, unzähligemal gedruckte und in alle Sprachen übersetzte Werk, flößt sie ein; er lehrt uns, im Glücke, wie im Unglücke, fest an ihr hangen, seinen Vater lieben, König, Bürger, Freund, ja sogar Sklave seyn, wenn es das Schicksal haben will. Seine Todtengespräche bleiben immer die schönsten und lehrreichsten Muster dieser Gattung, und das Anziehende ihres Inhalts gewinnt durch die große Eleganz ihrer Einkleidung nicht wenig.

Ein wahrer Bischof war Fenelon im edelsten Sinne des Worts. Oft gieng er allein und zu Fuß in den Gegenden von Cambray, und auf den Visitationen in seinem Kirchensprengel spatziren, trat in die Hütten der Bauern, setzte sich neben sie, linderte ihre Uebel und sprach ihnen Trost ein. Er beherbergte in seinem Schlosse die unglücklichen Bewohner des Landes, die der Krieg aus ihren Wohnungen vertrieben hatte, nährte sie, und bediente sie selber bei Tische. Einst sah er, daß ein Bauer nicht aß, und fragte ihn um die Ursache. „Ach, gnädigster Herr, sagte der Bauer zu ihm, ich habe bei der Flucht aus meiner Hütte, die Zeit nicht gehabt, eine Kuh mit mir zu nehmen, von der mein ganzes Haus lebte; die Feinde werden sie nun fortgeführt haben, und ich bekomme keine so gute wieder.“ Fenelon begab sich sogleich, unter dem Schutz seines sichern Geleits, von einem einzigen Bedienten begleitet, auf den Weg, fand die Kuh, und brachte sie dem Bauern selber zurück.

Einer von seinen Pfarrern that in seiner Gegenwart sich viel darauf zu gut, daß er die Bauern-Tänze an den Sonn- und Festtagen abgeschafft hätte. „Mein lieber Herr Pfarrer, sagte Fenelon zu ihm, wir wollen nicht tanzen; diesen armen Leuten aber wollen wir das Tanzen erlauben; warum sollten wir sie hindern, für einen Augenblick zu vergessen, wie unglücklich sie sind?“

Bei aller Nachsicht gegen andere begehrte dieser Prälat keine gegen sich; er ließ sichs nicht nur gefallen, daß man sich streng gegen ihn bewies, sondern er bezeigte sich auch dankbar dafür. Der Pater Seraphin, ein Kapuciner, und mehr eifriger als beredter Fastenprediger, predigte vor Ludwig XIV. zu Versailles. Fenelon, damals Hofkaplan, schlief während der Predigt ein. Der Pater bemerkte es, brach plötzlich mitten in seiner Rede ab, und rief: „weckt den Geistlichen auf, der dort schläft, und vermuthlich nur hier ist, um sich dem König gefällig zu machen.“ Fenelon fand eine Freude daran, diese Anekdote zu erzählen; er lobte mit dem aufrichtigsten Vergnügen den Prediger, der eine solche apostolische Freiheit gezeigt, und den König, der durch sein Stillschweigen sie genehmigt hatte.

Der siebente August.

Geb. Ludwig, Herzog von Orleans.

Erster Prinz von Geblüt.

Mit Schande und Verachtung ist das Andenken an Orleans-Egalité gebrandmarkt, der im November 1793 unter dem Messer der Guillotine seine schwarze Seele aushauchte. (S. den 14. April.) Aber als einen Segen für die Menschheit schildert die unpartheiische Geschichte seinen Großvater, Ludwig von Orleans, der am heutigen Tage des Jahres 1703 geboren wurde. Sein Vater war der bekannte Philipp von Orleans, Regent während der Minderjährigkeit Ludwig XV. Die Erziehung des Prinzen war sorgfältig; er verrieth bald eine religiöse Gemüthsart und eine stille Seelenstimmung, die eben nicht im besten Einklange mit den verdorbenen Sitten des französischen Hofes waren. Auch er wurde eine Zeitlang vom lockenden Reiz der Lüste gefesselt, und verlebte einige Jahre im Taumel der Wollüste, wodurch glücklicherweise die edlern Gefühle seiner Seele nicht erstickt wurden. Diese gewannen wieder die Oberhand in seiner Seele, als er im März 1724 die einzige Tochter des berühmten Prinzen Ludwig von Baden heurathete; eine Prinzessin,

deren schönster Schmuck Sanftmuth, Menschenliebe und ein grenzenloser Hang zum Wohlthun war. Diese edle weibliche Seele gewann die ganze Zuneigung ihres Gatten, und sein Schmerz war grenzenlos, als sie ihm am 8ten August 1726 der Tod entriß.

Andachtsübungen, Beschäftigung mit den Wissenschaften und vornemlich Werke der Wohlthätigkeit waren von jetzt an die Gegenstände, denen sich der Prinz ganz hingab. Er entzog sich dem Geräusche des Hofes, und wählte ein einsames Zimmer in der Abtei von Geneviève zu Paris zu seinem öftern Aufenthalte. Von nun an konnten alle Unglücklichen und Elenden jedes Standes auf seine thätige Hülfe und seinen lindernd n Trost sichere Rechnung machen. Er hörte ihre Anliegen und Klagen täglich in einer von den Hallen des Klosters St. Genevieve, erleichterte ihr Unglück, und wenn es nicht in seiner Macht stand, sie gänzlich beruhigt und zufrieden von sich zu lassen, so sah man doch deutlich, daß sein Herz ihnen das zugestand, was die Nothwendigkeit ihn zu versagen zwang.

Es ist unglaublich, wie große Summen der wohlthätige Fürst verwendete, um Kinder in Schulen und Klöstern erziehen zu lassen, junge Frauenzimmer auszusteuern, Nonnen zu dotiren, (dieß hielt man damals für etwas Verdienstliches) junge Leute in die Lehre zu geben, oder sie Meister werden zu lassen, unglücklichen Kaufleuten und Handwerksleuten wieder aufzuhelfen, oder den Bankrott anderer zu verhindern, die Offiziere im Dienste zu erhalten, oder ih-

ren Witwen und Kindern beizustehen, arme Famillen zu unterstützen, den Kranken zu helfen, Arzenei und Arztlohn für sie zu bezahlen. In Ansehung der letztern Klasse hülfsbedürftiger Menschen vermogte ihn sogar seine Menschenliebe, daß er selbst zuweilen, nur von Einem Bedienten begleitet, zu ihnen, in ihre Hütten, engen Kammern, und vor ihr Krankenlager kam, ihre Wunden und Krankheiten untersuchte, und sich nach ihrem Zustande genau erkundigte. Als die Ueberschwemmungen der Loire im Jahr 1733 der Provinz Orleans großen Schaden zufügten, erhielt der Herzog durch die unmittelbare Hülfe, welche er ihnen leistete, eine Menge Menschen, die am Rande des Verderbens waren; vorzüglich zeichnete er sich in den Jahren 1739 und 1740 durch außerordentliche Handlungen der Wohlthätigkeit aus. Denen, die ihm vorstellten, daß seine strenge Lebensart, die er in dem Klostergebäude von Genevieve führte, seiner Gesundheit schaden könne, antwortete er: dadurch ist eben so viel für die Armen unter meinen Mitmenschen (welche er wohl die Hofleute Gottes zu nennen pflegte) gewonnen, und setzte hinzu; er wolle seinem Körper nicht auf Kosten seiner Seele wohlthun. Das that er nun wohl nicht, vielmehr kasteiete er seinen Körper auf die empfindlichste Weise, und that es darin manchem strengen Klosterbruder zuvor. Die Merkmale von der Kreuzigung seines Fleisches zeigten sich noch an seinem Leichname; auf seiner Brust erblickte man die Narben eines Kelchs, und auf dem Haupt die Zeichen einer Dornenkrone.

Haben dergleichen Mönchstugenden in unsern Augen ihr Verdienstliches verloren, so verdient dagegen der menschenfreundliche Gebrauch, den der Herzog von seinen Gütern machte, das ungeheuchelte Lob der Nachwelt. Er war ein Freund der Dürftigen von jeder Nation. Er unterstützte sowohl die armen Katholiken in Berlin und Schlesien, als die in Ostindien und Amerika. Er schickte Missionarien in die entferntesten Gegenden der Erde. Er stiftete an verschiedenen Orten Freischulen und Hospitäler für Männer und Weiber, eine Schule zu Versailles und mehrere gemeinnützige Anstalten. Er machte große Verbesserungen in der Naturkunde, dem Ackerbau, den Künsten und Wissenschaften. Seine Gärten waren mit medizinischen Kräutern von allen Arten und Himmelsgegenden angefüllt. Für die gelehrte Ausbildung seines Geistes sorgte er zeitlebens mit einer bewundernswürdigen Anstrengung. Er besaß Kenntnisse im Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, Griechischen, der Kirchen- und Profangeschichte; der Geographie, Botanik, Chemie, Physik und Mahlerei. Mehrere Schriften, deren Druck er aus Bescheidenheit nicht erlaubte, hinterließ er im Manuscript; unter andern Uebersetzungen und Kommentarien über mehrere Bücher des alten Testaments, eine Uebersetzung der Briefe des Apostel Paulus aus dem Griechischen, mit Paraphrasen, und viele Abhandlungen, meist theologischen Inhalts.

Von dem Werthe und der Wichtigkeit der Zeit hatte dieser Fürst so große Begriffe, daß er mit der größten Sorgfalt jeden Augenblick zu nutzen suchte. Wenn Künstler, Gelehrte und andere Personen ihn sprechen wollten, so wurden sie den Augenblick vorgelassen, oder wenn er

sie auf eine gewisse Zeit bestellt hatte, und andere Geschäfte ihm nicht erlaubten, sie alsdann zu sprechen, so ließ er ihnen, ehe sie kamen, davon Nachricht geben, um ihnen den Zeitverlust zu ersparen.

Ungeachtet der großen Summen, welche ihm seine Wohlthätigkeit, sowohl innerhalb als außerhalb des Landes kostete, bezahlte er dennoch die Schulden seiner Vorfahren, brachte die erschöpften Finanzen wieder in Ordnung und vermehrte noch sehr beträchtlich die Domainen seines Hauses. Im Umgange war er aufgeweckt und witzig, aber allemal ernsthaft, sobald Gegenstände von Wichtigkeit vorkamen. Er hatte einen so großen Abscheu gegen Verleumdung, daß man ihn nie von irgend einer abwesenden Person übel reden gehört hat; er litte es auch nicht, wenn andere es in seiner Gegenwart thun wollten. Er liebte die Gerechtigkeit so sehr, daß er einem Privatmanne, der einen Prozeß gegen ihn hatte, Geld zu dessen Ausführung gab, und nachdem dieser die Sache gewonnen hatte, ihm dankte, daß er ihn dadurch von einer ungerechten, vorhin ihm nicht als solche bekannt gewesenen, Handlung bewahrt habe. In seinen letzten Augenblicken, wo er den Tod mit der vollkommensten Gelassenheit erwartete, unterhielt er sich beständig mit Gott, aus inbrünstigsten aber betete er für seinen Sohn. Er starb den 4ten Febr. 1752, im 49sten Jahr seines segensvollen Lebens. Er war geliebt von allen rechtschaffenen und weisen Menschen, und eine große Anzahl Unglücklicher und Dürftiger, welche durch seinen Tod einen unermüdeten Wohlthäter verloren, folgten ihm trauernd zu Grabe. Man rechnet, daß er jährlich 1,800,000 Livres unter Arme vertheilt habe.

Der achte August.

Gest. Ludwig Franz Armand, Herzog von Richelieu.

Marschall von Frankreich.

Die Herzogin von Richelieu bekam einen heftigen Husten, einen starken Anfall von Rheumatismus, ein Fieber, und genas am 13ten März 1696 durch die Geburt eines Knäbleins. Es war erst im 7ten Monat. Das Knäblein erhielt den Namen Ludwig Franz Armand, und den Titel: Herzog von Fronsac. Es war schwach und zart, und man zweifelte anfangs, ob es würde lebend bleiben. Unterdeß erholte es sich, wurde stärker und wuchs groß.

Der Knabe erschien sehr bald bei Hofe; er betrug sich mit seltener Artigkeit und Anmuth, und wurde allgemein geliebt und geschmeichelt. Kaum hatte er sein 15tes Jahr erreicht, so vermählte man ihn mit der einzigen Tochter des verstorbenen Marquis von Noailles. Alle Damen waren bezaubert von dem Herzog von Fronsac; einige der-

selben gefielen aber auch ihm, mehr als seine eigene Frau, der es auch nicht an Schönheit fehlte. So sich selbst überlassen, ein junger Mann, dem nichts mangelte, um zu gefallen, begieng manche Unbesonnenheit. Einst machte er sich einer solchen gegen die Herzogin von Burgund schuldig, und die Folge davon war, daß er in die Bastille wandern mußte. Während seines Arrestes schrieb er mehrere Briefe an die Frau von Maintenon, die auch seine Befreiung bewirkte. Bald nachher schickte man ihn zum Marschall von Villars, der ihn zu seinem Flügel-Adjutanten annahm. Er wurde 1718 Obrist eines Regiments, das seinen Namen erhielt, kam aber bald darauf zum zweitenmal in die Bastille, weil man ihn im Verdacht hatte, daß er an einer Verschwörung gegen die Regenten Theil genommen. Nach seiner Loslassung erhielt er aber wieder sein Regiment, und 1724 wurde er als französischer Ambassadeur nach Wien geschickt.

Da der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich 1733 am Rhein ausbrach, so war auch das Regiment Richelieu bei der Armee des Marschalls von Berwick, die Kehl belagerte und eroberte. Richelieu wohnte auch der Belagerung von Philippsburg bei, und nach dem Frieden 1738 erhielt er das Kommando von Languedoc und die Stelle eines Lieutenant-General in diesem Gouvernement. Da 1741 der Krieg wieder anfieng, so diente er seinem Range nach bei der Armee, er begleitete den König als Aide-de-Camp nach Flandern, und an den Rhein, und es ist allgemein eingestanden, daß

er durch eine Idee, die er angab, und die er selbst ins Werk setzen half, sehr viel zu dem Siege bei Fontenoy beitrug. Bald darauf sandte man ihn als außerordentlichen Ambassadeur nach Dresden, und nach seiner Rückkunft erhielt er einen noch ruhmvollern Auftrag. Die Genueser, der harten, österreichischen Bedrückungen müde, hatten sich am 5ten December 1746 empört, die Waffen ergriffen, die Oesterreicher zur Stadt hinausgejagt. Um die einmal wieder ergriffene Unabhängigkeit zu behaupten, hatte die Republik Hülfe nöthig, und Ludwig XV. schickte ihr einige Truppen unter dem Kommando des Herzog von Boufflers. Da dieser kaum zwei Monate zu Genua gewesen war, so starb er an den Pocken, und man schickte mit Geld und neuen Truppen den Herzog von Richelieu hin. Die Spanier ließen ungefähr noch 3000 Mann dazu stoßen, und so trieb der Herzog die Feinde in mehrern Gefechten zurück, deckte die von einer englischen Flotte bedrohten Küsten, ließ mehrere wichtige Plätze befestigen, und erhielt Genua durch seine Klugheit und Thätigkeit bis zum 30sten April 1748, da zu Aachen die Friedens-Präliminarien unterzeichnet wurden. Er wurde nun Marschall, und die Republik Genua nahm ihn, zum Beweis ihrer Dankbarkeit, unter die Zahl ihrer Edlen auf.

Eine der ersten Unternehmungen des 7jährigen Englisch-Französischen Krieges krönte Richelieu mit neuen Lorbeern. Es galt der wichtigen Expedition, der Eroberung von Minorka. Richelieu

würde zum Chef der Unternehmung bestimmt, und er endigte sie eben so schnell als ruhmvoll. Dann übernahm er das Kommando der französischen Armee in Niedersachsen, wo er sich mehr durch Grausamkeit, als durch glückliche Unternehmungen auszeichnete. Er ließ die Städte und Dörfer entweder ausplündern oder verheeren, oder bedrohte sie mit Feuer und Schwerdt, um von den wehrlosen Einwohnern unerschwingliche Kontributionen zu erpressen. Das Losungswort Richelieu war: Erpressungen; nicht sowohl für den Dienst seines Königs, als für sich selbst. Geschätzt durch die königliche Maitresse erlaubte er sich die unedelsten Handlungen, und ordnete nicht selten die Kriegsoperationen so, wie es sein Privatnutzen erforderte. Von allen Heerführern, die im siebenjährigen Kriege kommandirten, bereicherte sich auch keiner von irgend einer Nation so, wie Richelieu. Er verbarg es auch so wenig, daß er sich noch vor geendigtem Kriege in Paris einen prächtigen Palast bauen ließ, den die Pariser le Pavillon d'Hannovre nannten.

Von dieser Zeit an war Richelieu mit nichts, als Kleinigkeiten, mit Hof- und Liebes-Intriguen beschäftigt. Sogar der stumpfe Ludwig XV urtheilte von ihm, seinem ersten und bis an seinen Tod im Gang gebliebenen Günstling, von dieser Zeit an nicht anders, als daß er nur allein zu Intriguen und durchaus nicht zu Geschäften tauglich sey, und nahm ihn daher, der Fürbitte der du Barry ungeachtet, nicht in den Staatsrath auf. Doch hatte

er theils durch den Einfluß seiner eigenen zahlreichen Liebschaften am Hofe, theils durch seinen nähern Umgang mit dem Könige, und der königlichen Maitresse an mehrern Staatsveränderungen den nächsten Antheil. Der Sturz des Herzogs von Choiseul, die Aufhebung und Verweisung der Parlamente, waren größtentheils seine Sache. Selbst kleiner Despot und gewohnt, alles ohne Widerspruch unter seinen Willen zu beugen, schilderte er die Parlamente, mit deren mehrern er im Kampf gelegen hatte, dem König als den widerspenstigsten, ehrgeizigsten Theil der Nation vor, und bewirkte mit seinen Eindrücken nach und nach so viel, daß zum gänzlichen Ausbruche des königlichen Unwillens nichts als eine Gelegenheit nöthig war.

Mit dem Tode Ludwigs XV hörte alles Ansehen, aller Einfluß des Marschalls am Hofe und in seinem bisherigen Wirkungskreise auf. Nur allein durch seine ihm eigene Zudringlichkeit, durch sein gleichgültiges Ausharren gewann er den König, die Königin und den Minister Maurepas so weit wieder, daß er am Ende seiner Tage nicht mehr mit ungünstigen Blicken am Hofe aufgenommen wurde. Sein Greisenalter wurde ihm sogar durch einen neuen Schimmer, den er so sehr liebte, verschönert. Er wurde ältester Marschall von Frankreich und erhielt also das Tribunal, das ihm mit den königlichen Ministern wieder in neue engere Verbindungen setzte. Doch endlich schwanden seine Kräfte, und im Jahr 1788 starb er, als ein Mann von 92 Jahren.

Richelieu's ganzer Charakter war ein sonderbares Gemische von Talenten und Leidenschaften, von Tugenden und Lastern, von welchen sich die erstern immer nur in gewissen Perioden und im Vorübergehen, die letztern aber, als stete ohne Zwischenraum gehuldigte Begleiterinnen des Marschalls darstellten. Seine erste Erziehung, sein früh angefangenes und bis ins Alter in dem Gewühle, den Intriguen und den Lastern des Hofes fortgesetztes Leben, waren dem Aufkeimen und Wachsthum seiner Leidenschaften günstiger, als der Entwicklung und Ausbildung seiner Talente. Er war nicht frei von dem Gefühl für das Große, freilich mehr um zu glänzen, als um eigentlich groß zu seyn, war bei seinem deklarirten Hang für Weichlichkeit und Wollust kühn, entschlossen und herzhaft, wenn es auf seine und französische Ehre ankam. Eitelkeit war der Hauptzug seines Charakters, und wo diese geschmeichelt wurde, da vergaß er sich mit allen seinen Nebenleidenschaften so ganz, daß er nichts als Eitelkeit war.

Das Privatleben des Marschalls bestand aus einem zusammenhängenden Gewebe von kleinern und größern Liebesintriguen und Zerstreuungen, nach welchen sich sogar sein periodisches Geschäftsleben fügen mußte. Bis an seinen Tod liebte er die Mannigfaltigkeit und die Abentheuer in dem Genuß der Liebe. Der Wollüstling und der Weichling waren in gleichem Grade in ihm verbunden. Er hielt sich zu seinen Reisen eine Kutsche von solcher Länge, daß er ausgestreckt in derselben liegen konnte, mit

einem guten und bei strenger Kälte mit Wärmpfannen versehenen Bette und inwendig mit Läden, um Licht oder Dunkel zu bewirken, ganz zur Schlafstelle gemacht. Alles mußte Genuß und Befriedigung um ihn her seyn, sogar mit Uebertretung der Gesetze, für deren öffentlichen Beobachtung er hätte wachen sollen. Sein Palast zu Bourdeaux, wo er als Statthalter lebte, war ein Ort, dem sich kein ehrliebendes Frauenzimmer ohne Schamröthe nähern konnte, der Sitz der Schwelgerei und Wollust, der von immerwährenden Bacchanalien wiederhallte. Seinem Sohne zum Trotz heurathete er in seinem 84sten Jahre zum drittenmal, und blieb auch seiner dritten Gemahlin in seinem hohen Greisenalter nicht getreu. Weder sein Kopf noch sein Herz wußten so wenig etwas von Festigkeit in Grundsätzen und Empfindungen, daß sogar der Tod Ludwigs XV, seines treuesten Freundes am Hofe, mehr nicht als einen vorübergehenden Schmerz in ihm bewirkte, der weder seiner Gemüthsruhe noch seinen Zerstreuungen einen langen Stillstand setzte.

Der neunte August.

Geb. Jakob Paul, Freiherr von Gundling.

Königlich Preußischer Kammerherr rc.

Die Rolle, die Gundling in einer langen Reihe von Jahren am preußischen Hofe spielte, erwarb ihm eine Stelle unter den Hofnarren. Er war ein Bruder des berühmten hallischen Geheimenraths (siehe d. 25sten Februar) und der Sohn des nürnbergischen Pfarrers zu Kirchensittenbach, geboren im Jahr 1673 zu Hersbruck, wohin sich seine Mutter wegen Kriegsgefahren geflüchtet hatte. Weil der Vater einen fähigen Kopf an ihm bemerkte, so bestimmte er ihn von Jugend auf zum Studiren; daher begab er sich in seinem Jünglingsalter nach Altdorf, besuchte auch Helmstädt und Jena. Dann reiste er mit zwei jungen Edelleuten nach Holland und England, und kam darauf nach Berlin. Hier wurde er im Jahr 1705 Professor der Geschichte und Literatur an der Ritterakademie, da aber dieses Institut nach wenig Jahren eingieng, so sah Gundling — schon damals eben

so

so bekannt durch seine Liebe zum Trunk, als durch seine historischen Kenntnisse — einer brodlosen Zukunft entgegen, als er plötzlich in eine neue glänzende Lage versetzt wurde.

König Friedrich Wilhelm suchte einen Gelehrten, der ihn bei der Tafel und in den Abendgesellschaften aus der alten und neuen Geschichte unterhalten, und ihm einen Auszug aus den Zeitungen vortragen sollte. Gundling wurde dem Monarchen empfohlen, von ihm in Bestallung genommen, und zum Hofrath und Zeitungsreferenten ernannt. Sein Glück war jetzt gemacht, wenn er seine Lage weislich zu benutzen gewußt hätte. Täglich war er in der Gesellschaft des Königs, und er begleitete ihn überall, wo sich derselbe des Vergnügens wegen befand, der König unterhielt sich gerne mit ihm, und fand ein Wohlgefallen an seinen Gesprächen. Bei Hofe hatte Gundling den Genuß der freien Tafel, und dabei wurde sein Appetit nach Wein, Brantewein und Bier auf keine Weise eingeschränkt. Diese Wohlthat war aber gerade die Quelle seines Verderbens. Denn nicht allein seine Pedanterei, sondern noch mehr die Thorheiten, welche er in der täglichen Trunkenheit begieng, verringerten allmählig die Achtung, welche man anfangs für ihn hatte. Die Offiziere und Hofleute ließen nun bald kein Mittel ungenutzt, um ihn lächerlich zu machen. Wenn er den aufgeräumten Kopf eines Aristipps zu Syrakus gehabt hätte, der allenthalben seine Würde behaupten konnte, so würde zu seinem äußern Glücke nichts gefehlt haben; aber er besaß keineswegs den Witz, der durch gewisse Ausfälle

kurzweilig und possirlich wird, sondern sein ganzes Wesen war dunkel und ernsthaft, und dabei strotzte er von einem pedantischen Hochmuth, als wenn alle Gelehrsamkeit in ihm vereinigt wäre. Diese Einbildung von der Vortrefflichkeit seiner Verdienste machte mit den begangenen Fehlern seiner Beurtheilungskraft einen seltsamen und lächerlichen Kontrast. Die Ehre, beständig mit Fürsten und großen Herren umzugehen, blähte ihn auf. Ein steifer, zurückgebogener Kopf, eine stolze und spröde Miene, eine lange herabhängende Staatsperücke, große Augen, die keinen Geist hatten, aufgeworfene Lippen, und abgemessene Schritte — dieß alles diente dazu, ihn noch lächerlicher zu machen.

Indessen stieg Gundling schnell von einer Würde zur andern, denn er erhielt in kurzer Zeit den Titel eines Hof-Kammer-Kriegs-Geheimen-Oberappellations- und Kammergerichts-Rath, mit der Freiheit, den Sitzungen aller dieser Kollegien beizuwohnen, von denen er seine Prädikate erhalten hatte. Er durfte sogar zu den Verhandlungen seine Meinung sagen, und dem Könige über das Vorgefallene Bericht erstatten. Gundling bekam dadurch ein großes Ansehen, und wenn man ihn nicht schätzte, so fürchtete man ihn doch, weil er leicht schaden konnte. Dazu hatte er täglich Gelegenheit, er soll es aber nie gethan haben. Oft war er bei dem Könige allein im Kabinette, arbeitete und schrieb in dessen Gegenwart. Viele angesehene Personen machten ihm ihre Aufwartung, und erhielten durch ihn eine Bedienung, oder andere Gnadenbezeugungen und Ehrenstellen. Er selbst

ward im Jahr 1717 Oberceremonienmeister, und im folgenden Jahre sogar Präsident der Akademie der Wissenschaften. Auch in dem General-Direktorium hatte er Sitz und Stimme.

Alle diese hohen Würden gewährten ihm aber keine Sicherheit vor dem Spott der Hofleute. Die Neckereien arteten oft in grobe Zoten und Unanständigkeiten aus, die mehr als einmal sein Leben in Gefahr brachten. Endlich erwachte einmal bei ihm ein Trieb von vernünftiger Selbstschätzung, und dieser brachte ihn zu dem Entschlusse, die Flucht zu ergreifen. Seine Absicht war, sich in die österreichischen Staaten zu begeben, und daselbst ein besseres Glück zu suchen. Kaum vermißte man ihn aber, so ließ ihm der König nachsetzen. Man fand ihn zu Breslau, und brachte ihn von da wieder zurück. Der König, der an diesen Mann so gewöhnt war, daß ihm sein Verlust schwer fiel, befahl, daß alles aufgeboten werden sollte, ihn zu bekommen. Als G u n d l i n g wieder in Berlin angekommen war, schien der König gegen ihn sehr aufgebracht zu seyn, allein nach einer kurzen Aengstigung begnadigte er ihn wieder, vermehrte seine Besoldung mit einer Zulage von 100 Thalern, und erhob ihn 1724 sogar in den Freiherrnstand. Nach 2 Jahren ward er Kammerherr, und der König beschenkte ihn mit einer Kutsche und zwei Pferden.

In seinem Aeußerlichen war G u n d l i n g ein wahrer Cyniker, und auf seinen Körper wendete er nicht die mindeste Sorgfalt. Der häufige Gebrauch des Tabacks, Biers und Branteweins, setzte ihn stets in eine unreinliche Ausdünstung. Daher floh ihn besonders das schöne Geschlecht, und in gewissen Fällen war er genöthigt, seine

Zuflucht zu dem niedrigsten Theile desselben zu nehmen. Die Bettfedern waren gar reichlich auf seinen Kleidern zu finden, und meistens erblickte man an ihm die größte Nachlässigkeit im Anzuge, welche die Verachtung, womit man ihn behandelte, nur noch vermehren mußte. So trug er nicht selten schwarze Strümpfe mit weißem Zwirn gestopft, Knöpfe auf den Kleidern, die nicht dazu passend waren; und die Nägel an den Fingern beschnitt er so sparsam, daß sie gemeiniglich den chinesischen sehr ähnlich waren.

Im Jahr 1731 wurde Gundling zu Potsdam krank, und starb nach 14 Tagen, am 11ten April. Als er eröffnet wurde, fand man ein Loch im Magen, welches man den vielen hitzigen Getränken zuschrieb, die er immer in so starken Portionen zu sich genommen hatte. Schon 10 Jahre vor seinem Tode hatte man für ihn einen Sarg, in Gestalt eines Weinfasses verfertiget. Er war ringsum mit Reifen, gleich einem Fasse belegt, und so eingerichtet, daß die Hälfte der Länge nach abgenommen werden konnte, die statt eines Deckels diente. Man hatte dieses Faß wie einen Sarg schwarz angestrichen, und an beiden Seiten Reime angeschrieben, welche in den gemeinsten Ausdrücken Gundlings Liebe zum Trunk erzählten. Er hatte in seinem Leben mehr als einmal in diesem Sarge gelegen, auch oft ein Glas Wein darin getrunken. Er wurde in der Kirche zu Bornstädt, einem nahe bei Potsdam gelegenen Dorfe, unter zahlreicher Begleitung von Offizieren, königlichen Bedienten, Magistratspersonen und der Schule zur Erde bestattet.

Trotz seiner dissoluten Lebensart war Gundling doch ein sehr fleißiger Schriftsteller. Freilich lieferte er keine Meisterstücke, aber seine historischen Kompilationen sind

doch nicht ohne Werth. Er schrieb: Geschichte und Thaten der Kaiser Heinrich VII, Konrad IV, Wilhelm, Richard und Konrad III; Nachricht vom Lande Tuscien oder Florenz; von Parma und Placenza; Leben und Thaten Friedrichs II, Joachim I, Joachim II, und Johann Georg Churfürstens zu Brandenburg; Auszug aus der Churbrandenburgischen Geschichte; Origines Marchionatus Brandenburgensis ex Diplomatibus, brandenburgischen und pommerschen Atlas, Alterthum der Stadt Halle, Hand- und Bataillen-Kalender. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine Charte von der Mark Brandenburg. Er durchreiste in den Jahren 1713, 1714 und 1715 die Mark, entdeckte die Unrichtigkeiten der bisherigen Charten, beobachtete die Lage des Landes und der Städte, und den Lauf der Ströme, und sammelte sich die Materialien so wie zu einer neuen Beschreibung, also auch zu einer neuen Charte von der Mark Brandenburg, die oft gedruckt worden ist. Zuweilen erhielt er ansehnliche Geschenke, wenn er seine Bücher großen Herren zusandte; als er z. B. eine kleine Schrift unter dem Titel: Bestand des russischen Kaiser-Titels drucken ließ, und sie der damaligen Kaiserin Katharina überschickte, erhielt er 5 goldene Medaillen, die über 400 Reichsthaler am Werthe betrugen. Kaiser Karl VI beehrte ihn auch 1730 mit seinem Portrait mit Diamanten besetzt, und mit einer goldenen Kette, deren Werth zusammen sich auf 1300 Thaler belief, wegen einigen kleinen Schriften, die er zum Besten des österreichischen Hauses geschrieben hatte.

Der zehnte August.

Geb. Johann Konrad Dippel.

Ein religiöser Schwärmer.

Das Reich der Thorheit ist größer als das Reich der Weisheit. Dippel hat in beiden eine Rolle gespielt, die ihn unvergeßlich macht. Er war der Sohn eines darmstädtischen Predigers und 1673 auf dem hessischen Schlosse Frankenstein geboren, wohin sich seine Eltern wegen Kriegsgefahr geflüchtet hatten. Schon in seiner frühesten Jugend verrieth er ein überaus lebhaftes und feuriges Genie, das von allem den Grund einsehen wollte. Bei seinen guten Fähigkeiten begriff er die Anfangsgründe der Wissenschaften sehr bald, bildete seine Talente auf dem Pädagogium zu Darmstadt weiter aus, und gieng in seinem 16ten Jahre auf die Universität nach Gießen. Er wollte akademischer Lehrer werden, aber seine Dürftigkeit zwang ihn, als er den theologischen Kursus vollendet hatte, die Stelle eines Hauslehrers bei einem Beamten im Odenwalde anzunehmen.

Dippel nahm schon damals den lebhaftesten Antheil an dem Streite gegen die Pietisten, und sein feuriger Eifer trieb ihn nach Wittenberg, um dieselben von Luthers Lehrstuhle aus zu bestreiten. Da aber seine sonderbare Meinungen hier keinen Beifall fanden, so wandte er sich nach Strasburg, studirte Arzeneiwissenschaft und hielt Vorlesungen über — Chiromantie. Nicht selten bestieg er auch mit ziemlichem Beifall die Predigerstühle. Aber Schulden zwangen ihn endlich heimlich zu entfliehen, er bereuete sein bisheriges dissolutes Leben, und trat nun in seinem Vaterlande als mündlicher und schriftlicher Vertheidiger des Pietismus auf. Aber auch diese Laune war von kurzer Dauer, denn bald zog er in einigen äußerst freimüthig geschriebenen Schriften, die allgemeines Aufsehen erregten, gegen die ganze evangelische Kirche zu Felde. Jetzt traf ihn das gewöhnliche Loos der Reformatoren; er wurde verketzert und verfolgt. Unstet und flüchtig irrte er nun einige Jahre in Hessen herum, und gab eine Menge Schriften heraus, in denen er seine Meinungen vertheidigte und weiter ausführte. Seine üblen äußern Umstände hefteten ihn wieder fester an die Arzeneykunde, und erregten in ihm die Neigung zur sogenannten höhern Chemie. Der Gedanke Gold zu machen, und vermittelst desselben endlich einmal diejenige große Rolle zu spielen, nach der er schon so lange lüstern gewesen war, hatte einen unwiderstehlichen Reiz für ihn. Ohne Geld zu besitzen, kaufte er ein Landgut für 50000 Gulden, wo er mit einigen Freunden in dem Meere der Chemie weiter

forschen wollte. Aber all sein Laboriren war fruchtlos, und da ihn die Gläubiger drängten, so suchte er sein Heil in der Flucht, und begab sich im Jahr 1704 nach Berlin.

Hier fieng er seine vorige Schwindelei wieder von vorne an, und es scheint, daß er mit seiner Goldmacherei nicht nur bei verschiedenen Großen, sondern selbst am Hofe Glauben gefunden. Er miethete sich ein prächtiges Haus für mehr als 1000 Gulden, und laborirte gemeinschaftlich mit einigen Schwärmern — leider auch hier ohne Erfolg, denn wahrscheinlich geschah es auf Veranlassung seiner Gläubiger, daß er im Jahr 1707 gefangen genommen wurde. Doch schon nach Verfluß von 8 Tagen wurde er wieder frei, und einem neuen Arreste entgieng er durch die Flucht. Er hatte sich durch die Verfolgungen, die er erlitten, durch seine zahlreichen Schriften, durch seinen geraden Sinn, von dem ihn nichts in der Welt abzubringen vermochte, vielleicht auch durch seine dürftigen Umstände, eine Menge Freunde erworben, die ihn liebten, ehrten, und von denen ein großer Theil durch Lesung seiner Schriften in verschiedenen Glaubenslehren auf andere Meinung gekommen war. Diese nahmen ihn überall willig und gern auf, und unterstützten ihn auf alle Art.

In Holland, wohin er sich von Berlin wandte, lebte er einige Jahre in ungestörter Ruhe. Er kaufte sich ohnweit Maarsen, am Kanal zwischen Utrecht und Amsterdam ein Haus, in der letzten Stadt das Bürgerrecht, und setzte seine medizinischen und chemischen Bemühungen beständig fort. Als praktischer Arzt erwarb er sich bald beträchtlichen Beifall, und 1711 nahm er in Leiden die medizinische Doktorwürde an. Da ihn

aber seine Freigebigkeit und Gastfreiheit in neue Schulden steckte, und er sich durch seine freien Urtheile viele Feinde machte, so mußte er sich entfernen. Er gieng 1714 nach Altona, und glaubte in den Staaten des Königs von Dännemark um so eher leben zu können, da ihm dieser Hof einige Jahre vorher die Würde eines Kanzleiraths verliehen hatte. Aber auch hier wurde er mit seiner Aufführung unerträglich, und er selbst so unbesonnen, daß er verschiedene am Regierungsruder sitzende Personen wegen ihrer Amtsverwaltung aufs anzüglichste behandelte. Er mußte von Altona entweichen, wurde aber zu Hamburg verhaftet, und 1719 an die königliche dänische Regierung ausgeliefert, welche ihn nach angestellter Untersuchung der Kanzleirathswürde für verlustig erklärte, seine Schriften in seiner Gegenwart durch den Scharfrichter verbrennen, ihn selbst aber nach Kopenhagen und von da nach der Insel Bornholm zu ewiger Gefangenschaft bringen ließ.

Nach 7 Jahren wurde er auf Vorbitte der Königin in Freiheit gesetzt. Er gieng nach Schonen, und setzte sich daselbst durch glückliche Kuren in ein solches Ansehen, daß er durch eine Deputation nach Stockholm eingeladen wurde, um den König von einer schweren Krankheit zu heilen. Er kam auch wirklich, ungeachtet der Widersprüche der schwedischen Geistlichkeit 1727 zu Stockholm an, mußte aber auf das dringende Anhalten der Geistlichkeit, welche diesen öffentlichen Spötter über die lutherische Kirche nicht geduldet haben wollte, noch im December desselben Jahres Schweden verlassen.

Endlich kam Dippel nach Deutschland zurück, und begab sich zuletzt nach Berleburg, wo der Graf

Casimir von Witgenstein allen um der Religion willen Verfolgten eine Freistätte eröffnete. Hier genoß er am Abend seines unsteten Lebens noch die Ruhe, die seit seiner Abreise von Schweden sein einziger Wunsch gewesen war. Er gab jetzt noch eine große Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Religionsmeinungen heraus, woraus wenigstens erhellet, daß er seiner Schwärmerei und seinem ungestümmen Charakter bis an seinen letzten Augenblick getreu blieb. Da man ihn einmal öffentlich todt sagte, so gab er im März 1733 ein possenhaftes Manifest heraus, worin er der Welt ankündigte, daß er vor 1808 nicht sterben würde. Allein sein inneres Licht täuschte ihn auch hier, so wie es ihn schon oft getäuscht hatte, denn man fand ihn am 24sten April 1734 auf dem Schlosse Witgenstein, wohin er sich zum Besuche begeben hatte, des Morgens im Bette todt, indem vermuthlich ein Stickfluß seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Er wurde zu Berleburg begraben.

Bei einem schlanken Wuchs und einer mehr als mittlern Größe, hatte Dippel eine lebhafte, und bis eine Zeitlang vor seinem Tode eine feste Gesundheit anzeigende Gesichtsbildung. Er hatte große feurige Augen, einen etwas finstern, nachdenklichen Blick und einen solchen Anstand in seiner Bildung, der selbst seine Feinde oft in Verwirrung setzte. Er war ein Mann von vielen natürlichen Talenten, aber stolz, unbiegsam, ein beißender Tadler anderer, die anders als er dachten, und vom Reformationsgeiste beseelt. In seinen frühern Jahren taugten sein Herz und seine Sitten nicht viel. Ehrsucht, Eitelkeit, Eigennutz verursachten, daß er zwischen den Orthodoxen und Pietisten hin und her wankte. Doch

machten erfahrne Widerwärtigkeiten in spätern Jahren seinen Charakter besser. Bei aller Schwärmerei und Theosophie, wozu ihn das fleißige Lesen der Schriften Jak. Böhms gebracht hatte, war er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der die Widersinnigkeit mancher Dogmen des theologischen Systems glücklich, aber kühn aufdeckte. Außer seinen separatistischen Meinungen, die aber mehr auf naturalistische Spötterei, als auf pietistische Absonderung abzweckten, bestritt er die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Strafgerechtigkeit Gottes, und von der Genugthuung Christi; er sprach auch den Gnadenmitteln alle Kraft ab, und glaubte die Wiederbringung aller Verdammten. Seine Schriften, die er unter dem Namen Christianus Democritus herausgab, wurden 1747 zu Berleburg in 3 Quartbänden gesammelt.

Chemie und Arzeneiwissenschaft danken diesem paradoxen Mann manche Aufklärungen. Er verbreitete gesunde Begriffe, und noch immer fährt er fort zu wirken, durch sein thierisches Oehl (ein gegen die fallende Sucht, das kalte Fieber und den Bandwurm gerühmtes Mittel), durch sein Elixir acidum, das später von andern Aerzten verschiedene Modifikationen erhalten hat, durch seinen Wundbalsam, und mehrere von ihm zuerst angegebene Zusammensetzungen. Ob er das Berliner Blau erfunden, ist problematisch. Einige behaupten, der Farbenkünstler Diesbach in Berlin habe diese Entdeckung 1707 zufällig gemacht, Dippel hingegen habe dieselbe theoretisch untersucht, und das Verfahren dabei abgekürzt.

Der eilfte August.

Geb. Dennis Rolle.

Mitglied des Londner Parlaments.

Die Familie Rolle in Devonshire ist eine der ältesten in England, und stammt in gerader Linie von dem berühmten Rollo dem Normann ab, der mit seinem Vetter Wilhelm England eroberte. Dennis Rolle war im Jahr 1725 geboren. Sein Großvater und Vater waren durch ihre biedere Frömmigkeit berühmt, und pflanzten so auf ihren Sohn einen Adel fort, den dieser höher schätzte, als den ihm angebotenen Lordtitel, der durch die allzuhäufige Mittheilung während der jetzigen Regierung in England viel von seinem alten Werth verloren hat. Darum ließ Dennis Rolle auch nur seinem Sohne die Lordswürde vom Könige ertheilen, und schlug sie für seine Person mit edlem Stolze aus. Er war einer der reichsten Landbesitzer auf der Insel, da er außer seinen großen Besitzungen in Devonshire auch noch beträchtliche Güter in Oxfordshire und Hampshire besaß, so, daß ihm blos die Zinsen von seinen Pachtbauern jährlich 40,000 Pfund einbrachten, ungeachtet er keinen alten Pächter

beim Ablauf der Pachtzeit steigerte. Von diesem Reichthum machte er stets den edelsten Gebrauch, und sein Name verdient darum auch außer England ein Denkmal.

Dieser wahrhaft edle Mann hatte zwei Lieblingsideen: neue Anpflanzungen, und mildere Behandlung der Thiere. Da ihn sein mehr als fürstliches Einkommen so kräftige Mittel zur Ausführung seiner Ideen darbot, so setzte er oft Triebfedern in Bewegung, die jetzt nur in England möglich seyn dürften. Er wollte z. B. wissen, wie weit sich die Kultur in den südlichsten und fruchtbarsten Provinzen von Nordamerika bringen ließe, kaufte daher im Jahr 1766 von der Regierung einen ganzen Distrikt in Ost-Florida, bewog eine Anzahl von einigen hundert Oekonomen und Handwerkern mit ihren Familien in seine neue Kolonie zu kommen, wobei er alle Unkosten allein bestritt, und wanderte so mehr als tausend Mann stark auf einmal in Ost-Florida ein. Allein die Kolonie konnte den Einflüssen eines mörderischen Klima, und der Auswanderungssucht in nördlichere Gegenden nicht widerstehen. Rolle'n traf mit seinen Kolonisirungsplanen ein empfindlicher Schlag nach dem andern. Verlassen, und aller Hülfsmittel beraubt, kam er als ein gemeiner Matrose wieder auf einem fremden Schiffe nach Hause, und ertrug diese ihm 40,000 Pfund kostende Fehlschlagung mit so viel Heiterkeit, daß, als um eben diese Zeit der Professor der Botanik zu Oxford Sibthorp, sein vieljähriger Freund, die von Linne' nach seinem Namen benannte Sibthorpia Europaea aus seinem botanischen Garten verloren

hatte, er scherzend versicherte, deren Verlust müsse seinem Freunde viel empfindlicher seyn, als ihm die Vernichtung seiner Kolonie in Ost-Florida.

Um die nutzbarsten Arten von Haidekraut (erica) anzubauen, legte Rolle zu Exmouth auf einem kahlen Berg einen eigenen botanischen Garten an, und ließ dazu eine ganze Schiffsladung von Erde aus weiter Ferne von Hounslow kommen. Aber es wallte doch immer mit dem Wachsthum nicht recht fort, da hingegen ein anderer Haidekrautspflanzer in der Nachbarschaft, Sir Francis Drake ganz vorzüglich schöne Haiden erzeugte. Endlich fragte er einmal seinen Kollegen, wie er es anfienge, daß seine Haiden so gut fortkämen, und woher er seine schwarze Erde nehme. „Woher anders, erwiederte jener, als von Ihrem Berge zu Exmouth!“

Gerade in der Gegend, wo Dennis Rolle seine meisten Besitzungen hatte, war der Hang zu Hahnengefechten und Stierhatzen so herrschend und allgemein, daß er lange den unermüdeten Bemühungen des diese Grausamkeit an der thierischen Schöpfung höchlich verabscheuenden Rolle Troß bot. Besonders war Torrington ganz in der Nachbarschaft berüchtigt durch dergleichen pöbelhafte Vergnügungen. Rolle, der mit seinem Reichthum auch das Ansehen eines Parlamentsgliedes und Friedensrichters verband, griff das Uebel an der Wurzel an, und schränkte zuerst, nicht ohne den heftigsten Widerstand vieler Anwohner, das Unwesen der Bier- und Branteweinhäuser ein, ließ dann belehrende kleine Aufsätze drucken, und auf seine Kosten in der ganzen

Gegend herum austheilen, errichtete Armenschulen, blos auf seine Kosten, wo er den Kindern, um sie auch in den Freistunden nützlich zu beschäftigen, eigene Aecker und Beschäftigung mit dem Landbau anwies, und siegte endlich doch über die tiefgewurzelten Vorurtheile.

Das merkwürdigste Pamphlet, das er in dieser Absicht 1789 blos für die Güterbesitzer und Landeigenthümer in dieser Gegend drucken und circuliren ließ, verdient gewiß mehr als hundert andere Druckschriften in allgemeinen Umlauf gesetzt zu werden. Auch hier spricht er mit seiner gewöhnlichen Wärme von der Menschlichkeit gegen die Thiere, und führt aus seiner Ostfloridaischen Koloniesationsperiode unter andern folgende merkwürdige Erfahrungen an: „Ich habe das Gedächtniß eines wilden Bären erprobt, der sich nach einer monatlichen Entfremdung von mir bei der Lippe anfassen und fortführen ließ. Ich kann mir selbst nicht recht die Neigung der Pferde erklären, die mir ohne alle Kunstgriffe sogleich zahm wurden, noch die Neigung der größten Bullenbeißer von Hunden, denen ich ohne alle Gefahr die Hand in den Mund stecken konnte, noch die Zuneigung giftiger Schlangen, die mir durchaus alle Furcht ihrentwegen benahm. Daher ich auch als Jäger in den Wildnissen nie meine Füße verwahrte. Ich bin Jahre lang dichte Wälder durchstrichen, ohne je beschädigt zu werden. Ich habe in Sumpfgegenden voll giftiger Gewürme gelegen, und Schlangen sind meine Kopfkissen gewesen, ohne daß mich je eine gebissen hätte. Ich könnte von einem Kranich erzählen, der mir überall nachlief, und mich bei meinen Feldarbei-

ten begleitete; von einem fremden Hunde, der mich auf der Landstraße sanft bei der Hand faßte, als ich durch Waltham-Chase bei Portsmouth gieng, als wollte er mich vertheidigen, und durch Winseln seine Sehnsucht zu erkennen gab, wenn er zurückbleiben mußte. Noch erinnere ich mich einer kleinen Katze in Florida, die aus einer Entfernung herbeigesprungen kam, und mit einigen um mich herumheulenden Hunden, von welchen sie einen Angriff auf mich besorgte, wüthend kämpfte. Diese und viele andere Beweise der thierischen Zuneigung kann ich mir nur dadurch erklären, daß mir die Vorsehung so meine Liebe gegen die Thiere vergalt, die mich bis in mein hohes Alter begleitet hat."

Wer muß sich nicht, wenn er dieses liest, an eine Lieblingsidee Franklins erinnern, daß unsern Nachkommen, wenn sie einmal aufgehört hätten, gegen sich selbst reissende Thiere zu seyn, noch ein unermeßliches Feld in der Kultur und Veredlung der Thiere offen stehe! Wer erinnert sich nicht hierbei Vaillant's neue Reisen nach Afrika und ähnlicher dort erzählter Beispiele? —

Zweimal war Rolle Parlamentsglied, unbestochen, und ohne Factionsgeist, blos Sprecher fürs Vaterland. Dann zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, und beschloß seine Tage im Leben und Wirken in der freien Natur! Denn nur in diesem Elemente war ihm wohl. Früh, wenn der Morgen ergraute, war er schon auf, und gieng, ganz wie ein Bauer gekleidet, mit einem Tornister voll Lebensmittel und seinem Spaden auf der Schulter,

ter auf seine Lieblingsäcker, wo er so hart arbeitete, als der bedürftigste Landmann. In dieser Beschäftigung wurde er oft von den Vorüberreisenden vor einen gewöhnlichen Bauer angesehen, und manchen Fragenden mußte er den Weg zu seinen eigenen Landsitzen zeigen. Dabei war er aber im hohen Grade wohlthätig, gastfreundschaftlich, unterstützte jedes Unternehmen in jedem Welttheile mit großen Summen, und setzte zu den 2000 Pfund, die er jährlich gewiß für die Armen bestimmte, noch weit beträchtlichere unbestimmte Gaben. Er war einer der geübtesten Fußgänger, einer der angenehmsten und unerschöpflichsten Erzähler, besonders wenn er auf seine Abentheuer in Ost-Florida zu sprechen kam, einer der fleißigsten Botaniker und Anpflanzer, wobei er durch seine Schätze gern mittheilte, und der feurigste Liebhaber aller guten Menschen und Thiere, die der Verbesserung ihres Zustandes nicht muthwillig entgegen strebten. Er starb 1797 in seinem 72sten Jahre auf seinen gewöhnlichen Spaziergängen zwischen seinen Landsitzen Stevonson und Hudscott in Devonshire.

Der zwölfte August.

Geb. Konrad Eckhof.

Direktor des gothaischen Hoftheaters.

Eckhof, der Vater der deutschen Schauspielkunst, war 1720 zu Hamburg geboren. Sein Vater war ein hamburgischer Stadtsoldat, der nebenbei ein Handwerk trieb, und nachher zur Würde eines Lichtputzers bei Schönemanns Bühne erhoben ward. Eckhof der Sohn, war kaum den Knabenjahren entwachsen, als er bei dem königl. schwedischen Postkommissair in Hamburg als Postschreiber in Dienste trat. Bei diesem Geschäfte zeichnete er sich durch Fleiß und Ordnungsliebe aus. Als sein Principal einst auf den sonderbaren Einfall kam, ihm zuzumuthen; er sollte die Frau Postkommissairen mit der Kutsche in die Kirche begleiten, das heißt als Lakay hintenaufstehen, so machte der Jüngling gegründete Einwendungen dagegen. Da aber sein Herr darauf bestand, erklärte er rundweg: er würde zwar seinem Befehle folgen und in der seiner so unwürdigen Station hinter der Kutsche Madame begleiten,

aber noch am nemlichen Abend sein Haus und seinen Dienst verlassen.

In beiden Stücken hielt Eckhof pünktlich Wort. Bald darauf ward er Schreiber bei einem Advokaten in Schwerin. Dieser Freund der Themis war ein erklärter Freund der Musen, liebte die schöne Literatur, und besaß eine ansehnliche Bibliothek neuer, auch vorzüglich theatralischer Schriften. Eckhof fieng an zu lesen, Geschichtbücher, philosophische Schriften, Romane, Theaterstücke; so elend diese letztern größtentheils auch waren, so viel Anziehendes fand er darin für seinen Geschmack. Und hier entstand in ihm der Gedanke, Schauspieler zu werden. In Schwerin ward er mit dem berühmten Schauspieldirektor Schönemann bekannt, trat zu seiner Gesellschaft und debütirte bei ihr 1740. Viele Jahre lang war er ein allgemein geschätztes Mitglied dieser, hernach der Schuchschen, der Kochschen, der Ackermannschen und zuletzt der Seylerschen Gesellschaft, und an jedem Orte, da er auftrat, gewann er die vollkommenste Achtung aller, die ihn kennen lernten, nicht nur durch seine großen Kunsttalente, sondern auch durch seine sittlichen Vorzüge. Im Jahr 1775 übernahm er endlich die Mitdirektion des gothaischen Hoftheaters, erfüllte auch die Pflichten dieses Amtes mit einer gewissenhaften Pünktlichkeit, starb aber schon am 16. Jun. 1778 an einer Brustkrankheit, die ihm ein paar Jahre lang zugesetzt hatte.

Eckhof war ein Künstler, einzig in seiner Art. Sein Beispiel und Eifer brachte die Bühne auf

eine Höhe von Vollkommenheit, über die sie seitdem nicht beträchtlich hinaus gegangen seyn dürfte. Die Natur hatte ihn mit großen Talenten für die Bühne ausgestattet, und diese Talente bildete er durch Nachdenken und anhaltenden Fleiß immer mehr aus. Eckhof war der erste deutsche Schauspieler, welcher durchaus der Natur getreu, Darsteller des Lebens heißen konnte. Die Schauspieler vor und manche neben ihm, die großentheils durch Haupt- und Staatsaktionen, Stücke aus dem Stegreif und Burlesken, (die Lieblingsspeisen des damaligen Publikums) verbildet waren, hatten mehr oder weniger von der Unnatur und Uebertriebenheit im Spiel, welche jene Stücke und der Geschmack der Zeiten üblich und beinahe nothwendig machten, beibehalten, und nur wenigen gelang es, sich bei den regelmäßigen Bühnen von jenen eingewurzelten Fehlern loszumachen. Bei der Neuberischen Bühne sah man allen Schauspielern den Zwang an, mit welchem sie Würde und edlen Anstand, besonders in tragischen Rollen, auszudrücken versuchten. Auch bei Schönemanns Schauspielern ward noch manche Spur steifer Gestikulation und affektirter Sprache sichtbar. Eckhof traf zuerst das wahre Maas der Nachahmung auf der Bühne; sein sicheres, naturtreues Spiel brachte die theatralische Kunst auf einen hohen Gipfel. Mit allen Eigenheiten und Nüancen faßte er jeden darzustellenden Charakter, und stellte ihn bis zu einem hohen Grade der Täuschung dar. In der Aktion des Gesichts wie des stummen Spiels, brachte er es sehr weit; man konnte auf ihn anwenden, was

Noverre in seinen lettres sur la danse von Garrik sagt: er hatte für jede Rolle eigenes Gesicht. „Dieser Mann, sagte Lessing, mag eine Rolle machen, welche er will, man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur, und bedauert, nicht auch zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können." Iffland sagt: „Ich sah nur noch schöne Reste von ihm, dennoch einige Momente mit seiner ganzen Kraft ausgestattet, allmächtige Wahrheit in edlem Gewande, die tiefeste Wirkung durch die einfachsten Hülfsmittel."

Eckhof war nicht vortheilhaft gewachsen; er hatte hohe Schultern, und überdem einen Fehler an den Beinen, sehr dicke, hervorstechende Knöchel, aber mit großer Kunst wußte er diese Fehler vor dem Publikum zu verbergen. Auch fehlte es ihm an einem völlig treuen Gedächtnisse, doch dieses so wesentliche Erforderniß des Schauspielers, gut zu memoriren, wußte er durch unermüdete Anstrengung sich mehr und mehr eigen zu machen. Er memorirte schwer, aber nicht nachläßig. Auch machte die Wahrheit seines Spiels und Ausdrucks selbst in kleinen Rollen jene minder bemerklich. Er spielte beinahe in allen Fächern und wenn gleich seine verschiedenen Rollen verschiedene Grade der Vollkommenheit erreichten, so war er doch in allen Meister, und verstand die tragischen wie die komischen, die bedeutendsten wie die unbedeutendsten Rollen auf eine geistvolle, eigenthümliche Weise zu spielen. Als Gelehrter betrachtet, war er ein vortrefflicher nachdrücklicher Redner, seine Kenntnisse verbreiteten sich

über seine Kunst hinaus; ein guter Dichter und kritischer Kenner der deutschen Sprache, in der er kräftig und gut schrieb. Gedruckt sind von ihm einige Theaterstücke.

So sehr sich Eckhof auf der Bühne auszeichnete, eben so sehr zeichnete er sich auch außer der Bühne durch ein würdiges Betragen im Umgange aus. Er war anspruchlos, offen, frei und zutraulich, und daher sah man ihn in allen Gesellschaften gerne, und zog ihn hervor. Daß er ein gesitteter, ordnungsliebender Mann war, dieß Zeugniß geben ihm alle, die ihn kannten, und einige setzen hinzu, er war ein fleißiger Kirchengänger, und mochte sich gern mit Freunden über das Gehörte unterhalten.

Der dreyzehente August.

Geb. Heinrich, Graf von Brühl.

Königlich polnischer und churfächsischer Premier-Minister.

Ein Minister, dessen Größe nicht in einer tiefen Staatskunst, sondern in dem Talent bestand, einen königlichen Aufwand zu machen, und seinen trägen Monarchen unumschränkt zu beherrschen. Noch sind die Wunden nicht alle geheilt, die er dem Lande geschlagen hat. Sein Vater war Weissenfelsischer geheimer Rath und Oberhofmarschall, die Mutter eine Tochter des schwedischen Obersten von der Hyde. Er wurde 1700 auf dem väterlichen Stammhause Gangloff-Sommern in Thüringen geboren. Der Erziehung hatte er wenig, aber der Natur viel zu danken; eine reizende Bildung, einen hellen Verstand, und einschmeichelnde Manieren, die ihm zeitig die Herzen der Menschen gewannen. Den ersten Sieg errang er über die Herzogin Friederike Elisabeth von Weissenfels, die ihn zum Pagen annahm. Sie wohnte in Leipzig, und hier

fand Brühl nicht allein Gelegenheit sich in Sprachen, im Fechten, Reiten und Tanzen zu bilden, sondern auch am churfürstlichen Hofe bekannt zu werden.

August II liebte muntere Leute, und darum gefiel ihm der junge Brühl. Er nahm ihn zu seinem Pagen; schnell nach einander ward er Leibpage, Kammerjunker und Kammerherr, und schon dem König so unentbehrlich, daß er ihn auf allen Reisen begleiten mußte. Noch hatte er kein Hofamt, aber 1731 wurde er Steuereinnehmer, gleich darauf Generalacciseinnehmer, geheimer Rath und Vicesteuerdirektor. Jetzt schien er aber seine Höhe erreicht zu haben, denn August starb, und sein Nachfolger hatte den Günstling des Vaters nie sonderlich geachtet. Doch der feine Hofmann wußte sich bald in der Gunst des neuen Monarchen so zu befestigen, daß er ihn beinahe unumschränkt beherrschte. Er hatte bei dem unerwarteten Tode des Königs in Warschau die Krone und Reichskleinodien in Verwahrung genommen. Mit diesen eilte er nach Dresden, gab sie seinem neuen Regenten August III, und versicherte ihn einer gewissen Erhebung auf den polnischen Thron. Den bekannten Liebling des Fürsten, den Grafen Suikowsky, blendete er durch die theuersten Versicherungen der Freundschaft, und es währte nun nicht lange, so wurde er zum Kabinetsminister erhoben, mit dem Vorzuge, daß er die Direktion aller innern Landesangelegenheiten bekam. Die Gräfin Kolowrat aus Böhmen, eine sehr würdige und geistreiche Frau, gab ihm ihre

Hand, und dadurch gewann er auch die Gunst der Königin. Sein Einfluß war entschieden, und fremde Fürsten bewiesen ihm vorzügliche Gunstbezeugungen. Die Kaiserin von Rußland schickte ihm den St. Andreas-, der König von Preußen den schwarzen Adler-Orden, und Kaiser Karl VI erhob ihn, nebst seinen Brüdern und deren Nachkommen in den Reichsgrafenstand. Es gelang ihm, den Liebling seines Fürsten, den Grafen Sulkowsky zu stürzen, er ward nun Premier-Minister, und alle Gewalt und aller Reichthum des Landes stund nun seit 1738 unter seiner Leitung.

Sachsen hat nie so unglückliche Zeiten erlebt, als unter Brühls Ministerium, und das allgemeine Elend war größtentheils sein Werk. Die Finanzen geriethen unter ihm in den unerhörtesten Verfall. Wenn man sein Betragen in Verwaltung derselben auf einfache Sätze bringt, so sind es keine andern, als daß er in den Tag hinein lebte, und seine eigene, und des Hofes Verschwendung so lange durch Aufhäufung unermeßlicher Schulden unterhielt, als die Steuer Kredit hatte, hernach aber die Unterthanen mit einer unerschwenglichen Last von Abgaben belegte, um diese Verschwendungen doch fortsetzen zu können. Man wußte nichts von ordentlich formirten Wirthschafts-Etaten, weder von allgemeinen, noch von besondern, und die Schulden aller sächsischen Kassen wuchsen allmählig zu so ungeheuren Summen an, daß den Gläubigern endlich weder Interessen noch Kapital ausbezahlt werden konnten. Brühl lud eine Million Seufzer und Weh-

klagen auf sich, aber Leichtsinn und Verschwendungssucht erlaubten ihm nicht, dem Falliment der Steuerkasse vorzubeugen. Selbst aus dem Verfall der Steuer wußte er seinen Vortheil zu ziehen, weil er sich bei diesen Unordnungen und dem Unwerth der Steuerscheine, die er wohlfeil einzukaufen, und der Steuer wieder für voll anzurechnen wußte, desto mehr bereichern konnte. Die Hof- Steuer- und Kammerschulden wuchsen unter ihm über 100 Millionen an, obgleich die ordentlichen Einkünfte von Sachsen von ihm durch die unaufhörlich erhöhten Abgaben bis auf 8 Millionen erhöhet waren, ohne die Einkünfte von der Vermögenssteuer zu rechnen welche 15 Millionen abwarf. Die Zahl der Ungerechtigkeiten des Ministers erhöht sich noch mehr, wenn man bedenkt, daß alle Depositen- und Pupillen-Gelder in die Steuer geliefert werden mußten; daß die den Waisen gehörigen unbeweglichen schönsten Güter, die ohne Schulden waren, verkauft werden mußten, um das Geld in die Steuer zu liefern, daß die Steuer schon damals ganz in Verfall war, und die Steuerscheine von niemand nicht einmal um 2 Drittheil Verlust, gekauft wurden; und daß daher das Gesetz, welches der Minister im Namen des Königs ergehen ließ, eben so viel als eine förmliche Ausplünderung aller Waisen war.

Der Hauptgrundsatz von Brühls ganzer Regierung war das Glück seiner Familie und seiner Hausgenossen. Er brachte in Sachsen die schönsten Herrschaften an sich, Pforten, Forsta, Nischwitz, und sein Stammhaus Gangloff-Sommern. Die churlän-

bischen Stände schenkten ihm das Indigenat, und das polnische erwarb er sich durch einen Stammbaum, in welchem er seine Abkunft von dem Kommerer in Posen, Grafen Johann von Brühl, darthat. Dann kaufte er die Stadt Wengerow in Massovien, die Herrschaft Sierakow, die Starostey Bolinow, und der König schenkte ihm die Starostey Zips. Dabei erhielten er und seine Söhne die ansehnlichsten Kronämter, und wer das Glück hatte, in seine Dienste zu kommen, der wurde aufs reichlichste versorgt. Jeder Lakai, der einige Jahre die brühlische Livree getragen hatte, erhielt eine gute Bedienung, und bei der großen Menge brühlischer Bedienten, sowohl in als ohne Livree, wurden stets die einträglichsten Bedienungen im Lande mit seinen Kreaturen besetzt. Die Bedienungen, die etwas weniger einträglich waren, kamen an die Domestiken der Brüder des Ministers, und dann an die Bedienten anderer Verwandten des brühlischen Hauses.

Reichthümer ohne Zahl häufte Brühl zusammen, und an Pracht gab er wenig Fürsten nach. Alles, was in Kunstsachen auszeichnend und einzig war, das Kostbare und Außerordentliche, was in London und Paris, wegen der hohen Preise, selbst unter den reichsten Britten und Franzosen, nicht sogleich Käufer fand, wurde von ihm zur Zierde seiner Paläste erstanden. Das Auserlesenste davon war in seinem Palast in Dresden zusammengehäuft. Alle Zimmer prangten mit köstlichen Uhren von endloser Verschiedenheit und Aufstellungsart, mit Statuen, Medaillons und Gemählden, mit den kostbar-

sten Lakirungen, mit Gold eingelegten Thürschlössern, mit prächtigen Tapeten und porcellainenen Oefen in Form antiker Bildsäulen römischer Mausoleen oder griechischer Tempel. Das Außerordentlichste aber war die ungeheure Garderobe dieses Ministers; ganze Säle waren von der Decke bis zum Boden mit Schränken voll Kleidermassen angefüllt. Zu jedem Anzug gehörte eine besondere Uhr, Tobaksdose und Degen. Die Kleider waren in Miniatur gemahlt, und in ein Buch eingetragen, das ihm täglich zur Auswahl vorgelegt wurde. Von 40 Kammerdienern hatten vier die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden als eine Seltenheit zeigten. Seine Tafel war nie geringer als mit 30 Schüsseln besetzt, und dieß mit einer solchen Verschwendung, daß die Bedienten, wie sie wollten, Essen aus dem Hause schleppten. Ein kleines Traktement mußte wenigstens aus 50 Schüsseln bestehen, und ein großes wohl aus 80 und 100. Bedienten hatte er überhaupt über 200. Die Küche bestand aus 4 Mundköchen, 12 andern Köchen und einer Menge Küchenjungen, und doch ließ er öfters Pasteten mit der Post aus Paris kommen.

Den König hielt Brühl so belagert, daß keine Klage über die schreienden Bedrückungen des Ministers vor sein Ohr dringen konnte. Mit der äußersten Vorsicht wählte er die Bedienten, welche um die Person des Fürsten waren, und niemand gelangte zu diesem Posten, dessen Treue er nicht hinreichend geprüft hatte. Den König allein zu sprechen, war so unmöglich, daß sich dessen kein sächsischer Konse-

renz-Minister rühmen konnte. Wenn der König ausfuhr, oder im Schloß in die Kapelle gieng, mußten die Pagen und Kammerdiener vorher rekognosciren, ob jemand da stünde, der ihnen verdächtig schiene, welcher sich dann schleunig entfernen mußte, damit ihn nicht die Wache dazu nöthigte.

Brühls unglückliche Politik trug viel zu dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges bei, welcher Sachsen an den Abgrund des Verderbens brachte. Die Verwüstung und Bedrückung des Landes kam von dem geheimen Bündniß her, welches Sachsen mit Rußland und Oesterreich wider Preußen geschlossen hatte. Und doch waren kaum 17,000 Mann auf den Beinen, als Friedrich der Große im August 1756 in Sachsen einfiel. Diese wenige Mannschaft wurde in ein Lager eingesperrt, wo sie entweder Hungers sterben oder sich ergeben mußte. Das letzte geschah, und mit dem Verlust des Volkes gieng auch das ganze Land verloren. Der König und sein Minister retteten sich nach Warschau, wo sie bis zum Hubertsburger Frieden blieben. Beide kamen krank nach Dresden zurück, und Brühl starb wenige Wochen nach dem Könige, am 28sten Oktober 1763.

Der vierzehente August.

Gest. Peter, Graf von Hohenthal.

Chursächsischer Oberkonsistorial-Vicepräsident.

Es ist bewunderswürdig, welche vielfache Thätigkeit sich Graf Hohenthal während seines ganzen Lebens frei und aus eigener Wahl zur Pflicht machte, so daß sich hierin wohl wenige Männer seines Standes mit ihm vergleichen lassen. Er war ein Sohn des chursächsischen geheimen Kriegsraths, Peters, Freiherrn von Hohenthal, und am 2ten Sept. 1726 zu Trossin bei Torgau geboren. Seine Erziehung war etwas streng und sehr fromm; er bildete seine Anlagen mit anhaltendem Fleiß aus, studirte in Leipzig, machte einige Reisen, und erwarb sich so mannigfaltige und ausgebreitete Kenntnisse, daß er für einen der gelehrtesten jungen Männer seines Standes gelten mußte, wobei er doch das für das Leben Brauchbare sorgfältig von dem blos Spekulativen zu unterscheiden wußte. Dabei war er ungewöhnlich streng in Absicht auf sein moralisches Betragen, lebte eingezogen, entfernt von allen jugend-

lichen Ausschweifungen und selbst von den gewöhnlichen Ergötzungen.

So vorbereitet trat er in seinem 21sten Jahre seine politische Laufbahn als Kreishauptmann im Churkreise an, und da er seine einsichtsvolle Thätigkeit bald auf eine ruhmvolle Art bewährte, so erhob man ihn zu den wichtigsten Aemtern. Er wurde Vicepräsident des Oberkonsistoriums in Dresden, und zugleich Vicedirektor der Landesökonomie- Manufaktur- und Kommerz-Deputation. Unbegrenzt war der Eifer, mit dem er sich den Geschäften hingab, und alles aufs genaueste erforschte. Wer unter ihm stand war keinen Tag sicher, von ihm nicht an Ort und Stelle besucht zu werden. So reiste er z. B. bei Anlegung der neuen Zucht- und Arbeitshäuser in Torgau und Zwickau nicht selten ganze Nächte, um die Hausverwalter früh um 5 Uhr oder 6 Uhr zu überraschen, ob sie ihren Instruktionen allenthalben nachkämen. Bei allem, wo es thunlich war, und wo es auf ein gehöriges Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe ankam, ließ er bestimmte Uebersichten ausarbeiten oder arbeitete sie selbst aus. Der Geist der Thätigkeit und Ordnung, der ihn beseelte, theilte sich allen denen mit, die unter ihm arbeiteten. Er hatte ein scharfes Auge dazu, die wirklich brauchbaren Personen zu unterscheiden. Wahrheit in Geschäften, Pünktlichkeit und Treue im Beruf war das, was er bei jedem suchte, und wo er es fand, gehörig zu schätzen wußte.

Da Graf Hohenthal Besitzer sehr ansehnlicher Landgüter war, so beschäftigte er sich viel mit

der Landwirthschaft, und erwarb sich im ökonomischen Fache die größten Verdienste. Er leistete praktisch mehr als Schubart von Kleefeld. Schon um die Mitte des 18ten Jahrhunderts hatte er auf seinen Gütern den Klee= und Luzernenbau eingeführt, und er war der erste Privatmann, wenigstens in Chursachsen, der seine Zeitgenossen durch Prämien auf ökonomische Gegenstände aufmerksam machte. So setzte er Preiße auf die beste Schrift über die Einrichtung einer Haushaltung in der Stadt und auf dem Lande; über die Ziegelbrennerei; über die Wasserbaukunst; ökonomische Mechanik; Grasbau und ökonomische Chemie. Er war Stifter und Mitgründer der Leipziger ökonomischen Gesellschaft, Mitglied der deutschen, und der naturforschenden Gesellschaft in Jena, und der baierischen ökonomischen Gesellschaft. Auf seinen Gütern war er unermüdet thätig, gieng in das kleinste Detail, und hatte über den Zustand eines jeden genaue Entwürfe in den Händen. Bei allen seinen Ausführungen sah er weniger auf äußere Schönheit und Putz, als auf das, was nützt, und was der Anstand unumgänglich erfordert. Seine Beobachtungen und Erfahrungen über Gegenstände der Landwirthschaft theilte er der Welt in vielen nützlichen und mit Beifall aufgenommenen Schriften mit, besonders in seinen ökonomischen Nachrichten 15 Bände, 1750—1763, Neuen ökonomischen Nachrichten 5 Bände, 1764—1773, und in seinen Physikalisch-ökonomischen Abhandlungen, 5 Bände, 1757.

Strenge

Strenge Religiosität begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Er neigte sich in seinen religiösen Meinungen zu den Grundsätzen der Herrnhutischen Brüdergemeinde; besuchte sie öfters, bereiste fast alle Brüdergemeinden in Deutschland, und nahm an den frohen und traurigen Vorfällen der gesammten Unität durch Mitfreude oder Betrübniß großen Antheil. Von Intoleranz gegen Andersdenkende ist er nicht ganz frei zu sprechen, wenigstens ist so viel gewiß, daß er Männer, die, nach seiner Ueberzeugung, Feinde der Wahrheit des Christenthums waren, sie mochten es nun auf eine grobe oder subtile Weise seyn, weder selbst beförderte, noch zu Beförderungen empfahl. Aber sein Eifer, die Kenntniß und Ausübung des Christenthums zu befördern, erweckte ihn zu Thaten und Unternehmungen, die ihm zum ewigen Ruhm gereichen.

So hoch Graf Hohenthal die Religion schätzte, so drang doch sein umfassender, patriotischer Sinn auf mehr als auf einseitigen Wortunterricht im Christenthum; er gieng darauf aus, religiöse und bürgerliche brauchbare Menschen zugleich zu bilden, und stiftete in dieser Absicht 1756 in Wittenberg eine Armen- und Realschule, verbunden mit einer Waisenhausanstalt. Im siebenjährigen Kriege gieng diese schöne Anstalt zu Grunde, ihr Stifter verlohr in dieser Periode an 60,000 Thaler, aber er fuhr doch mit Muth und Freigebigkeit auf diesem wohlthätigen Wege fort. Er unterhielt später hin auf seine Kosten Armenschulen in Dresden, Meißen und Leipzig; besoldete eine Zeitlang auf den Gütern Fal-

kenberg, Döbernitz und Teichnitz eigene Schullehrer, und verschaffte jungen Männern von Anlagen Gelegenheit, sich bei ihnen zu geschickten Lehrern zu bilden. In seinem Alter noch stiftete er ein Erziehungsinstitut zu Uhyst in der Oberlausitz, worin junge Edelleute gebildet und erzogen werden. In Leipzig unterhielt er seit 1769 ganz auf seine Kosten einen Freitisch, an welchem täglich 12 bis 20 Studierende, ja zuweilen ihrer 30, mit warmer Speise und Brod gesättiget wurden.

Ein kostspieliger und für einen Privatmann ungewöhnlicher Weg, das Christenthum und religiöse Denkungsart unter den Menschen zu befördern, war der, daß er viele Erbauungsbücher, die mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmten (von Luther, Hollaz, Arndt, Burck, Steinmetz, Roos u. a.) auf seine Kosten drucken und unentgeldlich austheilen ließ; selbst die ganze Bibel nach Luthers Uebersetzung wurde dreimal auf seine Kosten gedruckt und vertheilt. Durch das von ihm gestiftete Leipziger Intelligenzblatt verbreitete er ebenfalls religiöse Aufsätze, die seiner Ueberzeugung gemäß waren, in ein großes Publikum. Auch durch mündliche Ermahnungen und Unterweisungen suchte er diejenigen, die in näherer Verbindung mit ihm standen, in dem Christenthume zu üben und zu befestigen. In dieser Absicht pflegte er wöchentlich selbst in seinem Hause vor allen Hausgenossen einen erbaulichen Vortrag zu halten, wozu Jedermann offenen Zutritt hatte.

Eine ausgezeichnete Achtung im Vaterlande und auswärts, war die verdiente Belohnung für Eigenschaften, welche in aller Hinsicht ungemein genannt werden können. Friedrich der Große machte diesem geübten Geschäftsmanne einigemal Anträge, in das preußische Ministerium zu treten, die er aber aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ausschlug. Die russische Kaiserin Catharina übertrug ihm die Aufsicht über einige vornehme junge Leute ihres Reichs, die zu Leipzig studirten, und sendete ihm zur Bezeugung ihrer Zufriedenheit, und nachdem er eine ihm angetragene Ehrenstelle in Rußland abgelehnt hatte, den Alexander-Newsky-Orden. Der Churfürst von Sachsen selbst erhob ihn und seine Nachkommen, bei Verwaltung des Reichsvikariats im Jahr 1790, in den Reichsgrafenstand.

So zahlreich Hohenthals Bekanntschaften mit Menschen aus allen Ständen waren, so hatte natürlich ein Mann von seinem festen Charakter nur wenige engere Freunde; es sind darunter in Sachsen und im Auslande die angesehensten und vorzüglichsten Männer gewesen. Mit Gelehrten, Geschäftsmännern und andern führte er einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel, und war darin sehr expedit. Er schrieb meist sehr kurz, in einzelnen Sätzen, und besaß die Gabe, mit wenig Worten sehr viel zu sagen. Durch seine strenge Erziehung, durch sein stetes scharfes Nachdenken, und durch die Körperschwäche, welche seit seinen Jugendjahren mehrere heftige Krankheiten zurück gelassen hatten,

war ein solcher Ernst über sein Wesen verbreitet, daß er bei der ersten Bekanntschaft eher etwas Zurückschreckendes als Einladendes hatte, bis sich jenes bei näherer Kenntniß seiner Vorzüge verlohr. Seit dem Jahre 1778 hatte er wegen zunehmender Schwächlichkeit seine Aemter in chursächsischen Diensten niedergelegt, blieb aber auch in den folgenden Jahren noch immer sehr thätig. Am 12ten August 1794 kam er mit seiner Gemahlin zum Besuch nach Herrnhut, wohnte am folgenden Tage den Andachtsübungen der Gemeinde bei und war sehr heiter. Am 14ten früh war schon alles zu seiner Abreise bestimmt; aber kaum war er aufgestanden, als ein Schlagfluß sein Leben endigte, in einem Alter von 68 Jahren.

Der funfzehnte August.

Geb. Ulysses von Salis-Marschlins.

Französischer Minister in Bündten.

Der Vater dieses merkwürdigen Mannes, welcher im Jahre 1728 geboren wurde, war der Präsident Johann Rudolph Hubert von Salis-Marschlins. Ein lebhafter schnell fassender Geist zeichnete den Knaben schon frühe aus. Einen beträchtlichen Theil seiner Jugend verlebte er mit seinen Eltern in Cleven und auf Soi. So wenig Gelegenheit sich auch an diesen Orten dem Knaben darbot, seine Lernbegierde zu befriedigen, so fleißig benutzte er die noch so schlecht bestellten Schulen, und alle Bücher, derer er habhaft werden konnte. Als kleiner Knabe schon ward er immer von den Adelichen und Bauerknaben seines Alters bei ihren Kriegsspielen zum Anführer erwählt, und hielt so gute Mannszucht, daß sie ihm ohne Widerrede gehorchten, dabei liebten sie ihn außerordentlich. In seinem Knabenalter schon entrann er mancher Lebensgefahr.

In seinem 16ten Jahre besuchte er die Universität zu Basel; wo er zwar nur ein Jahr bleiben konnte, aber die Zeit auf das gewissenhafteste anwendete. Bald nach seiner Zurückkunft ins väterliche Haus gieng er auf Reisen, von denen er mit mannigfaltigen Kenntnissen bereichert heimkehrte. In seinem 18ten Jahre wurde er Syndikator, eben als sein Vater Präsident

der Syndikatur war. Auf seiner ersten Geschäftsreise wäre er beinahe in dem See zwischen Dubni und Traona in Veltlin, in welchen ihn sein stolperndes Pferd warf, ertrunken, wenn ihn nicht seine Geistesgegenwart noch gerettet hätte.

Seine politische Laufbahn fieng Salis im Jahr 1749 an, und zwanzig Jahre hindurch verwaltete er verschiedene, und besonders die von seinem Hochgericht der vier Dörfer ihm aufgetragenen Aemter rühmlich und so gewissenhaft, daß, als er von 1757 bis 1756 Podesta (Vogt) zu Tiran in Veltlin war, auf welchem Amte sich sonst die meisten bereicherten; er nicht mehr als einen Gulden erübrigt hatte. Er hatte die Liebe und die Hochachtung seiner Unterthanen, und nichts reitzte ihn so sehr zum Zorne, als Bestechungen, woran die Veltliner, ehemalige Unterthanen der Bündtner, von vielen ihrer Regenten nur allzusehr gewöhnt waren. Er zog sich aber durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit viele Feinde zu.

Die Kränkungen bewogen ihn 1768, die ihm vom Könige von Frankreich angetragene Stelle seines Ministers in Bündten anzunehmen. In dieser Qualität wirkte er viel Gutes. Im Jahr 1770 ließ er sich von seinem Freunde, dem verstorbenen Professor Planta, überreden, sein Seminarium in Haldenstein mit ihm gemeinschaftlich zu übernehmen, weil bei der steigenden Theurung der Lebensmittel die Kosten für einen Privatmann zu drückend wurden. Weil nun auch der Platz zu enge wurde, so verlegte man das Institut nach Marschlins. Salis verwandte

große Summen auf das Institut; aber da alles im besten Gange war, starb Planta. Er reiste 1774 durch einen großen Theil Deutschlands, um seinen Verlust zu ersetzen, und nahm auf Basedows Empfehlung den bekannten Bahrdt mit sich zurück. Daß er sich mit diesem nicht recht vertragen konnte, ist schon aus Bahrdts Lebensgeschichte bekannt. Schon die Verschiedenheit der religiösen Meinungen mußte zwischen beiden die Eintracht stören. Das Institut fieng an in Mißkredit zu kommen, und als 1777 noch einer der besten Lehrer durch einen noch jetzt unbekannten Mörder sein Leben verlohr, so ließ Salis das Institut eingehen.

Zu seiner Erholung hatte Salis eine auserlesene Gemäldesammlung, eine sehr reichhaltige Bibliothek, nebst merkwürdigen handschriftlichen Urkunden, und ein seltenes Münz- und Naturalienkabinet angeschaft. Im Jahr 1751 hatte er sich verheurathet; seine Gattin, eine geborne von Rosenroll, gebahr ihm 12 Kinder; 7 starben minderjährig, zwei Söhne und drei Töchter überlebten die Eltern.

Die französische Revolution hatte kaum begonnen, als man sie gegen diesen rechtschaffenen Mann benutzte. Schon im Jahr 1790 erschien eine Addresse gegen ihn, auf welcher sich viele Unterschriften befanden, die ihn schmerzlich befremdeten. Im nemlichen Jahre wurden ihm Briefe, die vom Hofe an ihn abgegangen waren, auf dem Postamte in Chur geraubt. Nun gieng es Schlag auf Schlag. Im Jahre 1792 resignirte er seine Stelle, weil er, der dem Könige den Eid der Treue geschworen hatte, den Nationaleid nicht

schwören wollte. Dieß war es eben, worauf seine Gegner gehofft hatten.

Im Jahre 1793 wurde er der Gefangennehmung Semonvilles beim Clevner See beschuldigt; er, der nicht einmal wußte, daß Semonville in Bündten reiste, bis er in Chur war. Bald nachher gieng man mit Mordgedanken gegen ihn um; man wiegelte das Volk gegen ihn auf, und machte es glauben, daß er die Kornsperre bewirkt habe. Man kam in großen Haufen mit drohenden Mienen, ihn darüber zur Rede zu setzen. Allein er sagte den Leuten ruhig, daß er zwar wisse, wer die Kornsperre veranlaßt habe; daß er es aber nicht sey, nnd auch niemand entdecken werde, weil durch ihn niemand unglücklich werden sollte.

Als 1794 ein Kongreß der schweizerischen Deputirten gehalten wurde, lud man ihn auf diesen vor, um sich zu verantworten. Zwei Tage vertheidigte er sich so, daß selbst seine Feinde gestehen mußten, klarer könnte man die Unschuld nicht darthun. Indeß war sein Untergang einmal beschlossen; man schloß am Ende des März die Thore von Chur sehr früh, und ließ es sich hin und wieder verlauten, daß man auf ihn Absichten hätte. Auf vieles Zureden seiner Freunde rettete er sich durch die Flucht, und entkam glücklich. Seine hinterlassene Familie wurde vielfach gekränkt, und seine Papiere weggenommen. Als die Deputirten einmal in seiner Gegenwart seine Sachen durchmusterten, sagte er zu ihnen: „Ich bin am Rande des Grabes, und werde bald vor den Weltrichter kommen, da will ich Klage führen.“

Einmal wurde er lange in Bewachung gehalten, und unterdessen sein Sohn fortgeschleppt, nachdem man ihm

kaum eine Viertelstunde vergönnt hatte, um von seinem Vater Abschied zu nehmen. Der Vater entließ ihn mit den Worten: „Sey nicht bekümmert, mein Sohn, und lies fleißig in den göttlichen Schriften, insonderheit die Psalmen, und vorzüglich den 37sten.“ Als die Kaiserlichen kamen, hoffte man wieder bessere Zeiten; Salis wurde nun wieder frei. Allein seinem Gute Erbühl bei Zürich drohte durch die gegenüberstehenden Kanonen ein Unglück, und er floh also von da mit seinen Töchtern in den Wald. Nach wenigen Tagen ließ er sich von seinen Töchtern, die bei einer Freundin Zuflucht fanden, da sie von den Franken so sehr ausgeplündert wurden, daß sie ihre Haushaltung unmöglich fortführen konnten, erbitten, sich zu flüchten, weil man neue Verfolgungen für ihn befürchtete. Einige Zeit hielt er sich in St. Gallen auf. Endlich fand sich eine Gelegenheit, über den Rhein zu kommen, und er kam glücklich heim, mußte aber bald wieder fliehen. Jetzt verweilte er eine zeitlang in Tyrol, wandte alles an, um die Loslassung seines noch immer verhafteten Sohnes, und die Auswechslung der Gefangenen zu bewirken. Auf den schriftlichen Rath des französischen Ministers Reinhard entschloß er sich endlich, deswegen nach Wien zu reisen. Krank an einem Nervenfieber kam er in Wien an, und starb daselbst nach wenigen Tagen, im Oktober 1800.

Der sechszehente August.

Geb. Honore' Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau.

Mitglied der National-Versammlung in Paris

Mirabeau stammte aus einer adelichen Famile in der Provence, und war 1749 zu Egreville geboren. Schon in seiner frühen Jugend begieng er viele unbesonnene Streiche, und machte seinem strengen Vater nicht wenig Verdruß. Man glaubte ihn vielleicht durch militairische Zucht bessern zu können, und er mußte daher unter die Legion de Lorraine wandern, die 1769 auf Korsika kriegte. Hier ward er aber bald so verhaßt, daß er auf seine Rückkehr denken mußte. Dieß geschah: er gieng nach der Provence zurück, und heurathete ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer, Mademoiselle de Marignane, die eben im Begriffe war eine andere Heurath einzugehen, deren reiche Eltern er aber so für sich einzunehmen wußte, daß sie nichts sehnlicher wünschten, als ihn zum Schwiegersohne zu haben. Unsern jungen Wildfang wars ums Geld zu thun;

als er das hatte, so nahm er die Larve ab, zehrte frisch darauf los, und in Kurzem war sein und seiner Gemahlin Vermögen nicht nur durchgebracht, sondern noch 300,000 Livres Schulden obendrein gemacht, und sein beklagenswerthes Weib mußte arm in ihrer Eltern Haus zurück wandern.

Der alte Marquis von Mirabeau sah sich nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, seinen Sohn für einen Verschwender zu erklären und ihm in dem Staatsgefängnisse Chateau-Dief, auf einer Insel unweit Marseille, eine Wohnung anweisen zu lassen; da er aber hier die Frau des Gefängnißwärters verführte, so mußte er nach dem Schlosse zu Joux in der Franche Comte wandern. Hier hatte er mehr Freiheit und nützte diese, um mit der Marquise de Monnier, Gemahlin des ersten Präsidenten der Rechnungskammer zu Pontarlier, und einer beträchtlichen Summe an Gelde und Geldeswerthe, welche dem Präsidenten gehörte, nach der Schweiz, und von da nach Holland zu entfliehen, wo er anfangs in Herrlichkeit und Freuden, nachmals in Dürftigkeit lebte.

Der betrogene Präsident erhob einen Prozeß gegen die Flüchtlinge, Kraft dessen, der abwesende Mirabeau zum Galgen verurtheilt und dieses Urtheil auch an seinem Bilde vollzogen, die Frau aber zu lebenslänglicher Einsperrung verdammt wurde. Ein verkleideter Spion der Pariser Polizey brachte das entflohene Paar im Jahr 1777 nach Paris. Hier wurde der Graf in das Schloß zu Vincennes gesetzt, und Madame de Monnier mußte in ein Kloster

gehen. Ersterer unterhielt während seines dreijährigen Aufenthalts in seinem neuen Gefängnisse mit Erlaubniß des berüchtigten le Noir einen ungestörten Briefwechsel mit seiner Donna, die in der Folge, da er sich nicht mehr um sie bekümmerte, in Verzweiflung gerieth und sich selbst entleibte.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse, im Jahr 1780, wünschte er wieder mit seiner Frau zu leben, diese aber fieng einen Ehescheidungsprozeß mit ihm an, den er verlohr; nun aber, von seiner ganzen Famile verstoßen, von allen Rechtschaffenen verachtet, von seinen Gläubigern überall verfolgt, nahm er seine Zuflucht zu der berühmten Sängerin Huberti, und lebte auf ihre Kosten.

Als er auch hier seine Rolle ausgespielt hatte, führte er eine zeitlang ein wüstes Leben in England, und weil die französische Regierung eben damals eines Spions am preussischen Hofe bedurfte, so ward er dazu auserkohren. Von seiner Anmaßung und unglaublichen Eitelkeit gab er während seines Aufenthalts zu Berlin die deutlichsten und auffallendsten Beweise. Während seines Aufenthalts in Deutschland sammelte er Nachrichten und Beiträge zu einem Werk: Ueber die preußische Monarchie, welches nachher gedruckt wurde. Es machte eine Zeitlang viele Sensation, allein Sachkenner haben bewiesen, daß das Werk voller Unrichtigkeiten und Irrthümer ist.

Mirabeau mußte mit seinem Gehülfen, dem Marquis de Luchet, Berlin verlassen. Er reiste nach Paris zurück, und nunmehr floß eine Broschüre

nach der andern aus seiner fruchtbaren Feder. Er schrieb gegen den neuen Vorschlag, die Stadt Paris mit Trinkwasser zu versorgen; gegen den Wucher mit dem Papiergelde; gegen die Taktik des Grafen Guibert; gegen Herrn Cerutti u. s. w. Endlich erschien auch seine geheime Berliner Korrespondenz, ein Gewebe der frechsten und schändlichsten Verleumdungen über Personen, welche zu erhaben waren, als daß so ungegründete und niedrige Schmähungen bis an sie hinauf hätten reichen können.

Indessen rief der König die Stände des Reichs zusammen, und da eröffnete sich Mirabeau's rastloser Thätigkeit und seinem ränkevollen Herzen ein weites Feld. Er gieng nach der Provence, und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein, ob er gleich dazu kein Recht hatte. Da er hier sein Glück nicht machen konnte, so erschien er plötzlich unter einer neuen Gestalt, als Vertheidiger der Rechte des Bürgerstandes. Das Volk in der Provence glaubte an ihm seinen Retter zu sehen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeugungen. Seit der Zeit war er einer der ersten Theilhaber an den wichtigsten Auftritten der Revolution. In der National-Versammlung hatten wenige Männer einen so entschiedenen Einfluß, wenige arbeiteten den Planen des Hofes kräftiger entgegen, wenige wußten die Absichten der Gemäßigten leichter zu vereiteln, wenige fanden daher auch bei dem Volke größern Beifall, wenige lebten mit dem Herzoge von Orleans vertrauter, wenige behaupteten ein größeres Ansehen, als Mirabeau.

Gegen das Ende seines Lebens sank aber doch sein Kredit bei den Jakobinern, da man ziemlich deutliche Spuren entdeckt haben wollte, daß er, durch Erfahrung weise gemacht, sich nach und nach wieder zu den Gemäßigten hinneigte und sein System auf die Behauptung einer eingeschränkten Monarchie gerichtet wäre; ein System, welches den Jakobinern, deren Absichten längst auf die Vernichtung des Thrones giengen, ärgerlich und verhaßt war. Vielleicht war sein Tod, der am 2ten April 1790 erfolgte, um dieses Umstandes willen, ein großer Verlust für Frankreich.

Ganz Paris, ja ganz Frankreich trauerte über Mirabeau, und alle Partheien trafen in dem Geständnisse zusammen, daß mit ihm ein außerordentlicher und talentvoller Mann gestorben sey; er wurde als ein unsterblicher, als ein übermenschlich großer Mann verehrt, angebetet, im eigentlichen Sinn des Worts vergöttert, und seine Leiche unter dem größten Pompe und unter Begleitung der ganzen National-Versammlung und einer unermeßlichen und unzählbaren Menge Volks nach dem Pantheon gebracht.

Ausgebreitete Kenntnisse, ein richtiger Verstand und ein dreister Charakter bestimmten Mirabeau eine wichtige öffentliche Rolle zu spielen. Freiheit war seine Leidenschaft, und was der Freiheit entgegen war, das konnte er nicht vertheidigen. Er wollte nicht blos Geld; er wollte auch Ruhm; und er fühlte das Bedürfniß, seinen schlechten Ruf gegen einen bessern zu vertauschen. Ein Haupt-

zug in seinem Charakter war Furchtsamkeit und Feigherzigkeit; niemals hat er eine Herausforderung zum Zweikampfe angenommen, sondern sich lieber prügeln lassen. Daß er sich bezahlen ließ, um für oder gegen einen Beschluß in der National-Versammlung zu sprechen, ist außer Zweifel, da er in der letzten Zeit beständig einen fürstlichen Aufwand machte, und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Die meisten Schriften, die er unter seinem Namen herausgegeben hat, sind nicht von ihm selbst geschrieben worden; er besaß in einem vorzüglichen Grade die Kunst, andere für sich arbeiten zu lassen, und ihrer Arbeit seinen Namen zu leihen.

Der siebenzehnte August.

Gest. Friedrich der Grosse.

König von Preußen.

Hat je ein Regent den Beinamen des Großen mit Recht geführt, so wars Friedrich II, der Sohn König Friedrich Wilhelms I von Preußen, geboren in Berlin am 24sten Jan. 1712. Seine Erziehung war streng-pedantisch, und gar nicht geeignet, die großen Talente zu entwickeln, die in ihm lagen. Alles, was seinen Vater umgab, mußte ein militairisches Ansehen haben. Reiten, Fechten und Exerciren waren die vornehmsten Uebungen des Prinzen, und nur hin und wieder wurde eine Stunde den Wissenschaften und der Musik gewidmet. Der strengen Aufsicht und der geistlichen Beschäftigungen überdrüßig, wollte der Prinz entfliehen, aber sein Plan ward entdeckt, und er mußte 18 Monate zu Cüstrin in einem engen Verhaft zubringen. In der Folge erwarb er sich wieder das Zutrauen seines Vaters, der ihn 1733 mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braun-

schweig-

schweig-Wolfenbüttel vermählte. Bei dieser Gelegenheit bekam der Prinz die Grafschaft Rupin zum Leibgedinge, und das Städtchen gleiches Namens wählte er zu seiner Residenz. Hier lebt er ganz den Musen, noch mehr aber zu Rheinsberg, wohin er bald darauf mit den Seinigen zog. In diesem Städtchen bildete er sich zu dem Könige und Helden, der er in der Folge ward.

Der Tod seines Vaters rief ihn am 31sten Mai 1740 auf den Thron, und von der Zeit an wurde er durch die glänzendsten kriegerischen und politischen Thaten das Wunder seiner Zeit. In seiner jugendlichen Seele loderte deutscher Heldenmuth und weiser Thateneifer, indeß sein durch Wissenschaften und Künste gemildertes Herz ihn aufrief, der geliebte Vater seiner Unterthanen und Länder zu werden. Seinem scharfen Auge entgieng es nicht, daß ein stehendes, ganz gerüstetes, zu großen Evolutionen abgerichtetes, jeden Augenblick zum Schlagen fertiges Heer, große Dinge würde ausrichten können. Darum arbeitete er gleich anfangs an der Vervollkommnung des Militairs, und suchte der ganzen Nation kriegerischen Sinn einzuhauchen. Der Erfolg entsprach bald seiner Erwartung. Er hat während seiner Regierung mit dem Hause Oesterreich 4 Kriege geführt, 3 Schlesische, und den Baierischen Successionskrieg. In dem ersten Schlesischen Kriege von 1740 bis zum Breslauer Frieden 1742 brachte er ganz Schlesien an sein Haus; in dem zweiten, bis zum Berliner Frieden 1745, wurde ihm der Besitz von Schlesien aufs neue be-

stätigt; in dem dritten, oder siebenjährigen Kriege von 1756 bis 1763 ergriff er die Waffen, um einem verabredeten Ueberfall seiner Lande zuvor zu kommen, und behauptete solche gegen die Uebermacht der österreichischen, russischen, französischen, schwedischen Kriegsheere und des deutschen Reichsheers, in dem Hubertsburger Frieden von 1763. Zu dem baierischen Successionskrieg endlich im Jahre 1778 wurde der König durch seinen Widerspruch gegen die österreichische Besitznehmung von Baiern veranlaßt. Dieser kurze Krieg wurde durch den Teschner Frieden 1779 geendigt, von welchem der König weiter nichts als den Ruhm der Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit einerndete. Alle seine kriegerischen Unternehmungen aber begründeten nicht allein die Sicherheit und das Heil seiner Staaten, sondern erwarben ihm auch eine der ersten Stellen unter den größten Helden alter und neuer Zeit. Er besaß weit mehr als blos militairische Talente. Er faßte den Geist der Kriegskunst in seinem ganzen Umfange. Sein erstes Verdienst bestund darinn, daß er sich eine Armee bildete, die fähig war, das zu thun und zu leiden, was die Seinige that und litt. Hernach muß man seine Kriegs- und Campagneplane studiren; die Herbeischaffung aller Mittel sie ins Werk zu setzen; die Leichtigkeit, womit er sie den Umständen anpaßte, sie nach derselben veränderte, und alles nach seinem Zwecke hinlenkte; seine rastlose Thätigkeit, die erhaltenen Vortheile so weit möglich zu treiben, oder denen, die der Feind erhalten hatte, Einhalt zu thun, reiflich erwägen,

und bedenken, daß er nicht etwa hie und da, sondern immer diese Fähigkeiten äußerte, dann kann man sich erst einen Begriff von seinem wahrhaft unermeßlich militairischen Genie machen.

Friedrich, gleich groß im Frieden und Krieg, eben so unermüdet wachsam für die Sicherheit und den Glanz seiner Krone, als für das Glück seiner Unterthanen, für die Kultur und den innern Reichthum seiner Staaten, theilte im Frieden seine Zeit zwischen den Uebungen seiner stets gerüsteten Heere, den Regenten- und Landesvater-Arbeiten und den Musen. Es schien Grundsatz bei ihm zu seyn, das, was das Land giebt, ihm wieder geben zu müssen, damit es immer mehr gebe. Daher schenkte er in den letzten 23 Jahren seiner Regierung, seinen Unterthanen über 40 Millionen Thaler baar zu Landesverbesserungen aller Art, ohne die häufigen Nachlässe an den Abgaben zu rechnen, die er den Landleuten bei unergiebigen Erndten gab. Daher hat er den Gutsbesitzern in Pommern, Schlesien und der Mark mehrere Millionen zum Anbau ihrer Ländereien gegen ein oder zwei Procent vorgeschossen, und die Zinsen davon zu Besoldungen der Landschulmeister, und zu Pensionen für arme Offiziers Witwen und Töchter angewiesen.

Die Vermehrung der Staatseinkünfte suchte Friedrich mehr durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen im Lande, als durch neue Auflagen zu bewirken. Darum hat er abgebrannte Städte und Dörfer auf seine Kosten wieder aufgebaut, außer vielen Tausenden einzeln angesetzten Kolonisten, 6000

ganz neue Dörfer angelegt, und sie mit 42,609 Familien bevölkert. Er hatte der Netze und Warte von Driesen bis Cüstrin 120,000 Morgen neues Land durch Dämme und Deiche abgewonnen. Er hat viele Moräste und Sümpfe längs der Oder, Ihna, Dosse, Havel und Elbe, auch die Seen Madue und Leba in Pommern, den Finer Bruch im Magdeburgischen, den Drömling in der alten Mark, manche Sümpfe um Potsdam und Brandenburg, desgleichen in vielen Gegenden von Oberschlesien und Westpreußen in tragbares Feld umgeschaffen, und in den so verschrieenen Sandfeldern von Brandenburg und Pommern sieht man durch seine Fürsorge jetzt mit Vergnügen blühende Kolonieen, gute Gebäude, vortreffliche Wiesen, reiche Weide und zahllose Heerden, wo man ehemals nur Wasser und Moräste sah.

Zur Vervollkommnung des Ackerbaues hat er die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, die Frohnen so viel möglich eingeschränkt, und die schädlichen Gemeingüter vertheilen lassen. Was er für Gewerbe aller Art gethan hat, ist eben so wichtig. Unter ihm kam der wichtige schlesische Leinwandhandel, und nach und nach alle Arten von Manufakturen in Baumwolle, Seide, Leder, Stahl, auch die Zuckersiederei und Porcellainfabrik und andere Gewerbe in die blühendsten Umstände. Die Bevölkerung ist seit seiner Thronbesteigung beinahe um ein Drittel gestiegen. Seine Staaten haben einen Zuwachs von Schlesien, Glatz, Westpreußen und Ostfrießland erhalten. Strenge Gerechtigkeit

bezeichnete seine Regierung, und eine gänzliche Reform derselben wurde durch das neue, mit philosophischem Geist ausgearbeitete Gesetzbuch eingeleitet. Das Schulwesen begünstigte er, und suchte vorzüglich das vernachläßigte Studium der Alten auf den gelehrten Schulanstalten zu beleben. Die Verbreitung der schönen Künste und der Gelehrsamkeit lag ihm am Herzen. Nur gegen die deutsche Sprache und Literatur war er stiefmütterlich gesinnt, verwöhnt durch die Anmuth der französischen Sprache und der französischen geschmackvollen Geisteswerke. Als ein heller philosophischer Kopf verbreitete er mündlich und schriftlich erleuchtete, freie Vorstellungen über Staatsangelegenheiten und über mancherlei Gegenstände des menschlichen Wissens und Meinens, liebte und begünstigte Aufklärung und Publicität, und ehrte vernünftige, gesetzliche Freiheit. Er selbst war Skeptiker in philosophischen und religiösen Angelegenheiten, und kein Freund der christlichen Religion, die er in den Jahren der Jugend nur in einer pietistisch = überspannten Gestalt hatte kennen lernen. Aber er ließ jedermann seinen Glauben, und verabscheute Gewissenszwang.

Als Schriftsteller wird Friedrich noch von der spätesten Nachwelt bewundert werden. Aus seinen Schriften ersieht man, daß alle seine Seelenkräfte groß waren, die Vernunft nicht geringer, als der Witz, und die Gründlichkeit des Verstandes nicht geringer, als die Schnelligkeit desselben. Man wird immer in ein gerechtes Erstaunen gerathen, wenn man überlegt, daß ein König, der so viel

that, auch so viel und so gut schreiben konnte. Seine Gedichte, für ihn nur Spiele oder Erholungen, würden manchem Dichter als Werke Ruhm gebracht haben, und seine Geschichtbücher sind ein Schatz für die Archive aller Jahrhunderte und Nationen. Ganz im Geist der edlen griechischen Einfalt und Größe, überall voll des wärmsten Gefühls für Vaterland und Volk, wenig schmeichelhaft für ihn selbst, den Verfasser und Feldherrn, aber desto rühmlicher für die Gefährten und Theilnehmer seiner Siege, in einer edlen, würdigen Sprache, trotzen sie dem Tadel der Verleumdung, und dürfen jetzt schon hoffen, unsterblich zu seyn, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophons. In den 46 Regierungsjahren Friedrichs findet sich nur ein von Regentenarbeiten unbezeichneter Tag, und das ist der letzte seines Lebens. Am Morgen des 17ten August 1786 gerieth die Maschine dieses erhabenen Geistes in Stillstand, und der 75jährige Greis verließ unerschrocken und bei völliger Besonnenheit eine Welt, deren Wunder, einen Thron, dessen Glanz und Stütze, ein Volk, dessen geliebter Vater er gewesen war.

Der achtzehente August.

Geb. Cajetan Filangieri.

Ritter und königlicher Finanzrath zu Neapel.

An Kopf und Herzen einer der verehrungswürdigsten Männer seiner Zeit! — Gelehrt, selbstdenkend im Labyrinthe des menschlichen Wissens sich seinen eigenen Weg bahnend; bescheiden, wie Sokrates, und aus tiefer Ueberzeugung gleichdenkend mit ihm über das Mangelvolle und Unzulängliche in aller unserer Kenntniß; einfach in seinen Sitten und streng gegen sich, wie ein Schüler der Stoa; liebevoll und demüthig gegen andere, wie ein Jünger unsers Herrn, — so war Er! Ein nicht langes Leben reichte ihm hin, seinen Namen durch alle vier Welttheile zu verbreiten, dem Aberglauben Altäre zu zerstören, das Licht der Wahrheit und der Weisheit zu verbreiten.

Filangieri war im Jahr 1752 zu Neapel geboren. Er stammte aus einem alten, schon beim Ursprung der Monarchie berühmten Geschlechte.

Seine Eltern waren Cäsar, Fürst von Arianello und Marianna Montalto aus dem herzoglichen Hause Fragnito. Indessen wurde auf die Ausbildung seiner trefflichen Talente kein sonderlicher Fleiß gewendet, besonders da man ihn, als jüngerer Sohn, schon sehr frühe zum Kriegsdienste bestimmte. Er dankte daher seine wissenschaftliche Bildung hauptsächlich nur seinem Genie und seiner Liebe zu den Wissenschaften. Da er sechs Jahre alt war, wurde er bereits als Fähnrich beim Regiment von Samnium angestellt, doch that er vor seinem 14ten Jahre keine wirklichen Dienste. Bald aber war er dieser Lebensart, wo er so wenig Nahrung zur Befriedigung seiner heißen Wißbegierde fand, überdrüssig, und seine Liebe zu den Wissenschaften wuchs in dem Grade, daß er in seinem 17ten Jahre den Kriegsdienst zu verlassen beschloß, um allein den Studien, besonders dem Studium der Philosophie seine Zeit widmen zu können. Er studierte die Schriftsteller Griechenlands und Roms, nebst Geschichte, Mathematik und Philosophie, und da er über alles selbst nachdachte, und dabei unermüdet wißbegierig und fleißig war, so machte er große Fortschritte in der schweren Kunst des tiefen Nachdenkens. Moral, Politik, Gesetzgebung waren in der Folge die vornehmsten Gegenstände seiner anhaltenden Forschungen, und da er 19 Jahre alt war, entwarf er bereits den Plan zu einem Buche über die öffentliche und Privaterziehung, welche er mit Recht als den Grundstein der Sitten und Gesetzgebung betrachtete. Aber sowohl diese als eine

andere Schrift von der Moral der Fürsten, aus Grundsätzen der Natur und bürgerlichen Gesellschaft, ward nicht vollendet.

Als Filangieri, dem Willen seiner Verwandten zufolge, die Bahn der Gerichtshöfe betrat, und sich den Geschäften der Advokaten widmete, so machte er sich gleich anfangs im Jahre 1774, durch eine kleine Schrift ungemein vortheilhaft bekannt, worinn er ein neues Gesetz gegen die Willkühr der Richter mit großem Scharfsinn und edlem Enthusiasmus vertheidigte. Die Untersuchungen, welche sich auf diesen wichtigen Gegenstand bezogen, waren ihm so theuer, daß er sie nachher nie unterbrach, selbst dann nicht, als er 1777 in Hofdienste trat. Er wurde nemlich in diesem Jahre Kammerherr und Marschall mit wöchentiicher Aufwartung beim Könige, und fast um eben diese Zeit Offizier beim königlichen Korps der Volontairs im Seedienste.

Die Frucht seiner vieljährigen Forschungen über alle Zweige der Staatsökonomie und des bürgerlichen Wohls, war sein unsterbliches System der Gesetzgebung, dessen beide ersten Theile er im Anfange des Jahres 1780 herausgab, ein Werk, das in und außer Italien mit vielen und gerechten Lobsprüchen aufgenommen wurde, und das seinem Urheber den ehrenvollen Zunamen des Montesquieu der Italiener erwarb. Als den allgemeinen Grundsatz und das erste Datum aller Gesetzgebung sah Filangieri die Erhaltung und Sicherheit an, wegen welchen die Menschen in größern Gesellschaf

ten, in Staaten zusammen leben. Er gab die vortrefflichsten Regeln zur Aufstellung guter Gesetze, die er meistens durch die ausgesuchtesten Beispiele erläuterte. Die Deutlichkeit, der populaire Ton, mit welchem er die tiefgedachtesten und abstraktesten Wahrheiten sagte, seine Auswahl in den zur Erläuterung beigebrachten Beispielen, und die anständige Freimüthigkeit, womit er von Staatssachen und Religion sprach, würden auch bei wenigern Realitäten jedem Leser gefallen.

Es konnte nicht fehlen, daß so viele freimüthige, zum Theil — in Italien wenigstens — noch nie oder doch nicht so stark und schön gesagten Behauptungen, manchen eingeschränkten oder interessirten Köpfen zum Anstoß gereichten. Die Gegner fanden aber wenig Gehör, und eben so unwirksam war das Verbot des Werks von Seiten Roms, wo man es sehr mißbilligte, daß er die Aufhebung der geistlichen Güter anrieth, und zu einer Reformation der Mißbräuche in der Kirchengewalt Vorschläge that. Bei der Regierung hingegen diente Filangieris Freimüthigkeit ihm zu einer noch größern Empfehlung. Der König ertheilte ihm die Kommende von St. Antonio di Ganta im königlichen Konstantin-Orden und 1782 das Priorat von St. Antonio di Sarno in eben diesem Orden. Es gelang ihm jetzt auch, den schon lange gefaßten Vorsatz auszuführen, nemlich einige Jahre mit seiner liebenswürdigen Gattin, einem ungarischen Fräulein, auf dem Lande zuzubringen, indem ihn der König einige Zeit von Kriegs- und Hofdiensten dispensirte.

Auf seinem Landhause in la Cava, 5 deutsche Meilen von Neapel, lebte Filangieri einige Jahre in der tiefsten Einsamkeit, und beschäftigte sich einzig mit seinem Studiren, und der Ausarbeitung seines Werks. Im Jahr 1787 mußte er ins geschäftige Leben zurückkehren, indem ihn der König als Beisitzer im königlichen Rath der Finanzen nach Neapel zurück rief. Hier zeigte er sich auch als praktischer Geschäftsmann von der vortheilhaftesten Seite. Manche weise Einrichtung verdankt man seinen Rathschlägen, und mancher Mißbrauch wurde durch ihn auf die Seite geräumt. Aber das anhaltende Studiren von der ersten Jugend an hatte die Kräfte seines sonst gesunden und starken Körpers geschwächt. Seit dem Jahre 1781 hatte er von Kolik, Nervenschwäche und Hypochondrie gelitten, und schon am 22sten Jul. 1788 machte der Tod seinem Leben ein Ende, in einem Alter von noch nicht völlig 37 Jahren. Sein frühzeitiger Tod, der so viele schöne Hoffnungen vereitelte, war ein öffentliches Unglück für Neapel, und ein bitterer Verlust für ganz Europa. Mancher schöne Plan, den er bereits entworfen hatte, gieng mit ihm zu Grabe.

Vielleicht hat kein italiänisches Buch in wenigen Jahren so viele und verschiedene Auflagen erlebt, vielleicht ist keines so schnell in mehrere Sprachen übersetzt, und mit allgemeinem Beifall überall gelesen worden, als Filangieris System der Gesetzgebung. Seit dem Jahre 1780 bis kurz nach des Verfassers Tode sind 10 Auflagen gemacht worden, 3 in Neapel, 3 in Venedig, 2 in

Florenz, 1 in Mayland und 1 in Catania. Die Ausländer eilten, ein so großes und nützliches Werk in ihren Gegenden zu verbreiten, und in wenig Jahren ward es in alle kultivirten Sprachen übersetzt, und in die deutsche zweimal. Selbst für Amerika verlangte Franklin von Filangieri immer mehr Exemplare seines Werks, welches, wie er sagte, seine freien Mitbürger in Erstaunen setzte und unterrichtete. *) Aber dieser große Beifall konnte niemals des edlen Verfassers Bescheidenheit und Achtung für fremdes Verdienst vermindern. Sein scharfer Blick durchschaute den Menschen sehr bald, und fand er ihn seiner Freundschaft werth, so war diese aufrichtig, herzlich und thätig. Für Menschenrecht und Freiheit glühte sein Herz, und von Despoten sprach er mit ungewöhnlicher Wärme. Sein Herz war stets zum Wohlthun geneigt, und seine Glückseligkeit war im Schooß seiner geliebten Familie.

*) Schade, daß dieses vortreffliche Werk nicht vollendet worden ist! Das Ganze sollte aus 7 Büchern bestehen. Im ersten wollte Filangieri die allgemeinen Regeln der Gesetzgebung entwickeln; im zweiten die bürgerlichen und ökonomischen Gesetze; im dritten die Kriminalgesetze; im vierten die Gesetzgebung für das Erziehungswesen, die Sitten und den öffentlichen Unterricht; im fünften die kirchlichen Gesetze; im sechsten die Gesetze über das Eigenthum; und im siebenten die, welche die väterliche Gewalt und die gute Ordnung in den Familien betreffen. Von diesen sind die beiden ersten Theile in dem ersten und zweiten Bande enthalten; das dritte in dem dritten und vierten Bande, die 1783 herauskamen; das vierte in dem fünften, sechsten und siebenden Bande, welche zu Ende des Jahrs 1785 erschienen, und der erste Theil des fünften Buchs in dem achten Bande, der nach des Verfassers Tode 1791 herausgegeben ward. Von dem 9ten Bande fand sich unter seinen nachgelassenen Papiren nur Weniges.

Der neunzehente August.

Geb. Johann Benjamin Koppe.

Konsistorialrath und erster Hofprediger zu Hannover.

Koppe war der Sohn eines sehr biedern und religiösen Tuchfabrikanten zu Danzig, und im Jahr 1750 geboren. Seine Schuljahre brachte er auf den trefflichen Anstalten, die Danzig zur Bildung junger Leute hat, zu, und zog hier durch seinen Fleiß, durch seine Fähigkeiten, und die liebenswürdige Bescheidenheit, die ihm, wohin er kam, Liebe und Herzen gewann, die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Vorzüglich beschäftigte er sich mit dem Studium der alten Sprachen, und drang schon hier in ihren Geist ein; im Hebräischen brachte er es so weit, daß er die Schriften des alten Testaments verstehen konnte, und sie sämmtlich durchlas. Zum Beweis, wie gut er seine Zeit auf dem Gymnasium zugebracht, schrieb er vor seinem Abzuge eine lateinische Abhandlung, und vertheidigte sie öffentlich.

So vorbereitet, gieng er 1769 nach Leipzig, und als er hier 2 Jahre lang den Geist eines Er-

nesti und Morus aufgefaßt hatte, wandte er sich nach Göttingen, wo er sich vollends in Heyne's Schule zu einem trefflichen Humanisten ausbildete. Ueberall gewann er die innigste Zuneigung seiner Lehrer, Heyne liebte ihn als einen Sohn, und verschaffte ihm 1774 das Lehramt der griechischen Sprache an dem neuerrichteten Gymnasium in Mietau. Hier lebte er größtentheils in einer glücklichen Muße, verheurathete sich mit der 15jährigen Tochter des Obersekretair Conradi, und legte durch diese Verbindung den Grund zu dem Glück und der Zufriedenheit seines häuslichen Lebens. Er sollte aber nicht lange von Göttingen, wo seine seltenen Talente bekannt waren, getrennt bleiben, und schon im Februar 1776 gieng er als ordentlicher Professor der Theologie dahin zurück. Es lag ihm ob, exegetische Vorlesungen zu halten, welches ihm nicht schwer werden konnte, da er sich mit dem Studium der Bibel so viel und lange beschäftigt, und zugleich gelernt hatte, die griechischen Schriftsteller mit Geschmack zu studieren. Sein Beifall war ungemein groß, weil er mit einem hinreissenden Vortrage eine lichtvolle Darstellung der Sachen, die er abhandelte, verband.

Sehr bald lernte man die Verdienste eines Mannes schätzen, der so viel zur Aufnahme und zum Flor der Akademie beitrug, und man suchte ihn auf mancherlei Art aufzumuntern und zu belohnen. So erhielt er zwei Jahre darauf die Stelle des ersten Universitätspredigers, und die damit verbundene Direktion des Predigerseminariums. Er zeigte, daß

es sehr gut mit einander bestehen kann, Beifall auf dem Katheder zu erlangen, und denselben sich zugleich durch seine Kanzelvorträge zu verschaffen. Er wußte bei seinen Predigten eine weise Auswahl allgemein brauchbarer Gegenstände und Wahrheiten zu treffen, und verband bei der Ausarbeitung derselben Genauigkeit, Bestimmtheit und Gründlichkeit, und trug sie mit einer Beredsamkeit und einem Feuer vor, die seine Zuhörer nicht blos einnahmen, sondern auch überzeugten. Im Predigerseminarium machte er es sich zur Pflicht, die Jünglinge, die sich dem Predigtamt widmeten, durch seine lehrreichen, freimüthigen und liebreichen Kritiken zu dem Stande würdig vorzubereiten, dem sie sich widmen wollten. Sie lernten dadurch den wahren Gesichtspunkt kennen, wodurch Kanzelvorträge eigentlich praktisch nutzbar werden können.

Als Gelehrter hatte er sich bisher durch weiter nichts als eine kleine Abhandlung bekannt gemacht; nun trat er mit einem Werk hervor, das seiner kritischen Gelehrsamkeit ein ewiges Denkmal stiftet, und wovon nichts mehr zu bedauern ist, als daß es unvollendet blieb. Er fieng nemlich 1778 an, das neue Testament im Text nach den besten Ausgaben herauszugeben, und ihn mit einem fortlaufenden Kommentar zu begleiten, der seit Grotius Zeiten nie mit dem Geiste, mit der Sprach- und Alterthumskunde bearbeitet worden war. Damals besorgte er auch die Revision der Uebersetzung des vom Bischof Lowth übersetzt und mit Anmerkungen begleiteten Jesaias. Er lieferte ebenfalls zu dieser Ueber-

setzung verschiedene Anmerkungen, die keine gemeinen Kenntnisse verrathen. Nächstdem schrieb er mehrere Festprogrammen, die seiner Gelehrsamkeit Ehre machen.

Sieben und ein halbes Jahr war **Koppe** in Göttingen gewesen, und hatte durch seine Vorlesungen sowohl, als durch Privatumgang mit Jünglingen, die sich seiner Führung anvertrauten, unglaublichen Nutzen gestiftet, und die Frequenz der Universität sehr gehoben, als er 1783 einen Ruf nach Gotha, als Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent und erster Geistlicher des Herzogthums Gotha erhielt. Die Vorsehung wollte, er sollte auch als praktischer Theolog eine Bahn brechen, er sollte einen Verbesserungseifer in das Innere der religiösen Verfassung der Länder und der Institute für niedrige Klassen bringen. Er verwaltete seinen Posten in Gotha mit der Thätigkeit und dem Eifer, die man von einem so würdigen Manne von einer so aufgeklärten Denkungsart und von so mannigfaltigen Kenntnissen mit Recht erwarten konnte. Es war schon ein sehr gutes Seminarium für künftige Landschullehrer vorhanden, welches durch ihn im Gang erhalten wurde. Er hielt mit den in Gotha sich aufhaltenden Kandidaten des Predigtamts Uebungsstunden; geraume Zeit besorgte er die Direktion des dasigen Gymnasiums, und würde gewiß noch weit mehr Gutes gestiftet haben, wenn er nicht schon nach vier Jahren einem Rufe als Konsistorialrath und erster Hofprediger in Hannover gefolgt wäre. Auch hier erwarb er sich durch seinen beliebten, eindringenden Kanzelvortrag allgemeinen Beifall, und seine Rechtschaffenheit, Menschenfreundlichkeit, und die Schätzung,

die

die er jedem Verdienste widerfahren ließ, erwarben ihm auch die Liebe aller Edlen. Er stiftete sich auch in Hannover auf eine zweifache Art ein Denkmal, wodurch er sich nicht blos die Liebe, die Achtung und den Beifall seiner Zeitgenossen erwarb, sondern wofür die Segnungen der spätesten Nachwelt ihn begleiten werden. Er legte nemlich ein Schulmeisterseminarium an, und veranstaltete einen neuen Landeskatechismus, der auch außer den hannövrischen Landen ungemein viel Gutes gestiftet hat. Außerdem verdiente er den Dank des ganzen Landes für die allgemeinere und lautere Verbreitung einer gewissen Freiheit im Denken. Es ist nicht zu läugnen, daß durch ihn es erst allgemein geworden ist, über gewisse Dinge, die man lange schon einsah, frei und unbefangen zu reden, und ohne Menschenfurcht seine Meinung an den Tag zu legen; er selbst gab dazu das Beispiel in seinen Vorträgen und ganzem Betragen.

Koppe war von einer sehr schwächlichen Leibeskonstitution, er hatte sich also doppelt schonen müßen, allein weil er alle seine Geschäfte mit einer sehr großen Lebhaftigkeit und einer sichtbaren Anstrengung verrichtete, war dieß seiner Gesundheit äußerst nachtheilig. Besonders griffen ihn die öffentlichen Vorträge so an, daß er gewöhnlich nach einer Predigt den ganzen Tag über matt und erschöpft war. Gerade bei der Ausarbeitung der Predigt zur Einführung des neuen Katechismus überfiel ihn ein Flußfieber. Er achtete es aber wenig, hielt die Predigt mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, mußte sich nach Hause

tragen lassen, verfiel in ein bösartiges Faulfieber, und starb am 12ten Februar 1791, beweint von allen, die ihn gekannt und geschätzt hatten.

In Koppe's Charakter lag Nachgiebigkeit und Festigkeit, Freundlichkeit und Ernst, die sich wechselseitig vereinigten. Er war freundschaftlich und traulich gegen einen jeden, mit dem er in Bekanntschaft kam. Er war strenge, wenn er strenge zu seyn für nöthig hielt, er suchte aber bald den wieder froh zu machen, gegen den er etwas hart hatte seyn müssen. Er war ganz zur Freundschaft und allen den frohen Genüssen geschaffen, welche nur sie allein gewährt. Er gieng gern mit Personen aus den höhern oder höchsten Ständen um, und mit solchen Männern, die mit ihm einerlei Geschäfte trieben. Alle seine Geschäfte besorgte er mit einer Treue und Pünktlichkeit, und alle seine Pflichten waren ihm so heilig, daß vielleicht keiner ist, der ihn darin übertreffen sollte. Seine Deklamation und die ganze Bewegung seines Körpers bei Haltung seiner Predigten paßte blos für ihn und seine Vorträge. Man rühmte an seinen Predigtvorträgen immer das Rührende; er erleuchtete den Verstand, und suchte dann auf das Herz zu wirken. Wenn er bei seinen mannigfaltigen Geschäften mehr auf Ordnung Rücksicht genommen, so würde er sich manches bei seinen Arbeiten sehr erleichtert haben; er sah den Nachtheil, der ihm daraus, besonders in seinen häuslichen Einrichtungen zuwuchs, sehr gut ein, allein

er konnte diesen Fehler, weil er schon zu alt war, sich nicht mehr abgewöhnen.

Seine Gelehrsamkeit umfaßte, ohne sich an die nichtssagenden und beschränkenden Kleinigkeiten und Formen zu binden, das ganze Gebiet der Theologie und Philosophie, wovon auch die nach seinem Tode gedruckten Predigten zeugen. Aeußerst fein und richtig war sein Urtheil über das Brauchbare und Unbrauchbare bei jedem Gegenstande. Sein ganzes Leben endlich war rastlose Thätigkeit, unermüdetes Bestreben, Gutes und Freude um sich her zu verbreiten, wie und wo er konnte.

Der zwanzigste August.

Geb. Martin Gerbert.

Fürst-Abt zu St. Blasien im Schwarzwald.

Gerbert, eine Zierde der katholischen Kirche, stammte aus dem freiherrlichen Geschlechte von und zu Hornau, und war im Jahre 1720 zu Horb am Neckar geboren. Die ersten Kenntnisse erlangte er in den Schulen zu Ehingen, Freyburg, Klingnau in der Schweiz und zu St. Blasien. Mit Eifer studirte er die griechischen und römischen Klassiker, und die Musik gewann er schon damals so lieb, daß er derselben noch im höhern männlichen Alter, durch gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen der Geschichte dieser Kunst, sehr schätzbare Opfer brachte. Am 28sten Oktober 1736 nahm er zu St. Blasien das Ordenskleid, legte daselbst am nemlichen Tage des Jahrs 1737 seine feierlichen Gelübde ab, und wurde am 30sten May 1744 zum Priester geweiht. Er beschäftigte sich nun anhaltend mit einem ernsthaften Studium aller Theile der Theologie, und erhielt bald darauf die Professur der Philosophie und dann der Theologie im Stifte. Sein Geschmack an Wahrheit und Gründlichkeit ließ ihn kein Vergnügen an scholastischen Spitzfindigkeiten finden, so daß man ihn, durch sein Beispiel und seine früh und fleißig edirten Schriften, mit Recht einen Restaurator der wahren Gelehrsamkeit in den Klöstern Deutschlands nennen darf.

Nachdem er durch seinen Eifer und seine Gelehrsamkeit viele junge Leute gebildet, und sich Männer für sein Fach nachgezogen hatte, übernahm er die Aufsicht über die Bibliothek des Stifts; er nutzte diesen Platz zu vielen gelehrten Forschungen, hauptsächlich im Fach der mittlern Kirchengeschichte, und unternahm vom Jahre 1760 an eine gelehrte Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland, durch die er seine literarischen Einsichten ungemein erweiterte, und die Herausgabe seiner gelehrten Werke über die Geschichte der Musik und Liturgie beförderte. Bald nach seiner Rückkunft wurde ihn, im Oktober 1764, durch eine kanonische Wahl die Würde eines Fürst-Abts zu Theil.

Auf diesem erhabenen Posten erwarb sich Gerbert die ausgebreitetste Schätzung seiner Zeitgenossen in der Nähe und in der Ferne. Die Erhebung auf den fürstlichen Thron brachte durchaus keine Veränderung in seiner sanften und bescheidenen Denkungsart hervor, und wie weise er seine Zeit gebraucht, zeigen die vielen literarischen Denkmale, durch die er seinen Namen verewigt hat. Er bereicherte die Literatur mit Werken, die nur ein Mann in seiner Lage liefern konnte, theils wegen der mühsamen historischen Forschungen, zu denen seine gelehrte Muße und sein Lokal ihn ganz vorzüglich begünstigten, theils wegen des glücklichen Umstandes, daß diese voluminösen und kostbaren Werke in der Druckerey des Stifts selbst, und auf dessen Kosten gedruckt werden konnten. Als er Professor der Philosophie und Theologie war, schrieb er eine große Anzahl in diese Fächer einschlagender

Werke und Aufsätze. Darauf wurde er Bibliothekar, wo er seinen Adparatus ad erudit. theolog. und noch verschiedene andere Schriften dieses Faches zum Druck beförderte. Als Abt gab er seine historischen Hauptwerke heraus, als: die Fortsetzung der Herrgottischen Topographie; den Codex epistolar. Rudolphi I.; De canta et mussica sacra; Scriptores eccles. de Musica sacra mit seinem Kommentar; die Schriften über die Geschichte der Liturgie, und vorzüglich seine Historia Nigrae Sylvae.

Nach Gerberts Gesichtspunkte sollten die Klöster Werkstätte des gelehrten Fleißes seyn. Deswegen suchte er die Kultur der Wissenschaften in seinem Stifte durch die zweckmäßigsten Mittel zu befördern. Oft besuchte er seine Konventualen auf ihren Zellen, sobald er wußte, daß sie sich mit etwas Nützlichen beschäftigten; er wies sie in der Bibliothek an, wie sie die Quellen der Gelehrsamkeit gehörig gebrauchen sollten, und verstattete ihnen freien Zutritt zu sich, um ihn über ihre Studien zu Rathe zu ziehen. Sowohl in seinen Schriften, als in seinen mündlichen Ermahnungen forderte er sie ausdrücklich auf, alle unnütze Scholasterey und jeden Mechanismus aus den Lehrfächern zu verbannen, und den Lehrern empfahl er nichts dringender, als den Zuhörern in jede Wissenschaft eine Einleitung nebst der nöthigen Bücherkenntniß mitzutheilen, damit sich diese auch in der Folge immer mit etwas Nützlichem beschäftigen könnten. Er selbst war ihnen in jeder Hinsicht das beste Muster. Unverbrüchlich hielt er über seine einmal festgesetzte Tagesordnung. Die drei ersten Morgenstunden waren dem Gebete

und den Religionsübungen gewidmet; täglich, selbst auf Reisen, wohnte er zwei Messen bei. Dann brachte er alle Zeit, die ihm die Regierungsgeschäfte übrig liessen, und oft 7 Stunden des Tages, am Schreibtische oder in der Bibliothek zu.

Das Wohl des Stiftes lag ihm sehr am Herzen, und er ist der Erbauer aller der prächtigen und geschmackvollen Gebäude, die zu demselben gehören. Denn kaum war er 4 Jahre Abt gewesen, so wurde das ganze prächtige Klostergebäude, das erst seit kaum 30 Jahren wieder aufgebaut war, die Kirche, der Büchersaal und mehrere andere zum Stifte gehörige Gebäude durch eine Feuersbrunst in die Asche gelegt. Er führte die Kirche und die übrigen Gebäude mit einer fürstlichen Freigebigkeit wieder auf, verschaffte dadurch den Handwerksleuten der Gegend Nahrung und Unterhalt, und zeigte in allen seinen Anstalten den feinen Geschmack, den er auf seinen Reisen ausgebildet hatte. Neben der Kultur der ernstern Wissenschaften blieb er zeitlebens ein warmer Freund und Beförderer jedes musikalischen Talents. Auch den mechanischen und bildenden Künsten, die von den Laienbrüdern des Klosters getrieben werden, gab er Vorschub und Aufmunterung durch Anschaffung von Werkzeugen, Materialien und Hülfsmitteln, und mancher arme Jüngling erhielt von ihm das Lehrgeld zur Erlernung einer nützlichen Kunst. Die Wohlthätigkeit gegen Arme, die so oft unter den Menschen und besonders in der römischen Kirche ihren guten Zweck verfehlt, scheint bei ihm eine Richtung genommen zu haben, durch welchen sie ihren Namen erst in der That verdient. Er erbaute ein Spital und ein Arbeitshaus,

um in jenem die Unvermögenden, in diesem die Müßigen und Trägen zu versorgen. Auch stiftete er mehrere neue Pfarreyen.

Eine heitere und leutselige Miene kündigte die innere Ruhe seines Geistes und sein allgemeines Wohlwollen an; er hatte nichts Pharisäisches, aber viele Würde; nichts Jesuitisches, aber viele Feinheit. Offenbar trug sein gefälliges Aeußeres dazu bei, alle Menschen, die ihn kennen lernten, sobald für sich einzunehmen. Sein Betragen war durchaus sanft und leutselig, ungeachtet er erst durch sorgfältige Bildung über sein natürlich hitziges Temperament gesiegt hatte. Sein Verhältniß zu den Konventualen des Klosters war ganz so, wie es seyn muß, wenn diese alten Institute dem Entzwecke entsprechen sollen, zu dem sie von ihren ersten Stiftern angelegt sind, und durch den sie nützlich werden können, — nemlich das Verhältniß eines erfahrnen und frommen Vaters zu Söhnen und Freunden, die seiner Leitung anvertraut sind, um durch ihn zu einer für die Religion und Menschenbildung nützlichen Thätigkeit angeführt zu werden. Alle seine eindringlichen, väterlichen Ermahnungen giengen dahin, seine Untergebenen zur Ausbildung der Tugend, und der über sich genommenen Gelübde aufzumuntern. In dieser Hinsicht war er noch in seinem hohen Alter als Schriftsteller thätig, indem er für seine Ordensbrüder mehrere ascetische Schriften drucken ließ. Die Solitudo sacra 1787 sollte die Priester zu einem wahrhaft frommen und tugendreichen Leben anfeuren. Seine Ecclesia militans 1789 erregte hie und da Aufsehen, und wurde ins Deutsche und Italiänische übersetzt; seine Absicht war

dabei, aus der Geschichte zu beweisen, daß die Folgen jedesmal traurig gewesen wären, so oft sich die weltlichen Herren Eingriffe in kirchliche Angelegenheiten erlaubt hätten. Seine Schrift: De Sublimi in Evangelio 1793 hatte einen ähnlichen Zweck; er starb noch vor dem Abdrucke derselben.

Um den frommen Mann in Absicht seiner Religionsmeinungen nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man sich in seine ganze Lage versetzen; dann wird man es mit seinen übrigen Einsichten und Studien gar wohl verträglich finden, wenn ihm der freie Blick im Urtheil über Menschen und Religionssachen zuweilen fehlte. Indeß hat er mit vielen Protestanten ein Band ächter Freundschaft geknüpft, das bis an seinen Tod dauerte, und das durch Verschiedenheit der Meinungen in Religionssachen nicht im geringsten gestört wurde. Immer zeigte er sich als einen Freund bescheidener und einfacher Menschen, die es gut mit der Religion und ihren Nebenmenschen meinten. Er liebte den Frieden, und suchte ihn so viel möglich zu erhalten.

Allgemein geehrt und geliebt erlebte er ein glückliches Alter. Sein fester Körperbau litt von keiner Krankheit, wozu seine Mäßigkeit wohl das meiste beitrug. Auch seine Sinne blieben gesund bis an seinen Tod, den ihm am 13ten Mai 1793 eine versteckte Brustentzündung, und ein Ansatz zur Wassersucht zuzog. Er brachte sein ruhmvolles Leben auf 73 Jahre.

Der ein und zwanzigste August.

Gest. Anna Dacier.

Ein gelehrtes Frauenzimmer zu Paris.

Frankreich zählt diese Frau unter die gelehrtesten Damen, welche sich in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit verewigt haben. Sie war eine Tochter des berühmten Tanaquil de Fevre, Professors der reformirten Akademie zu Saumur, wo sie gegen das Ende des Jahrs 1657 geboren war. Der Vater unterrichtete ihren Bruder in den Sprachen der Alten; die Tochter wohnte freiwillig dem Unterrichte bei, und zeigte mehr Genie, als ihr Bruder. Wie der Vater dieß gewahr wurde, beschloß er seine Tochter zu den Wissenschaften anzuhalten, und bald machte sie bewundernswürdige Fortschritte. In wenig Jahren kam es so weit, daß der Vater bei seiner Schülerin sich oft selbst in zweifelhaften Fällen Raths erholte; und hatte es ihm bei mancher Stelle in einem alten Klassiker geglückt, in den Sinn derselben eingedrungen zu seyn, so war sie die erste, der er seine Entdeckung mittheilte: ja sie

ward die Vertraute aller seiner Unternehmungen, und nicht selten traf es sich, daß sie ihren Vater widerlegte. Als er sie so weit gebracht hatte, daß sie die Fabeln des Phädrus und die Komödien des Terenz übersetzen konnte, gab er ihr Unterricht in der griechischen Sprache. Diese hatte so viele Reize für sie, daß es nicht lange brauchte, um die Gedichte des Anakreon, des Kallimachus, des Homer und verschiedene griechische Theatral-Dichter lesen zu können. Sie begnügte sich aber hiermit nicht, sondern sie suchte auch die Schönheiten im Ausdruck auf, und machte sich dieselben eigen. Auch im Italienischen machte sie große Fortschritte.

In diesem traulichen Umgange mit ihrem Vater erreichte sie das 21ste Jahr ihres Alters: doch jetzt verlor sie ihn, und sie sah sich gezwungen, ihre Geburtsstadt zu verlassen und sich nach Paris zu wenden, wo schon der Ruf von ihrer Gelehrsamkeit erschollen war. Ihr erstes Unternehmen war hier, den Kallimachus in einer Uebersetzung zu liefern. Ihre Unternehmung, einen so schweren Dichter in französischer Sprache zu liefern, machte Aufsehen, und sie wurde dadurch dem Herzog von Montausier bekannt, der die Oberaufsicht über die Erziehung des Dauphins führte. Auf sein Verlangen mußte sie den Florus, den Dictys aus Creta, den Aurelius Victor und den Eutropius in usum Delphini herausgeben.

Der Ruhm von Mamsell le Fevre durchdrang nun bald ganz Europa, und Christina

Königin von Schweden, eine Schätzerin der Wissenschaften, in denen sie selbst eingeweihet war, ließ sie durch den Grafen von Königsmark ihrer Hochachtung versichern. Mamsell le Fevre bezeugte ihr für dieses Kompliment ihre Danksagung in einem lateinischen Briefe, den sie ihrer Uebersetzung des Florus beifügte; ein Geschenk, das die Königin mit allem Wohlwollen aufnahm, welches sie ihr auch schriftlich bezeugte.

Mamsell le Fevre hatte bisher noch keine Lust zum Ehestande gezeigt, wie denn überhaupt ihre bisherigen Beschäftigungen zu viel Anstrengung forderten, um der Liebe Stunden widmen zu können. Sie war schon über 31 Jahr alt, als sich Herr Dacier um ihre Hand bewarb; und sie reichte sie ihm um desto lieber, da er nicht nur mit ihr aufgewachsen und einer ihrer Jugendfreunde war, sondern es entzückte sie auch, daß sich seine wissenschaftlichen Bemühungen auf eben das Fach einschränkten, dem sie ihren Fleiß gewidmet hatte. Ein Jahr nach ihrer Verbindung zogen sie nach Castres in Languedoc, und hier traten sie im Jahr 1685 feierlich von der reformirten zur katholischen Kirche über. Als sie darauf nach Paris zurück kamen, wurden sie dem Könige Ludwig XIV vorgestellt. Der Monarch, dem die Unterdrückung der Reformirten sehr am Herzen lag, nahm sie gnädig auf, und ertheilte dem Herrn Dacier 1500, seiner Gattin aber 500 Livres jährlicher Einkünfte. Beide setzten nun ihre gelehrten Arbeiten gemächlich fort, und beschenkten das Publikum von Zeit zu Zeit mit Uebersetzungen einiger

klassischen Autoren des griechischen und römischen Alterthums. Damals wurde sie von der Akademie zu Padua, unter dem Titel de Ricovrati, zum Ehrenmitglied aufgenommen.

Nicht so fruchtbar als die Feder, war das Ehebette der Madame Dacier. Sie gebahr nur drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, und zum Ruhme gereicht es ihr, daß sie über ihren gelehrten Arbeiten, weder die Sorge für das Hauswesen, noch die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigte. Sie führte im Allgemeinen die Hauswirthschaft, besorgte die Rechnungen, welche zu derselben gehören, und reiste selbst nach Castres, um die Beschaffenheit ihres kleinen Gutes zu untersuchen. Am meisten aber lag ihr die Bildung ihrer Kinder am Herzen. Ihre älteste Tochter hatte Hang zum Klosterleben, und wurde deswegen auch eigentlich nur für dasselbe gebildet. Aber an die Erziehung ihres Sohnes wandte sie den möglichsten Fleiß, und sie brachte es so weit, daß er schon in seinem neunten Jahre den Herodot las. Seine Lesbegierde ward unter ihrer Anleitung unersättlich, und es war seine Freude, selbst die Schönheiten der alten Dichter nachzuspüren, nachdem ihn seine Mutter schon auf viele derselben aufmerksam gemacht hatte. Sie hielt darauf, daß seine Aufmerksamkeit auf einen Klassiker, nicht durch Lesung eines andern gestört wurde; da ihm aber der Herodot allein nicht genügen wollte, so entwandte er einst den Polybius, und las ihn heimlich. Da dieser Diebstahl entdeckt wurde, fragte ihn eine der gegenwär-

tigen Personen, ob ihm der Herodot oder der Polybius besser gefalle, und er fällte das scharfsinnige Urtheil: „Herodot ist ein großer Bezauberer; aber Polybius ist ein Mann von vielumfassendem Verstande.“

Doch Bäume, die gleich in den ersten Jahren Früchte tragen, sind minder dauerhaft als diejenigen, die spätere Früchte bringen. Eben so sieht man auch die frühzeitigen Genies welken, wovon die gelehrte Geschichte viele Beispiele zeigt. Auch der junge Dacier starb in der Blüthe seiner Jahre, und sein Tod erregte den Eltern desto größern Schmerz, je schöner die Blüthen waren, welche diese junge Pflanze hervorgebracht hatte. Die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt lenkte sich nun vorzüglich auf die jüngere Tochter, ein Mädchen von den herrlichsten Anlagen, das mit allen Tugenden, welche zur Zierde und Vervollkommnung eines Frauenzimmers gereichen können, ausgerüstet war. Aber auch diese Tochter starb in einem Alter von 18 Jahren, zu einer Zeit, da die Eltern in ihr die entzückendsten Aussichten vor sich sahen. Madame Dacier verewigte ihren Schmerz über diesen Verlust und die Verdienste dieses jungen Frauenzimmers in ihrer Vorrede zur Uebersetzung der Iliade des Homer.

Die letzten Jahre ihres Lebens war Madame Dacier immer kränklich; vermuthlich eine Folge von ihren häufigen gelehrten Arbeiten. Zuletzt bekam sie eine gichtartige Lähmung, welche ihrem Leben im Jahre 1720 ein Ende machte. Ungeachtet

sie ihr Alter auf 63 Jahre brachte, so war doch das, was sie darinn lieferte, immer noch zu viel, wenn man auf die Schönheit und Richtigkeit ihrer Arbeiten Rücksicht nimmt. Sie lieferte folgende, für die damalige Zeit, sehr schätzbare gelehrte Arbeiten: die Gedichte des Anakreon und der Sappho; die Komödien des Aristophanes, des Plautus und des Terenz, und Homers Odyssee und Iliade in Uebersetzungen, welche nicht nur zeigten, daß sie die Dichter wörtlich verstand, sondern auch ihre Schönheiten überzutragen wußte. Freilich findet man darin noch ein allzugroßes Vertrauen auf die Scholiasten dieser Dichter, aber in Rücksicht der damaligen Zeit waren ihre Dolmetschungen sehr verdienstlich. Sie hat noch mehrere Klassiker in Uebersetzungen geliefert, die aber minder beträchtlich sind, unter andern, gemeinschaftlich mit ihrem Gatten, des Markus Antonius moralische Betrachtungen, und Plutarchs Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Sehr thätig war sie auch in dem berüchtigten Streit von dem Vorzuge der Alten und Neuern, die einige französische Witzlinge erregten, um vermuthlich dem Jahrhunderte des damals angebeteten Ludwigs XIV ein Kompliment zu machen. Sie zeigte sich in einer eigenen Schrift (des causes de la corruption du gout) als die wärmste Verehrerin der Alten.

Wer diese gelehrte Frau kannte, schätzte an ihr nicht nur ihre besondern Talente, sondern auch ihre männlichen Tugenden: Muth, Entschlossenheit, Festigkeit, welche sie mit ausnehmender Güte, Weis-

heit und Bescheidenheit verband. Mit diesen Tugenden gieng ungeheuchelte Gottesfurcht Hand in Hand. Sie suchte nicht tiefsinnig in das zu dringen, was außerhalb den christlichen Pflichten liegt; aber diese erfüllte sie desto genauer und sorgfältiger. Der Anblick menschlichen Elendes durchschnitt ihre Seele, und sie suchte zu helfen, wo und wie sie nur konnte. „Es sind ja blose Almosen, kein Theil von unserer eigenen Lebensnothdurft,“ antwortete sie ihrem Gemahl, als er sie ermahnte, ihre Liebeswerke in Rücksicht auf ihre eigenen häuslichen Umstände einzuschränken. Ihre Bescheidenheit gieng so weit, daß sie nie unaufgefordert sich in wissenschaftliche Gespräche mischte. Wer sie nicht kannte, hielt sie für eine wackere Frau, sonst für nichts weiter.

Der

Der zwei und zwanzigste August.

Geb. Heinrich der Achte.

Fürstbischof zu Fulda.

Ein rühmliches Denkmal hat sich dieser Fürst gestiftet; er ist der reinsten Verehrung würdig, und seine 25jährige Regierung hat das Sprüchwort realisirt, daß unterm Krumstabe gut wohnen sey. Aus dem Hause Bibra entsprossen, wurde er 1711 auf dem ehemaligen Familiengute Schnabelwaid im Baireuthischen geboren, und bei seiner Taufe erhielt er den Namen Karl Siegmund. Mit seinen 10 übrigen Geschwistern wurde er im väterlichen Hause sehr streng erzogen; die härtesten Speisen waren seine tägliche Kost. Seine ersten akadeschen Studien legte er unter der wachsamsten Aufsicht seiner Eltern, auf der Universität zu Bamberg zurück. Die allzugroße Strenge seines Vaters, der an der Spitze der fränkischen Kreistruppen stand, war Ursache, daß er heimlich von Bamberg entwich, und sich unter die sardinischen Truppen anwerben ließ, unter denen er aber nur kurze Zeit

stand, weil sein Vater ihn wieder zurück forderte. Jetzt ergriff er den geistlichen Stand; er wurde am 11ten November 1729 in dem fürstlichen Stifte zu Fulda als Benediktiner eingekleidet. Die Munterkeit, mit der er jedes Geschäft betrieb, machte ihm auch die strengste Klosterzucht leicht; er legte nach einem Jahre die Klostergelübde ab, und bekam bei dieser Gelegenheit den Namen Heinrich.

Nach erhaltener Priesterweihe reiste er 1735 nach Rom, um sich dort im wissenschaftlichen Fache und allen den Kenntnissen, die seinem Stande angemessen waren, vollkommen auszubilden. Als er wieder zurückgekommen war, wurde er Commensal auf Probsteyen. Zwanzig Jahre verflossen, ehe er als Kapitular unmittelbar an öffentlichen Landesgeschäften Theil nehmen konnte. Indessen hatte er Muße genug, sich im ökonomischen Fache, und mit dem Lesen der besten Schriften, die von der Staats- und Regierungskunst handeln, zu beschäftigen. Dabei theilte er die Zeit so weislich ein, daß er seine doppelte Bestimmung, als Religious- und künftiger Landesstand immer vor Augen hatte. So ausgebildet, wurde er 1750 in das Kapitel aufgenommen. Im folgenden Jahre ernannte man ihn zum Superior des adelichen Konvents, eine der kritischsten Ehrenstellen, die er mit dem größten Ruhme bekleidete. Er war gegen seine Untergebene liebreich, herablassend, und behandelte sie wie seine Brüder. Die schwersten Klosterverrichtungen machte er vor, damit er durch sein Beispiel die Schwachen ermunterte. Die Oekonomie des Konvents brachte

er in vorzüglich gute Umstände, und unter ihm kamen die Studien im Konvente besonders empor.

Nach vier Jahren legte er das Superiorat wieder ab, und ward erst zum Präsidenten des Forstwesens, und dann zum Präsidenten der fürstlichen Rentkammer ernannt. Bei beiden Ehrenstellen leistete er genau die Pflichten, die ihm zukamen, und am 22sten Oktober 1759 wurde er endlich zum Fürstbischof und Abt ernannt, mußte aber sogleich nach der Wahl aus seinem Lande fliehen, weil feindliche Heerscharen in dasselbe einfielen. Die Greuel des siebenjährigen Kriegs schlugen dem Bisthum Fulda tiefe Wunden, und der gute Fürst mußte es mit innigster Wehmuth leidend ansehen, daß in seinem Lande erschöpfende Brandschatzungen eingetrieben, und die traurigsten Plünderungen vorgenommen wurden.

Sobald der Friede wieder hergestellt war, gieng Heinrichs Sorge dahin, seinem erschöpften Lande wieder aufzuhelfen. Keine Jagdhunde, keine glänzende Garde erschöpfte den bischöflichen Schatz, der blos zum Wohl des Landes verwendet ward. Seine preiswürdigsten Unternehmungen waren: der Chausseebau; persönliche Untersuchung des Landes, ohne die mindesten Kosten und Bedrückungen der Unterthanen; Beilegung vieler alter Streitigkeiten durch Vergleichung, sowohl mit Gemeinden und Unterthanen, als mit Nachbaren, z. B. mit Sachsen-Weimar und Eisenach wegen des Amtes Fischberg, mit Hessen-Kassel wegen der Grenze rc.; Erwerbungen an Ländereien und Gütern; kluge Einrichtungen

während der Hungersnoth 1770 und bei dem grossen Hagelschlag 1772; bessere Einrichtung der Landesökonomie, wozu die im Jahre 1770 gedruckte Bauern-Physik des Herrn von Kaiser, und ein allgemeiner Landkalender den Weg bahnten; Vertheilung der wüst gelegenen Ländereien und Allmenden, woraus bis 1783 615 neue Wohnungen für Hüttner entstanden; Verbesserung der Landschulen nach Aufhebung des Jesuiter-Ordens; Verbesserung des Kurbrunnens zu Brückenau, mineralogische Untersuchung des Landes durch Herrn Voigt; Anlegung einer öffentlichen Bibliothek; Stiftung im bischöflichen Seminarium für acht Ritterbürtige Alumnen; bessere Anordnung des Archives; Umarbeitung des ganzen Ritualis Dioeceseos; Einführung eines neuen Gesangbuchs; Abstellung der überflüssigen Feiertage; bestimmtere Ordnung der Kirchenrechnungen und Kirchengüter; Verbannung aller Kirchhöfe aus den Städten und Dörfern; Trauerordnung; Abschaffung des Gewitter-Läutens; Ertheilung der vollen Religionsfreiheit für die protestantischen Unterthanen, deren Anzahl nicht gering ist; Verschönerung der Residenzstadt und einiger Landstädte; Anschaffung mehrerer Feuerspritzen; Abstellung des Bettelns; Errichtung eines Zucht- und Arbeitshauses, wodurch eine Wollmanufaktur unterstützt wird; ansehnliche Stiftung für die Erziehung und Verpflegung armer Waisen; Porzellainfabrik; Beförderung des Garn- und leinenen Tuchhandels; Verbesserung der Johannesberger Weinberge; Verordnungen wider das Wallfahrten über Nacht überhaupt, welches

streng verboten ward; geschärftes Verbot wider Geldeinnahme für ein Gebet; wider Exorcisten; wider das öffentliche Peitschen und sogenannte Kreutzschleppen; Verbote des Saufens und Spielens; völliges Verbot des Lottospiels; wider Saufschulden; Bezähmung des jugendlichen Unfugs; wider ungebührliches Tanzen; wider das Baden in öffentlichen Flüssen; wider die Nachtschwärmerei; Gesetze und Berathschlagungen wegen Einführung der Stallfütterung, des Kleebaues, von Vertheilung wüster Gemeinheiten, anbefohlne Anpflanzung nützlicher Obstbäume u. a. m.

Seine Zeit theilte Heinrich so ein, daß er sowohl seine Regenten- als Privatgeschäfte genau besorgen konnte. Morgens 4 Uhr stund er auf, und nach verrichtetem Gebete trank er, wenn er keine Messe las, seinen Kaffee, und rauchte Tabak dazu, dann betete er sein Brevier, machte Betrachtungen, und verrichtete andere geistliche Uebungen. Nach denselben las er alle vorliegende Relationen, die von den Dikasterien kamen, und alle Suppliken oder sonstige an ihn gelangte Schriften. Er zeichnete selbst alles eigenhändig auf, was darauf decretirt oder geantwortet werden sollte, und befahl dann seinem Kabinets-Sekretair, es ins Reine zu schreiben. Nach diesem ließ er sich ankleiden, und dann seine referirenden Ministers vor sich kommen, hörte ihre Vorträge und Rathschläge, und gab ihnen die nöthigen Bescheide. Um halb eilf Uhr hörte er dann Messe in der Schloßkapelle; nach derselben gab er Audienz, wo jeder freien Zutritt zu ihm erhielt.

Hierbei war er so heralassend, so einnehmend, daß jeder, der auch mit furchtsamen Schritten zu ihm trat, doch gleich beherzt wurde, und seine Angelegenheiten ordentlich vortragen konnte. So zeigte er sich sowohl gegen Fremde, als gegen Einheimische. Um 12 Uhr gieng er zur Tafel, die immer nüchtern war; des Nachmittags las er die angekommenen Briefe, Zeitungen oder ein instruktives Buch, um 7 Uhr gieng er zur Abendtafel, und um 10 Uhr zu Bette. Aus seinen Einkünften verwendete er das meiste zum Besten der Armen; Hausarme empfiengen oft unbekannter Weise große Summen von ihm. Arme studierende unterstützte er reichlich, und ließ sie auch reisen. Er erreichte ein Alter von 78 Jahren, und starb am 25sten Sept. 1788.

Mit welcher Ruhe muß ein solcher Fürst dem Uebergange in ein anderes Leben entgegen sehen, wenn ihm sein eigenes Gewissen das Zeugniß giebt, seine Bestimmung mit wahrer Treue erfüllt zu haben, wenn kein Bewußtseyn vorsetzlicher Verschuldung ihn vor aller Menschen- und Fürsten-Richter zittern macht, wenn er sich vor Gott auf den redlichen Wunsch des Herzens berufen kann, daß er gerne noch mehr Gutes gethan hätte, wenn sein Volk, wenn die Stimme des ganzen Vaterlandes mit einklingt, daß er, so viel an ihm lag, glückliche, zufriedene, verständige Menschen gemacht hat, und wohlzuthun seine Fürstenlust war.

Der drei und zwanzigste August.

Gest. Dagobert Sigmund, Graf von Wurmser.

Kaiserlich = Königlicher General = Feldmarschall.

Die Familie dieses Helden besaß in Elsaß ansehnliche Güter, und er war daselbst 1724 geboren. In seiner Jugend erwarb er sich mancherlei schätzbare Kenntnisse, besonders in der Philosophie und den militairischen Wissenschaften. Doch bald wählte er den Stand des Kriegers, und bemühte sich, seine erworbenen Kenntnisse zum Dienste des Kaisers anzuwenden. Er zog als Offizier mit den österreichischen Truppen zum siebenjährigen Kriege aus, und erwarb sich bei seinen Vorgesetzten durch pünktliche Beobachtung seiner Pflichten, und getreue Ausführung der ihm anvertrauten Unternehmungen, und bei seines Gleichen durch Biedersinn und Menschenfreundlichkeit Achtung und Liebe. Seine Unerschrockenheit vor dem Feinde blieb nicht unbemerkt; er stieg von einer Stufe zur andern, und kam 1763 als General = Feldwachtmeister aus dem siebenjähri=

gen Kriege zurück. Theresia gab ihm 1773, zum Beweise ihrer Zufriedenheit, ein Husarenregiment.

Beim Ausbruche des baierischen Erbfolgekriegs, im Jahre 1778, wurde er Feldmarschall-Lieutenant, und man übergab ihm das Kommando über ein besonderes Korps in Böhmen. Am 23sten Jul. rückte ein ansehnliches Korps Preußen über die Bäche Aupa und Mettau bis gegen Rostock und Jessena vor, die in dem großen verschanzten Lager vor Jaromirz stehende Hauptarmee zu beunruhigen. Wurmser, der den rechten Flügel dieser Hauptarmee deckte, ließ die Preußen durch seine Husaren schnell angreifen, vertrieb sie mit blutigen Köpfen, und vereitelte die Absicht des Königs auf eine ihm äußerst unangenehme Art.

Als gegen das Ende des Oktobers beide Armeen in die Winterquartiere gerückt waren, bekam Wurmser die Aufsicht über den österreichischen Winterkordon im Königgräzer Kreise. Da er sah, daß der entgegen stehende feindliche Winterkordon nicht genug gesichert war, ließ er das lange Dorf Dittersbach, in dem das feindliche Regiment Thadden lag, durch die Kroaten angreifen; über 200 Preußen wurden getödtet, fast eine gleiche Zahl gefangen genommen, 8 Fahnen dieses Regiments erobert, und die 2 übrigen zerbrochen. Wurmser bekam nun das Kommandeurkreuz des militairischen Marien Theresien Ordens.

Im Jahre 1779 neckten die Preußen in Oberschlesien unaufhörlich die in Winterquartieren liegenden österreichischen Truppen; dieß bewog den General Wurmser, ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergel-

ten. Er fiel am 18ten Januar mit fünf Kolonnen ins Glatzische ein. Eine Kolonne ließ er bis nach Conradswalde vorrücken, um den allenfalls vorrückenden Feind abzuhalten, daß sein Unternehmen nicht gestört wurde. Durch zwei Kolonnen ließ er die befestigte Stadt Habelschwert angreifen; eine Kolonne, bei der sich der Feldmarschall-Lieutenant selbst befand, mußte einen Angriff auf das bei Oberschwedeldorf stehende und befestigte Blockhaus machen, die fünfte hatte auf der andern Seite die Angriffe zu decken. Das ganze Unternehmen gieng glücklich von statten. Habelschwert wurde mit stürmender Hand eingenommen; die Besatzung wehrte sich tapfer, da die Oesterreicher schon in der Stadt waren: man eroberte in der Stadt 10 Fahnen, 3 Kanonen; gefangen wurden genommen: der Prinz von Hessen-Philippsthal, 3 Obersten, 20 Oberoffiziere, ein Feldprediger, 714 Unteroffiziere und Gemeine, und von Todten lagen alle Gassen voll. Die Oesterreicher verloren in allem mehr nicht als 28 Mann. Das Blockhaus zu Oberschwedeldorf kostete zwar viele Mühe und Blut, allein es wurde durch Haubitzen in Brand gesteckt, und darauf mußte sich die Besatzung die aus 2 Offizieren und 60 Gemeinen bestand, zu Kriegsgefangenen ergeben. Während dem kam ein Sukkurs von Glatz, theils Kavallerie sammt dem kommandirenden Generale; die Infanterie stellte sich aber zur Gegenwehr; allein die österreichischen Husaren hieben ein, machten einen Major, 12 Offiziers und 335 Gemeine zu Kriegsgefangenen, und erbeuteten eine Kanone. Bei diesen Unternehmungen wur-

den nebst allem diesem auch 2 Mörser und 90 Fässer Mehl erobert.

Bald nach diesem Ereignisse wurde es Friede, und Wurmser bekam bei mancherlei Veranlassungen wichtige Aufträge, bis er endlich kommandirender General in Gallizien wurde. Beim Ausbruche des Türkenkriegs im Jahre 1787 wurde er zum General der Kavallerie befördert, er bekam aber in diesem Kriege kein Kommando, weil der Kaiser Joseph ihn in seinen Ländern nothwendig fand, um an der Hand zu seyn, wenn vielleicht neue Feinde sich gegen Oesterreich erheben sollten.

Als die französische Revolution ihren raschen Gang fortgieng, und alle Ordnung umstürzte, verlor Wurmsers Familie im Elsaß ihre Güter und Besitzungen, und er selbst litt einen bedeutenden Schaden, er ertrug ihn aber mit philosophischer Kaltblütigkeit. Da hernach im Jahre 1792 der Krieg mit den Franzosen ausbrach, so wurde im Christmonate Prinz Coburg zum Oberkommandanten der österreichischen Armee für den künftigen Feldzug bestimmt, und erhielt das Recht, sich selbst die unter ihm dienenden Generale auszusuchen, und der erste, war Wurmser, der damals zu Wien in einer Vorstadt wohnte, wo er die Liebe und Hochachtung aller Benachbarten in vollem Maaße genoß.

Im März 1793 kam Wurmser zur Armee in Deutschland, und setzte mit derselben schon am 2ten April über den Rhein. Im Julius verhinderte er, daß die Franzosen der von den Preußen und andern deutschen Völkern belagerten Festung Mainz nicht zu

Hülfe eilen konnten, da er ihre überlegene Mannschaft aus sieben stark mit Artillerie besetzten Redouten zurück schlug. Im September wollten ihn die Franzosen mit seiner Armee zurückdrücken; am 20. aber benahm er ihnen durch einen Verlust von 4000 Mann, den er ihnen zufügte, alle Lust dazu. Im Oktober endlich unternahm er die Einnahme der für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen von Weissenburg und Lauterburg, die von einer Armee von beinahe 60,000 Mann Franzosen vertheidigt waren. Um sich einen Begriff von dieser ewig ruhmvollen Unternehmung zu machen, muß man wissen, daß die kaiserliche Mannschaft mehrere Berge zu übersteigen, den Fluß Lauter zu durchwaten, einen fürchterlichen Verhau zu durchbrechen, einen breiten doppelt verpallisadirten und mit spanischen Reitern versehenen Graben zu überspringen, zwei Festungen, nemlich Weissenburg nnd Lauterburg, zwischen beiden ein großes verschanztes Lager nebst mehrern kleinern ebenfalls verschanzten Lagern zu überwinden hatte; ein Theil mußte noch über den Rhein setzen, und den Ort Selz einnehmen. Wurmser wußte dieß alles durch seine trefflichen Anstalten, und durch die heldenmüthige Tapferkeit seiner Soldaten zu bewirken. Die Franzosen verloren die beiden Städte, alle Lager mit Zelten und dem gesammten Gepäcke, eine Menge Feuergewehre, 6 Pulverwägen, 28 Kononen, viele Pferde, 800 Gefangene und bei 8000 Todte und schwer Verwundtete; da Wurmser bei seiner Armee nur 400 Mann eingebüßt hatte. Wegen dieser glücklichen Unternehmung bekam er das große Kreuz des Theresienordens.

Das Ende dieses Feldzuges war aber höchst unglücklich, und Wurmser mußte im December alle errungene Vortheile aufgeben. Dagegen überhäufte er sich im Jahr 1795 mit Ruhm, indem er, wetteifernd mit Clerfait, wesentlich dazu beitrug, daß die Franzosen über den Rhein zurück mußten. Er hatte den größten Theil seines Heers bei Wisloch zusammengezogen, gieng in schnellen Märschen bei Lambertsheim über den Rhein, und überfiel mit der bewunderungswürdigsten Kunst die Franzosen den 18ten Oktober bei Mannheim. Sie wurden geschlagen. Die Veste Mannheim fiel, und das rechte Ufer wurde von den Franzosen geräumt.

Im Junius 1796 übernahm er das Kommando der italiänischen Armee, und begann mit furchtbarer Stärke einen neuen Feldzug, erfocht herrliche Siege, entsetzte Mantua und umwickelte beinahe die französische Armee, die in Gefahr gerieth, aufgerieben zu werden, oder sich ergeben zu müssen. Allein Bonaparte nöthigte ihn im August, alle genommene Posten wieder zu verlassen. Er wurde in Mantua eingesperrt, und endlich durch Hunger, Krankheiten und Mangel alles dessen, was zum Lebensunterhalt nothwendig ist, gezwungen, die Festung mit einer ehrenvollen Kapitulation am 2ten Febr. 1797 zu übergeben. Im März kam er nach Wien zurück. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, und es wurde bald schlimmer mit ihm. Er schloß daher im August dieses Jahres seine thatenreiche Laufbahn, in einem Alter von 73 Jahren.

Der vier und zwanzigste August.

Gest. Ewald Christian von Kleist.

Preußischer Major.

Der Todestag eines klassischen deutschen Dichters und eines der edelsten Menschen. Seine Eltern, denen er am 5ten März des Jahres 1715 zu Zeblin in Pommern geboren wurde, erzogen ihn mit weiser Sorgfalt. Weil es in ihrer Gegend an Gelegenheit, ihn unterrichten zu lassen, fehlte, so schickten sie ihn in seinem neunten Jahre in eine Jesuitenschule in Großpohlen, und im 15ten auf das Gymnasium zu Danzig. Schon im 17ten Jahre war er fähig, die Universität Königsberg zu besuchen. Hier konnte er sich zwar nicht in den schönen Wissenschaften bilden, die damals auf deutschen Universitäten noch etwas Unbekanntes waren, aber er gewann doch hier Liebe für die Gelehrsamkeit, die ihn nachher so sehr vor Männern seines Standes auszeichnete, Kenntniß der alten Literatur, der Philosophie, Mathematik, der Rechte, und die Fertigkeit in neuern Sprachen.

Als er die akademischen Jahre vollendet hatte, unternahm er eine Reise zu seinen Verwandten in Dännemark, die ihn bald so lieb gewannen, daß sie ihn zum Bürger ihres Vaterlandes zu machen wünschten. Er gab ihren Bitten gern nach, weil er, sobald als möglich, mit seinen Kenntnissen nützlich zu werden suchte. Wenn Einsicht und Redlichkeit immer hinreichende Empfehlungen zu Aemtern wären, so hätte Kleist gar bald eine Civilbedienung in Dännemark erhalten müssen; aber seine Bewerbungen schlugen ihm einigemal fehl, und es stand ihm, als einem jungen Herrn von Adel, nur noch ein Weg zur Ehre offen, nemlich der Militairstand, und den wählte er in seinem 21sten Jahre. Durch seine gelehrten Kenntnisse konnte er sich seine neuen Pflichten erleichtern und versüßen. Um diesen Pflichten aber auch wirklich Genüge zu leisten, legte er sich nun mit eben dem Eifer auf alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehört, als ehedem auf die Rechte, so, daß jedermann glaubte, die Liebe zum Soldatenleben sey ihm angeboren.

Kleist war also nun dänischer Offizier, aber nicht lange. Er verließ Dännemark, wo er keine Gelegenheit fand, sich als Krieger zu zeigen, und eilte in ein Land, wo ihn eine glänzendere Laufbahn erwartete. Gleich bei dem Regierungsantritt Friedrich des Großen kam er nach Berlin, wo er bald mehrere vortreffliche Männer kennen lernte, die seine Freunde wurden. Der König ernannte ihn zum Lieutenant bei dem Regiment des Prinzen Heinrich. Als solcher versuchte er sich zuerst in den Feldzügen,

die die fünf ersten Jahre der Regierung Friedrichs in der Geschichte auszeichnen, und erwarb sich die Verdienste, die ihm ein Recht zu einem höhern Posten gaben. Unter den Mauern von Prag dichtete er 1744 die Elegie: Sehnsucht nach Ruhe.

Auf Empfehlung des Generals von Stille, eines eifriger Freundes der Dichtkunst und der Dichter, ward Kleist 1746 Hauptmann, und in eben diesem Jahre erschien sein poetisches Meisterstück: der Frühling. Einige Jahre nachher ward er nach Zürich auf Werbung geschickt, und hier fand er Gelegenheit, Bodmern und andere berühmte Schweizer kennen zu lernen.

Vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ernannte ihn der König zu einem der Gesellschafter des jungen Prinzen von Preußen, Friedrich Wilhelms. — In dem Feldzug 1756 gieng er mit seinem Regimente nach Sachsen, und kam in Zittau in die Winterquartiere. Da er hier außer den Wachen nichts zu thun hatte, so schrieb er mehrere kleine Gedichte, besonders Idyllen, wozu ihm die vortrefflichen umliegenden Gegenden Anlaß gaben. Im Frühjahr 1757 gieng er nach Böhmen, und wohnte der Belagerung von Prag bei. Hier sang er die Ode an die preußische Armee voll erhabener Gesinnungen, großer Gedanken und schöner Bilder. Zu Ausgange des Jahrs ward er Major bei dem Hausenschen Regiment, und kam mit demselben in Leipzig in Garnison. Hier vertraute ihm der König nach der Schlacht bei Roßbach die Aufsicht über das große Lazareth an, ein Amt, das er zur allgemeinen Zufrie-

denheit der Kranken und Einwohner verwaltete. In den ersten Monaten des Jahrs 1758 ward er mit einem Kommando nach Zerbst geschickt, um da einen gewissen Marquis de Fraignes in Verhaft zu nehmen, und sodann, in der Absicht Rekruten einzutreiben, nach Bernburg, und er entledigte sich dieses Geschäftes mit so viel Milde als möglich war. In den Feldzug dieses Jahres, worinn das Hausensche Regiment zur Armee des Prinzen Heinrichs gezogen wurde, that er sich bei vielen Gelegenheiten hervor, insonderheit in dem plauenschen Grunde, als die Preußen durch Dresden marschirten; — während dieses Feldzugs machte er auch das kriegerische Gedicht Cissides und Paches.

Im Anfange des Jahrs 1759 begleitete Kleist den Prinzen Heinrich nach Franken, bald aber wurde er mit dem Korps des Generals von Fink zum Heere des Königs geschickt, der damals den Russen gegenüber stand. Am 12ten August fiel die blutige Schlacht bei Kunersdorf, unweit Frankfurt an der Oder vor, wobei Kleist mit ins erste Feuer kam. Er führte ein Bataillon gegen den Feind an, und eroberte damit drei Batterien. Die rechte Hand wird ihm durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die Linke, und nun rückt er mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte los. Ein Kartätschenschuß streckt ihn zu Boden. Er ward aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt, und so seinem Schicksal überlassen. Es war grausam gegen ihn. Die Cosaken, den Menschen an Gestalt ähnlich, in allem übrigen aber den Raubthieren aus Libyens Wüsten gleich, bei denen Rauben, Morden und

und Brennen gleichsam Instinkt, und Mitleid ein fremdes Gefühl war, fielen über den in Blut schwimmenden Kleist her. Sie rissen ihm alles vom Leibe herunter, selbst das vom Blut triefende Hemde; und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings, nackend wie ein Wurm im Morast, und wünschte sich Lumpen. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbei ritten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod, und einen halben Gulden zu. Allein andere Cosaken kamen, und nahmen auch diese Almosen weg. Er mußte also nackend, und ohne Verband, die ganze Nacht durch bis am folgenden Tage in seinem Blute schwimmen. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet. Dieser schreckliche Zustand aber, und das Wasser des Morasts, das in seine Wunden drang, machten solche tödtlich. Er starb in Frankfurt als Gefangener, am eilften Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Leichenbegräbniß.

Kleist war ein sanfter, menschenfreundlicher Mann, im Umgange gefällig, in der Freundschaft herzlich, überall sehr bescheiden, etwas trübsinnig, kein Held aus Neigung, sondern aus Vorstellung seiner Pflicht; ein Freund stiller Muße, den schönen Wissenschaften mit Eifer ergeben, ein Selbstdenker und ein frommer Verehrer Gottes aus Gefühl, nicht aus Glauben. Das Schöne und Große in der Natur betrachten und bewundern, war sein vornehmstes Vergnügen, täglich verließ er die Stadt, um spazieren zu gehen, und ließ sich auch die rauheste Witterung nicht davon abhalten. Den Werth seines sittlichen Charakters beweist nichts so sehr, als die allgemeine Liebe, wor-

inn er bei allen denen stand, die ihn gekannt haben, und die bei vielen Dichtern, nach seinem Tode in elegischen Klagen laut geworden ist. Uz, die Karschin, von Thümmel, Kretschmann, Gleim u. a. m. haben seinem Andenken Lieder geweihet.

Eine natürliche und feine Darstellung sanfter Empfindungen und guter edler Gesinnungen; die Gabe, die Schönheiten der Natur mit sanften Farben, und auf eine Weise zu mahlen, die nicht ermüdet, weil sie nichts überladenes hat, und neben der Phantasie auch das Herz des Lesers zu beschäftigen weiß; eine reine, harmonische und weiche Sprache, endlich ein schwacher Anstrich von Trübsinn, der Widerschein seines eigenen zur Schwermuth sich neigenden Gemüths, — das sind ungefähr die Züge, die den Charakter der Gedichte Kleists unterscheiden. Sein Frühling behauptet noch immer unter den beschreibenden Gedichten der Deutschen den ersten Rang. Die darinn vorkommenden Gemählde sind der Natur aufs treueste nachkopirt, die der Dichter nicht nach gemeiner Art beobachtete, sondern in ihren kleinsten und verstecktesten Aeußerungen ausspähte. In ihrer Darstellung gelang ihm das reizendste, anmuthigste Kolorit; und er wußte den sanftesten Gang der Empfindung, den ihr überall nachgehenden Fortschritt der Betrachtung, und die immer rege Thätigkeit der Phantasie, mit der angenehmsten Mannigfaltigkeit und der edelsten Harmonie des Ausdrucks zu verbinden. Man hat von diesem meisterhaften Gedichte eine ital. Uebersetzung in Versen von Tagliazucchi; eine zweifache franz. in Prose von Huber und Beguelin, und eine sehr glückliche lat. in Versen, von dem jüngern Herrn Spalding.

Der fünf und zwanzigste August.

Geb. Karl Friedrich Bahrdt.

Doktor der Philosophie und Theologie zu Halle.

Dieser bekannte Lehrer des Naturalismus war 1740 zu Bischoffswerda in Chursachsen geboren — ein Sohn des durch viele Schriften bekannten Leipziger Professors der Theologie, Johann Friedrich Bahrdt, welcher 1775 starb. Seine Erziehung wurde vernachlässigt, und nachdem er 2 Jahre lang die Schulpforte besucht hatte, kam er ziemlich verwildert nach Leipzig zurück, und hörte nun, ob er gleich kaum 15 Jahre alt war, akademische Vorlesungen ohne Plan und Privatfleiß. Nach Vollendung der akademischen Jahre fieng er sogleich selbst an zu lehren; und jetzt zwang ihn sein Ehrgeiz, die theologischen Studien mit Eifer und anhaltendem Fleiß zu treiben. Im Jahr 1762 ward er Katechet an der Peterskirche, und erwarb sich in diesem Amte gleich anfangs vielen Beifall. Er ward seinem Vater förmlich substituirt und erhielt eine außerordentliche Professur. Durch grobe Sinnlichkeit zu Ausschweifungen verleitet, mußte er aber bald sein Amt und Leipzig verlassen. Er gieng nach Halle zu Klotz und erhielt durch dessen Vermittlung 1768 eine ordentliche Professur der Philosophie in Erfurt. Hier führte er nach seinem eigenen Geständnisse ein ziemlich lüderliches, zerstreutes und wüstes Leben, machte sich durch seine Spottsucht viele Feinde, vornemlich unter den Theologen, und gerieth durch Leichtsinn und Wohlleben in viele Schulden. Auch wurde er durch den Ver-

dacht der Irrgläubigkeit in theologische Streitigkeiten verwickelt; vornemlich entdeckte man in seinem Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik 1770, den aufkeimenden Ketzer.

Ein Ruf nach Gießen, als ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger, machte seinen theologischen Streitigkeiten in Erfurt ein Ende. Er gieng 1772 dahin, und zerstreute durch seine vorzüglichen Kanzeigaben die üblen Eindrücke, die vor ihm hergegangen waren. Durch verschiedene Schriften welche er damals herausgab, wurde indessen seine Orthodoxie immer verdächtiger. Am heftigsten brach der Sturm los, als er seine Uebersetzung des neuen Testaments 1775 herausgab. Bahrdt befand sich gerade in der bedenklichsten Lage, als er vom Herrn von Salis den Antrag erhielt, Direktor seines Philanthropins in Marschling zu werden. Mit Freude gieng er dahin, war aber dieser Lage bald höchst überdrüßig. Er sah es als eine Erlösung aus den äußersten Bedrängnissen an, da er 1776 als Superintendent nach Dürkheim berufen wurde. Hier fieng er mit Eifer an, die Moral zu studieren, und befestigte sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß die moralische Religion allein nützlich für die Menschheit sey.

Bahrdt hätte jetzt ruhig und zufrieden leben können, wenn sein unruhiger und leichtsinniger Geist ihn nicht zu neuen Projekten und Unternehmungen verleitet hätte. Er wollte jetzt seinen Marschlinger Erziehungsplan in einem neuen Institute ausführen, erhielt dazu von seinem Fürsten das Schloß zu Heidesheim, unweit Worms, und wurde anfangs von demselben

eifrig unterstützt. Aber die Erziehung selbst war hier das Wenigste, denn Bahrdt entwarf daneben Projekte über Projekte, etablirte z. B. eine allgemeine Buchhandlung in Deutschland, druckte nach, und wollte sogar eine Wagenschmirfabrike im Philanthropin anlegen, wobei er viel Geld zu verdienen meinte. Das Pädagogische des Philanthropins war eigentlich eine blose Komödie, mit welcher Staub in die Augen gestreut werden sollte; es war keine Zucht und Ordnung im ganzen Hause, Bahrdt lebte lüderlich, machte Assembleen, um sich zu divertiren, und so war das nahe Ende dieser Anstalt leicht vorauszusehen. Um der Verwirrung abzuhelfen, und die Kreditoren zu befriedigen, unternahm er eine Reise nach Holland und England, um daselbst Zöglinge zu werben, die besser bezahlten, als die deutschen. Er erhielt wirklich 13 Zöglinge, und war mit ihnen auf der Rückreise bereits bis nach Oppenheim gekommen, als er in einer gedruckten Zeitung die ganz unerwartete Nachricht las: er sey durch ein Reichshofraths-Konklusum von seinen Aemtern suspendirt. Man hatte nemlich von einer neuen Ausgabe seiner Uebersetzung des neuen Testaments (Frankenthal 1779) Gelegenheit genommen, ihm eine Reichsfiskalische Anklage der Ketzerei zuzuziehen, und und es dahin zu bringen, daß er suspendirt, und 1779 abgesetzt wurde.

Jetzt mußte er sein Institut preis geben, und alles den Gläubigern überlassen. Er floh nach Halle, und befand sich hier anfangs in einer traurigen Lage, da ihn fast alle Menschen als einen Ketzer flohen. Die Quellen seines Unterhalts waren nun Kollegienlesen und

Bücherschreiben. Als Docent fand er auch in Halle großen Beifall, besonders mit seinen moralischen Vorlesungen, aber es wurden ihm von verschiedenen Seiten viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und nach Friedrichs des Großen Tod entsagte er dem Dociren auf immer.

Außerordentlich war Bahrdts schriftstellerische Fruchtbarkeit während seines Aufenthalt in Halle. Er übersetzte 1781 den Tacitus und Juvenal, fieng an in Züllichau ein Magazin für Prediger herauszugeben, schrieb die Briefe über die Bibel im Volkston, welche unter dem Titel: Ausführung des Plans und Zwecks Jesu, fortgesetzt wurden, und in denen er alles Wunderbare aus der christlichen Lehre weg, und das Christenthum selbst dadurch unter den Philosophen wieder zu Ehren bringen wollte, eigentlich aber die Geschichte Christi in einen Roman verwandelte. Dieß that er auch in seinen Reden Jesu und in andern Schriften. Unter diesen zeichnet sich sein System der moralischen Religion und sein Handbuch der Moral für den Bürgerstand sehr vortheilhaft aus, welche auch einen fast allgemeinen Beifall erhielten. Er selbst hielt die Analytische Erklärung aller Briefe der Apostel für seine beste und nützlichste Arbeit.

Da er bei diesen und vielen andern zu eben der Zeit von ihm erschienenen Schriften seine Kräfte zu sehr anspannte, so litt seine Gesundheit dabei. Er dachte daher auf ein anderes Erwerbsmittel, und dieß veranlaßte ihn, einen Weinberg bei Halle zu kaufen,

und daselbst eine Wirthschaft anzulegen. Aber er ward aufs neue in seiner Ruhe gestört, als 1788 das pasquillantische Drama, das Religionsedikt betitelt, erschien. Man rieth auf ihn als Verfasser, zog ihn in Halle gefänglich ein, und da sein Antheil an dem Pasquill entschieden war, so brachte man ihn auf ein Jahr nach Magdeburg in Verwahrung. Nach dieser Zeit bezog er wieder seinen Weinberg bei Halle, und lebte hier in ungestörter Zufriedenheit, bis er 1792 glaubte, mit einer gewissen Krankheit angesteckt zu seyn. Er wollte sich selbst kuriren, beschleunigte aber dadurch seinen Tod am 23sten April. Er starb nicht an der Krankheit, vor der er sich fürchtete, sondern an seiner selbst verordneten Medicin, vor der er sich hätte fürchten sollen.

Bahrdt hatte eigentlich gründliche Kenntnisse von keiner einzigen Wissenschaft, aber einen leichten Kopf, um Ideen aufzufassen, und sie insoweit auszuspinnen, als es mit einer lebhaften Einbildungskraft und ohne anhaltenden Fleiß geschehen kann. Indessen war er doch für sein Zeitalter ein merkwürdiger Mann, und verdient unter denjenigen genannt zu werden, die auf den freiern Geist des 18ten Jahrhunderts sichtbar wirkten. Die gewaltsamen Erschütterungen, die er dem kirchlichen Lehrsystem zu bereiten suchte, brachten Bewegungen hervor, die für den theologischen Untersuchungsgeist nicht ungünstig waren.

Sein Charakter selbst war mehr Leichtsinn als eigentliche Bosheit. Sinnlicher Genuß war ihm das Höchste; den sich zu verschaffen, that er alles, und brauchte frei.ich fast beständig nicht die rechten, und oft nicht

die anständigsten Mittel. Vermöge dieses Leichtsinns sah er auch das Böse, was er that, nicht für so gar böse an, und stellte es sich selbst in einem bessern Lichte vor. Da er überhaupt sehr sinnlich war, so suchte er sich über nichts zu kümmern. Wenn er daher schlechte Seiten an sich wahr nahm, wenn er aus Unglücksfällen, in welche ihn freilich seine eigenen Unbedachtsamkeiten brachten, sich durch Mittel heraushalf, die, wie er selbst nach seiner guten Einsicht erkennen mußte, unmoralisch waren; so suchte er dieß zu vergessen, weil es ihm Kummer machte, und endlich mag er wohl so weit gekommen seyn, sich und seine Handlungen für besser zu halten, als sie wirklich waren. In der Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, welche er 1790 selbst bekannt gemacht hat, vermißt man daher oft Wahrheit und treue Darstellung, am meisten in seinen Verhältnissen mit seiner Frau, wie der Prediger Volland, Bruder der letztern, in seinen Beiträgen und Erläuterungen zu Bahrdts Lebensbeschreibung unwidersprechlich bewiesen hat. Bahrdt war überhaupt vor sich selbst sehr eingenommen, und stellte mehrmals Vergehungen für Kleinigkeiten vor, die es doch gewiß nicht sind. Einen argen Stoß haben seiner Reputation die Briefe angesehener Gelehrten, Staatsmänner und anderer an den Doktor Bahrdt gegeben, welche Pott 1798 in 5 Bänden bekannt gemacht hat.

Der sechs und zwanzigste August.

Gest. Christoph Christian Sturm,

Hauptpastor bei der Peterskirche zu Hamburg.

Die Sturmische Familie, aus der dieser achtungswerthe Gottesgelehrte abstammte, ist durch mehrere große Männer berühmt, welche sich im 16ten Jahrhundert um die Aufklärung der Menschheit, und um die Wiederherstellung der Wissenschaften sehr verdient gemacht haben. Aus ihr entsprang der berühmte Johann Sturm, der deutsche Cicero genannt, welcher 1589 zu Strasburg starb. Auch der große Mathematiker und Physiker zu Altdorf, Johann Christoph Sturm, war ein Glied dieser Familie. Der Vater des Gegenwärtigen war ein geschickter Rechtsgelehrter, kaiserlicher Notar und Aktuar bei den Magistratsgerichten in Augsburg. Ihm wurde am 25sten Januar 1740 unser Christoph Christian geboren. Den ersten Unterricht empfieng er auf dem vaterländischen Gymnasium, und die nähere Zubereitung zur Akademie auf dem Seminarium daselbst.

Im Jahr 1760 gieng er nach Jena, wurde in diesem Jahre schon zum Mitglied der lateinischen Gesellschaft aufgenommen, und erhielt im folgenden die Magisterwürde. Am Schluß des Jahrs 1761 gieng er nach Halle; aber kaum hatte er einige Monate hier seine Studien fortgesetzt, so wurde er zum Kollegen des königlichen Pädagogii ernannt. Diese Lehrstelle verwaltete er bis 1765, da er als Konrek-

tor zu Sorau in der Niederlausitz berufen wurde. Im Anfang des Jahrs 1767 erhielt er den Ruf zum vierten Prediger an der Marktkirche nach Halle, und noch ehe zwei Jahre verflossen waren, gieng er nach Magdeburg, als zweiter Prediger an der heil. Geistkirche. Hier verlebte er, in einer gemeinnützigen Wirksamkeit, und im Genuß der allgemeinsten Achtung und Liebe, den besten und ruhigsten Theil seines Lebens.

Ein Ruf nach Hamburg als Hauptpastor an der Petrikirche, der im Jahre 1778 an ihn ergieng, gab ihm Gelegenheit, in einem noch größern Kreise nützlich zu werden. Er hielt am 1sten September seine Antrittspredigt, die gleich einen starken Eindruck auf die Zuhörer machte, und ihm großen Beifall erwarb. Durch seine vorzüglichen Predigergaben, seine Amtstreue, Gutherzigkeit, und durch seinen ganzen frommen Sinn und Wandel erhielt er sich beständig diesen Beifall. Bald aber wurde er kränklich, und im Jahre 1782 brachte ihn eine heftige Brustentzündung dem Tode nahe. Er erhielte sich wieder, und versah sein Amt mit neuer Munterkeit, bis er am 11ten August 1786 einen heftigen Bluthusten bekam, welcher nach ein paar Wochen, in einem Alter von 48 Jahren, seinen Tod zur Folge hatte.

Sturm besaß wahre theologische Gelehrsamkeit, ausgebreitete Belesenheit, aufgeklärte Kenntnisse der christlichen Religion, feste Ueberzeugungen von ihrer Wahrheit, Göttlichkeit und Wohlthätigkeit. Er hatte den so richtigen Grundsatz, daß man jede Erkenntniß der Wahrheit erst bei sich selbst zur Gottseligkeit fruchtbar werden und dann durch sie bei andern Gottseligkeit zu bewirken suchen müsse. Seine Ueberzeugungen und

Einsichten veredelten auch wirklich seine ganze Seele, lenkten seine Gesinnungen, und regierten sein ganzes Thun. Aufrichtig war die Güte seines Herzens, und ungeheuchelt die Frömmigkeit seines Wandels. Ein von dankbarer Verehrung Gottes und christlichen Menschenliebe durchdrungenes Herz, innere Wahrheitsliebe, Sprache der Aufrichtigkeit und ausübende Rechtschaffenheit, sind ganz eigenthümliche Charakterzüge in dem moralischen Gemählde des guten Sturms. Daher wurde er der geistvolle Andachtslehrer und herzliche Beter, der er in allen seinen Erbauungsschriften ist. Die christlichen Lobgesänge und Dankgebete die so häufig in seinen Schriften eingestreut sind, sind wirklich die Sprache seines Dankgefühls gegen Gott. Und seine unverkennbare Herzensgüte, und dessen Wunsch, alle Menschen so viel möglich glücklich zu sehen, ist beinahe aus jeder seiner Schriften hervorleuchtend.

Mit Wärme und Nachdruck wirkte er in seinen verschiedenen Aemtern zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit. Dem Hamburgischen Krankeninstitut verschaffte er mit dem edlen Büsch Dauer und Festigkeit. Er war es, der treu dafür sorgte, daß Menschenfreunde sich auf einige Jahre zu gewißen jährlichen Beiträgen vereinten. Durch sein Ansehen und seine Fürbitte verschaffte er demselben einige Vermächtnisse. Mit Rath und That beförderte er die Verbesserung des Armenwesens in Hamburg. Er war überhaupt ein Versorger der Witwen und Waisen, und ein treuer Pfleger der Kranken. Er gab ihnen Geldalmosen, Speise, Feuerung im Winter, Kleider den Nackten und Bücher, woraus sie den Trost der Re-

ligion lernen konnten. Gern und oft gab er angehenden Eheleuten, Hausvätern und Hausmüttern, die Gebühren für Amtsverrichtungen wieder zurück, wenn er die geringste Vermuthung hatte, daß es ihnen schwer würde, dieselben zu bezahlen. Als er von Magdeburg reiste, vertheilte er das Geld, welches er aus dem Verkauf des zurückgelassenen Hausgeräths erhalten hatte, unter die Armen daselbst. Einen jungen geschickten Buchhändler schenkte er beim Anfange seiner Buchhandlung, um ihn zu unterstützen, das Manuscript zu einer Schrift, die sehr oft aufgelegt wurde. Zum Vortheile eines Freundes veranstaltete er die Herausgabe der Predigten über die Werke Gottes in der Natur, schoß die Kosten dazu her, und bestimmte ihm den ganzen Gewinn. Seine Amtsgehülfen hatten an ihm einen durchaus uneigennützigen, rechtschaffenen, dienstfertigen Mitarbeiter. Er versagte sich manche Vortheile, um sie ihnen zuzuwenden. Konnte er Nothleidenden nicht selbst helfen, so wurde er ihr Fürsprecher bei andern. Er wirkte ihnen mit angelegentlicher Sorgfalt bei mehrern Menschenfreunden die gemeinschaftliche Hülfe aus, die einer oder wenige zu verschaffen nicht im Stande waren.

Durch seine Schriften hat er zur Belehrung und Erbauung einer sehr großen Anzahl Menschen viel beigetragen. Er war Meister in der Kunst, durch allgemein brauchbaren Inhalt, durch die Würde und den herzlichen Ton, der in seinen Schriften durchaus herrscht, und durch faßliche Darstellung der Wahrheit mit ihren Gründen ohne Mystik und ohne Rhetorik auf das Herz zu wirken. Sturm suchte den Unter-

richt der Bibel mit dem, was uns die Natür von Gott und unsern Pflichten sagt, zu verbinden. So entstanden seine mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommenen Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung, auf alle Tage des Jahrs. Seine ganze Absicht dabei geht nemlich dahin, Unstudirten in einer populairen Schreibart die nothwendigsten Kenntnisse der Naturgeschichte und ihren alltäglichen Erscheinungen beizubringen, und diese Kenntnisse auf ihren edelsten Zweck, die Verehrung und Anbetung Gottes zurück zu führen, und damit zugleich Betrachtungen über einige der wichtigsten Wahrheiten der Religion zu verbinden, um sie für Herz und Wandel zu guten Gesinnungen und Thaten anwenden zu können. Diese Verbindung traf er auch so glücklich, daß man ihn ohne Bedenken als ein Muster aufstellen kann. Eben diese Absicht hatte er auch in noch mehrern seiner Schriften, z. B. in den Predigten über die Werke Gottes, von welchen er Sammler und Herausgeber war. Der Christ am Sonntag — Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, und alle Theile seiner Predigtentwürfe sind reich an gemeinnützigen Belehrungen. Zur Beförderung häuslicher Frömmigkeit und Tugend schrieb er Predigten über einige Familiengeschichten der Bibel, die überall mit Werthschätzung und Nutzen gelesen wurden. Der große Beifall, den er als Schriftsteller und als ein erbaulicher Prediger fand, erregte den Neid und verursachte dem biedern Manne manche Kränkung. Pa-

stor Götze stritt mit ihm über die Seligkeit der Heiden. Andere befehdeten ihn wegen der bekannten Schrift: Ueber die Gewohnheit, Missethäter durch Prediger zur Hinrichtung zu begleiten. Er ertrug standhaft alle Angriffe, doch nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit.

Unter dem vielen Guten, das Sturm durch seine Arbeiten und Schriften stiftete, verdient sein Verdienst um die Verbesserung des gottesdienstlichen Gesangs eine besondere Erwähnung. Diese Verbesserung mit zu bewirken, war schon eine seiner frühern liebsten Beschäftigungen. Er that es nach aufgeklärten Grundsätzen und mit richtigem Gefühl des wahren Guten und Zweckmäßigen in geistlichen Liedern. Freimüthig entdeckte er manche Fehler in neuen und alten geistlichen Liedern, und gab sehr richtige Vorschriften, wie man den gottesdienstlichen Gesang eine innere Würde und Kraft in Gedanken und Ausdrücken geben müsse. Seine eigenen geistlichen Gesänge beweisen die Richtigkeit seiner Grundsätze. Er gehört zu den würdigen Männern, deren geistliche Lieder zum öffentlichen und häuslichen Gottesdienst mit allgemeinem Nutzen gebraucht werden können. Die meisten seiner Lieder stehen in allen neuen und verbesserten Gesangbüchern. Sehr schätzbar ist seine Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur, und sein Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur. Kindern von frühern Jahren widmete er Gebete und Lieder, und jungen Personen von reiferem Alter ein vollständiges Gesangbuch.

Der sieben und zwanzigste August.

Gest. Johann Adam, Freiherr von Ikstadt.

Churbaierischer geheimer Rath, und Direktor der Universität zu Ingolstadt.

Ikstadt erblickte das Licht der Welt am 6ten Januar 1702 zu Bölenhausen, einem Dorfe bei Epstein, im Mainzischen. Sein Vater, ein Hammer- oder Eisenschmidt, kannte kein größeres Glück für seinen Sohn, als wenn er ihn zu seiner Profession anhalten, und dadurch sein künftiges Auskommen sichern würde. Der Knabe sollte nach dem Plan seines Vaters gerade das und nichts weiter lernen, als was er zu seinem künftigen Handwerke nöthig hatte. Doch dieser Knabe fühlt in sich einen unwiderstehlichen Trieb nach Kenntnissen und Wissenschaften, und läßt weder durch väterliche Erinnerungen, noch Züchtigungen seine Lieblingsneigung ersticken. Er entweicht, kommt nach Mainz, und findet da Freunde und Unterstützung. Hier keimte seine Liebe zur alten Literatur, und den mathematischen Wissenschaften auf.

Nun fällt es ihm ein, nach Paris zu wandern, um daselbst die Weltweisheit in ihrem ganzen Umfange zu studiren. Der berühmte Peter Varignon, der damals die Weltweisheit in Paris lehrte, gewinnt den Jüngling lieb, und unterstützt ihn mit Rath und That. Auch an Fontenelle erhält er einen Gönner. Aber nun wird er auf einmal gemeiner Soldat, zuerst französischer, dann kaiserlicher. Im letzten Dienst lernt er den berüchtigten Grafen von Bonneval kennen, der ihn in sein ganzes Vertrauen zieht. Bonneval verläßt die kaiserlichen Dienste, und mit ihm Ikstadt, und beide begeben sich nach Venedig. Hier errichtet Ikstadt mit verschiedenen Gelehrten Freundschaft, durchsucht die öffentlichen und Privat-Büchersäle, und bereichert seinen Geist mit neuen Kenntnissen. Bonneval reist nach der Türkei, Ikstadt aber bleibt noch einige Zeit in Venedig. Bald darauf reist er mit wenigem Reisegelde durch Holland, nach England, und hängt in London eine Tafel vor seinem Quartier aus, mit der Aufschrift: Hier lernt man Mathematik, Griechisch und Latein. Der große Neuton giebt ihm noch auf seinem Krankenlager verschiedene Erläuterungen über die dunkelsten Stellen seiner Schriften. Popen lernte er auch persönlich kennen.

In dieser für ihn sehr günstigen Lage forderte ihn sein zu Veränderungen geneigter Geist plötzlich auf, eine Reise nach Schottland und Irland zu unternehmen. Er vollendete die Reise glücklich, kam im Jahr 1725 nach London zurück, und hätte sich

jetzt

jetzt mit seinen erworbenen Geschicklichkeiten leicht fortheifen können; aber Wolfs großer Ruf lockte ihn nach Deutschland zurück. Er gieng nach Marburg, und durchwanderte, von Wolfen geleitet, das ganze Gebiet der Philosophie. Sein Lehrer machte ihn zum Magister, und verschaffte ihm die Erlaubniß, über Philosophie und Mathematik Vorlesungen halten zu dürfen. Hier fieng er an, die Rechte zu studieren, mit dem Vorsatze, einstens seinem Vaterlande nützlich zu werden.

Im Jahr 1729 verließ Ickstadt die Universität Marburg, und kehrte nach Mainz zurück, wo er die Doktorwürde annahm. Hier fand er zwar sein Fortkommen nicht, aber durch einen glücklichen Zufall lernte er auf einem Spatziergange den mainzischen Großhofmeister, Grafen Stadion kennen, und dieser große Mann, der so manches Genie unterstützt hat, wurde auch sein Beförderer. Durch Vermittlung des Grafen wurde er im Jahre 1731 Professor der Rechte in Würzburg mit Hofraths Charakter, und einem ansehnlichen Gehalte. Er kämpfte auf dieser Stelle unerschrocken, unter dem Schutze seines weisen Fürsten, gegen eingerissene Vorurtheile, führte unter seinen Glaubensgenossen eine bessere Lehrart und protestantische Lehrbücher ein, und sein Hörsaal war der Sammelplatz von den edelsten Jünglingen Deutschlands. Aber Ickstadt wurde bald auf eine noch glänzendere Laufbahn berufen. Der deutsche Kaiser Karl VII, damaliger Churfürst von Baiern, suchte für seinen Churprinzen einen Lehrer und Erzieher. Graf

Stadion, der bei allen deutschen Fürsten in großem Ansehen stund, schlug seinen Liebling Ickstadt zu diesem wichtigen Posten vor, und man berief ihn unverzüglich. Er gieng also nach München, als Lehrer des Churprinzen, unter dem Charakter eines churbaierischen Hofraths, und ordentlichen Lehrers der Rechte auf der Universität Ingolstadt, mit einem jährlichen Gehalt von 2500 Thalern.

Hier wurde nun Ickstadt auf einmal in diejenige Sphäre der Wirksamkeit gesetzt, wozu ihn die Vorsicht bestimmt hatte, wurde in den interessantesten Angelegenheiten unsers Vaterlandes bei den damaligen Unruhen gebraucht, und schrieb auch verschiedene Deduktionen für das Haus Baiern. Er war dabei gegenwärtig, als Churfürst Karl Albrecht in Böhmen einbrach, Prag eroberte, und sich von den Ständen des Königreichs huldigen ließ. Bei dieser Gelegenheit wurde er zum böhmischen Hofrath ernannt und geadelt. Er begleitete Karln VII auf die Kaiserwahl nach Frankfurt, und wurde sodann Reichshofrath. Nach Karl VII Tod ward er Beisitzer vom Reichsvikariatsgericht, und in Reichsfreiherrnstand erhoben. Endlich machte ihn sein Churfürst zum Geheimenrath und Vicekanzler des zu München neuerrichteten Revisionsraths. Im Jahre 1746 erhielt er die Verwesung des gefreiten unmittelbaren kaiserlichen Landgerichts zu Hirschberg und das Direktorat der Universität Ingolstadt, wobei er noch zum Lehrer des Natur- und Völkerrechts, des deutschen Staatsrechts, der Oekonomie und Kammeral-Wissenschaften ernannt wurde.

Diese Universität dankte ihm eine neue Einrichtung und ihren stärksten Flor. Die meisten Aemter in Baiern wurden mit Ickstadts Schülern besetzt.

Neid und Mißgunst mußten einem Manne, wie Ickstadt, und auf einer Laufbahn, wie die seinige war, natürlich oft in Weg kommen. Besonders machte ihm die Einführung protestantischer Lehrbücher zu Ingolstadt viel zu schaffen, und veranlaßte sogar eine Hofkommission zur Untersuchung der innern Zwistigkeiten in Ingolstadt. Aber auch diese schlug zum Vortheil seiner guten Sache aus. Auch die churbaierische Akademie der Wissenschaften hat ihm viele vortreffliche Einrichtungen zu danken. Groß ist ferner sein Antheil an den Erziehungsanstalten, die in Baiern seit dem Sturz des Jesuiterordens gemacht worden sind. Die Grenzstreitigkeiten zwischen Baiern und Böhmen sind durch ihn beigelegt worden. Bis an sein Ende behielt er Heiterkeit und Stärke des Geistes bei, und der Tod überraschte ihn, da er eben einen Brief zusiegelte. Er starb 1776 zu Waldsassen in der Oberpfalz, nachdem er sein Leben auf volle 74 Jahre, von wenig Krankheiten und Leibesbeschwerden unterbrochen, gebracht hatte.

Ickstadt besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Seinem Gedächtnisse, das ihm bis ins Alter treu blieb, war es leicht, das meiste Wissenswürdige zu fassen. Daher besaß er eine unter den Gelehrten, zumal katholischer Seits, seltene Sprachkenntniß. Er verstund das Lateinische, wie ein geborner Römer, kannte die besten Schriftsteller in dieser Spra-

che beinahe auswendig, und drückte sich sowohl schriftlich als mündlich mit einer seltenen Leichtigkeit darinn aus. So hatte er auch die griechischen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber und Redner in ihrer Sprache gelesen, und pflegte sich zuweilen der süßen Täuschung zu überlassen, als lebte er zu Perilles Zeiten in Athen. Englisch, Italiänisch, Französisch und Holländisch las und sprach er mit vieler Vollkommenheit, und selbst die spanische und portugiesische Sprache war ihm nicht unbekannt. Besonders aber gefielen ihm die englischen Philosophen Toland, Bolingbroke und Shaftsbury. Deutsch schrieb und sprach er, wie man es von einem Manne erwarten konnte, der vor den Zeiten der glücklichen Revolution des deutschen Geschmackes geboren und erzogen wurde. Desto größer und ausgebreiteter waren seine Kenntnisse in andern Wissenschaften, besonders in allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit. Seine Einsichten in die Staatskunst zeigten sich bei den verschiedenen großen Aufträgen, die er mit Muth und Weisheit zum Nutzen des Staats durchzusetzen wußte. Ueberhaupt war er zum Staatsmanne geboren. Er hatte eine Person, die beim ersten Anblicke Achtung gegen ihn erweckte, Kenntnisse von sehr weitem Umfange, Sprachstärke, Anmuth im Umgange, und einen tiefeindringenden Beobachtungsgeist. Seine zahlreichen Schriften über verschiedene Rechtsmaterien tragen alle das Gepräge großer und weiter

Gelehrsamkeit; aber nicht immer das Gepräge großer und edler Gesinnungen. Ickstadt scheint in seinem ganzen Leben selten seine Meinung, sondern meist die Meinung anderer ausgeführt und behauptet zu haben.

Seine Ergötzungen waren sehr einförmig; seine Bücher, denn er lebte und webte in seinem Studierzimmer, ein Freund, der mit ihm in der Liebe zur Weisheit sympathisirte, sein kleines Landgut, und zuweilen eine Reise nach München, war der ganze Kreis seiner Erholungen. Er haßte alle Ausschweifungen. — Daher seine ausnehmende Mäßigkeit, die ihn bis ins Alter gesund, stark, und zu jedem Geschäfte tauglich erhielt.

Der acht und zwanzigste August.

Gest. Johann Christian Blum.

Privat-Gelehrter zu Ratenau.

Das stille Leben dieses braven Mannes war nicht unfruchtbar für Wissenschaften und Geschmack. Als Prosaiker und als Dichter hat er Denkmale seines Geistes hinterlassen, die ihn noch lange überleben werden. Er war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Ratenau in der Mittelmark, geboren am 19ten November 1739. In seinem 5ten Jahre hatte er das Unglück, daß er von einem betrunkenen Menschen überritten ward, wodurch seine natürliche Schwäche und Kränklichkeit sehr vermehrt wurde. Blos die Zärtlichkeit seiner Mutter, seine eigene Mäßigkeit und genaue Lebensordnung machte es möglich, daß er zu einem etwas beträchtlichen Lebensalter gelangte. Sein Vater, der stets kränklich war, fand Geschmack an der Lektüre, und flößte diese Neigung auch seinem Sohne ein. Es war aber gar nicht seine Absicht, daß er einen Gelehrten aus ihm ziehen wollte, vielmehr wünschte er, da er der einzige Sohn war, daß er einmal seine Handlung fortsetzen könnte, und bestimmte ihn daher zum Kaufmann.

Indessen starb der Vater, da Blum etwa 11 Jahre alt war, und somit änderte sich das ganze Projekt wegen der künftigen Lebensart des jungen Menschen. Seine Mutter glaubte an ihrem Sohne Anlage und Neigung zum Predigerstande zu bemerken, weil er gewöhnlich des Sonntags seinen Schwestern und deren Gesellschafterinnen geistliche Lieder auf dem Klavier vorspielte, welche diese mit ihrem Gesange begleiteten, und ihnen dann kleine Reden hielt, oder ihnen aus einem moralischen Buche kleine Stellen vorlas. Sie brachte ihn also 1754 nach Brandenburg auf die Saldersche Schule, und 3 Jahre hernach auf das Joachimsthal nach Berlin. Hier, wo er freilich wenig Nahrung für seinen Geist fand, weil Philosophie und schöne Wissenschaften damals nicht in dem Geschmack gelehrt wurden, daß sie für einen lernbegierigen Jüngling Interesse hätte haben sollen, studierte er mehr für sich, und bildete sich nach den besten Mustern. Man bemerkte ihn leicht unter der Menge seiner Mitschüler, und er bekam Freiheiten, welche den andern untersagt sind, weil sie sie zu misbrauchen pflegen. Durch eine von ihm selbst verfertigte Rede, die er öffentlich hielt, wurde Ramler auf ihn aufmerksam gemacht, und ihm von dieser Zeit an gewogen.

Im Jahr 1759 gieng Blum nach Frankfurt an der Oder, um Philosophie und schöne Wissenschaften, und nebenher Jurisprudenz zu studieren. Am meisten hatte er dem berühmten Alex. Baumgarten zu danken, von dem er stets mit Dank und Begeisterung sprach. Er schloß eine vertraute Freund-

schaft mit Jünglingen, die sich in der Folge als Männer berühmt machten.

Als er die akademischen Jahre vollendet hatte, war er anfangs Willens, philosophische Vorlesungen zu halten, und sich so zu einer Professur geschickt zu machen. Allein bald bestimmten ihn Familienverhältnisse und seine Kränklichkeit nach keinem öffentlichen Amte zu streben, sondern in seiner Vaterstadt als Privatmann zu leben. Die Bürger in der Stadt konnten es anfangs nicht begreifen, wie ein Mann, von dem es bekannt war, daß er etwas rechts gelernt hatte, ohne Amt bleiben, und nach ihrer Meinung sich ganz dem Müssiggang ergeben könnte. Diesen Leuten war es unbegreiflich, wie ein Mann recht fleißig und arbeitsam auch ohne Amt seyn könnte. Sie nannten ihn nur den Müssiggänger, weil sie ihn öfters spatzieren gehen sahen, und nicht begreifen konnten, daß man auch selbst beim Spatziergang beschäftigt seyn könnte. Aber sie wurden eines bessern belehrt, als er seine vortreffliche Schrift: Spatziergänge herausgab.

Wie richtig und vortrefflich Blum dachte, wie er überall Beförderung des Glücks und der Tugend seiner Mitmenschen vor Augen hatte, wie sehr er mit seiner eigenen Besserung beschäftig war, leuchtet sowohl aus der genannten Schrift, als auch aus seinen neuen Spatziergängen, und aus den schönen Reden hervor, die er 1777 in 2 Bänden drucken ließ. Sein deutsches Sprichwortbuch, 2 Bände 1780, enthält eine Entwicklung und Auslegung vieler deutschen Sprichwörter, welche nach

einer Erklärung sehr viel Vortreffliches enthalten. Seit dem Jahre 1765 hatte er sich durch lyrische Gedichte und Idylien, die er zu verschiedenen Zeiten herausgab, sehr vortheilhaft bekannt gemacht. Seine Poesieen sind fließend und gedankenvoll, und führen immer auf dankbaren Genuß der Natur, auf Betrachtung, der Schicksale des Lebens, und auf gefällige Moral zurück; sie werden ihm auf alle Zeiten einen Platz unter Deutschlands besten Dichtern sichern.

Er genoß nun auch in seiner Vaterstadt die Schätzung, die seinen Verdiensten gebührte. Seine Mitbürger sahen ihn gern in ihren Cirkeln, und fanden an ihm einen sehr unterhaltenden Gesellschafter. Aber auch Personen vom ersten Stande suchten seine Bekanntschaft. Der menschenfreundliche, und auf so vielfache Art verdiente Domherr von Rochow sah es gern, wenn der Dichter Blum ihn besuchte. Bei seinem Aufenthalte in Berlin bekam er Zutritt in den angesehensten Häusern der Staatsmänner und Gelehrten, die ihn mit der Achtung behandelten, welche seinen Verdiensten gebührte. Selbst König Friedrich Wilhelm II gab dem Dichter Beweise seines Wohlwollens. Blum glaubte, daß das Landleben seiner schwächlichen Gesundheit zuträglicher seyn müßte, als das Leben in der Stadt. Er hatte sich ein kleines Gütchen gekauft, dessen Wohngebäude aber sehr baufällig waren. Der größte Theil seines ohnedieß nicht beträchtlichen Vermögens war zum Ankauf verwandt worden, so daß die Verbesserung der Gebäude seine Kräfte überstieg. Gerührt stellte er dem Monarchen seine mißliche Lage in einem Gedichte vor, und erhielt

von demselben 2000 Thaler, um seine Wohnung nach eigenem Geschmacke einrichten zu können.

Nur wenige Jahre genoß Blum die Annehmlichkeiten seines neuen Aufenthalts im Schooße der Natur, und das Glück einer sehr zufriedenen Ehe. Seine Schwächlichkeit nahm immer zu, und es zeigten sich allmählig die Vorboten eines nahen Todes. Wer ihn in seiner Krankheit besuchte, bewunderte die Standhaftigkeit, mit der er alle Schmerzen ertrug, und den Muth, mit welchem er seinem Tode entgegen sah. „Auf die Erlernung der großen Weisheit, glücklich zu sterben, sagte er, habe ich ja mein ganzes Leben verwendet.“ Er traf vor seinem Tode noch manche Verfügungen. Seine ganze Bibliothek, Landkartensammlung vermachte er der Schule seiner Vaterstadt, und wegen seines Begräbnisses verordnete er, daß er in einem ganz einfachen Gewölbe begraben seyn wollte, daß seine Grabschrift blos aus den Worten bestehen sollte: Hier liegen die Gebeine Blums. Seine zärtliche Gattin wartete und pflegte ihn bis zum letzten Augenblicke; als er nichts mehr genießen konnte, benezte ihn seine Gattin mit Wein, um ihn zu erquicken, und der mit dem Tode ringende Dichter sagte: „Ach bestes Weib, du salbest deinem Dichter zum Tode ein.“ Nachdem er allen seinen Freunden, die sich um das Sterbebette versammelt hatten, seinen Segen gegeben, und den rührendsten Abschied von ihnen genommen hatte, starb er 1790 in einem Alter von 57 Jahren.

Blum besaß einen vortrefflichen Charakter. Er schien freilich, wenn man ihn das erstemal in eine Ge-

sellschaft treten sah, zurückhaltend zu seyn, allein er ward offen, sobald er nur erst die Menschen kennen lernte, mit denen er sich unterhalten sollte. Seine Kränklichkeit war Ursache, daß er nicht immer so heiter seyn konnte, als er wünschte. Einfach in seiner Kleidung, liebte er die größte Reinlichkeit und Ordnung in seinem Anzuge, ohne daß er deshalb gezwungen aussah. Bei mittelmäßigen Vermögensumständen und ohne Einnahme von einem einträglichen Amte, wußte er diesen Mangel durch eine große Oekonomie zu ersetzen. Die Wahrheit liebte er so sehr, daß es ihm nicht möglich war, sie zu verstellen. Seine Grundsätze, die er unverändert beibehielt, hatten einen sehr sichtbaren Einfluß auf seinen ganzen Charakter. Er war nie strenge in der Beurtheilung anderer, strenge in Absicht seiner eigenen Fehler. Wer einmal sein Freund war, blieb es gewiß immer. Jeder liebte und schätzte ihn, der mit ihm in Verbindung stand, und er hatte vielleicht keinen einzigen persönlichen Feind.

Der neun und zwanzigste August.

Geb. Johann Locke.

Kommissair der Kommerzien und englischen Kolonieen in London.

In England stand Locke geraume Zeit an der Spitze der spekulativen Philosophen, und bis heute verehrt ihn die ganze kultivirte Welt als einen Gelehrten von großen Talenten und bleibendem Verdienst. Er wurde im Jahr 1632 zu Wrington unweit Bristol geboren. Sein Vater war Hauptmann unter den Parlamentstruppen während der bürgerlichen Unruhen unter Karl I, und verlohr in diesen Verwirrungen einen Theil seiner Güter. Der junge Locke studirte erst zu London, und hernach zu Oxford. Die aristotelisch-scholastische Philosophie, die hier noch herrschte, ward ihm bald verleidet; er hatte überhaupt keinen Sinn für die akademischen Lehrvorträge, wie sie damals waren, und begnügte sich, seinen Geschmack und seine Schreibart durch das Studium der klassischen Literatur und durch den Umgang mit aufgeklärten Weltleuten auszubilden.

Erst die Lektüre der Schriften des Cartesius weckte sein philosophisches Talent. Ungeachtet ihm das System desselben an sich keinen Beifall abgewann, und vieles dagegen einzuwenden hatte, so zogen ihn doch die Klarheit der Ideen und des Ausdrucks an, und er machte daraus den Schluß, daß die Schuld seiner bisherigen Unwissenheit nicht in ihm, sondern in den Lehrern und Schriftstellern liege, die er gehört oder gelesen hatte. Nun widmete er sich mit neuem Eifer den Wissenschaften, vornemlich dem Studium der Medicin. Er hat diese zwar in der Folge niemals praktisch ausgeübt, weil seine schwächliche Gesundheit dieß nicht zuließ; hat sich auch nicht einmal die medicinische Doctorwürde erworben; aber er ward nichts desto weniger nach dem Zeugnisse mehrerer seiner gelehrten medicinischen Zeitgenossen einer der gründlichsten Kenner jener Wissenschaft.

Im Jahr 1664 begleitete er einen englischen Gesandten als Sekretair an den brandenburgischen Hof, und lebte ein Jahr hindurch in Berlin. Bei seiner Rückkunft nach England ward er dem Kanzler Grafen von Shaftsbury bekannt, der sich seines medicinischen Raths bediente, und ihn in kurzem seiner vertrauten Freundschaft würdigte. Locke lebte in dem Hause dieses vortrefflichen Mannes zu London, ohne daß er nöthig gehabt hätte, für seinen Unterhalt durch medizinische Praxis zu sorgen. Nach einigen Jahren begleitete er den Grafen von Northumberland auf einer Reise in Frankreich, und blieb während einer Excursion seines

Gönners nach Rom bei der Gemahlin desselben, mit welcher er nach dem Tode des Grafen nach England zurückkehrte. Jetzt lebte er wieder in Shaftsbury's Hause, und als dieser Großkanzler von England wurde, erhielt Locke die Stelle eines Sekretairs bei den Präsentationen der Beneficien, und bald bei einer sehr einträglichen Kommerzkommission, die aber nicht lange dauerte.

Locke's Gesundheit nahm immer mehr ab, daher begab er sich nach Montpellier in Frankreich, und kam erst nach einigen Jahren zu Shaftsbury zurück. Als dieser in Ungnade fiel, und das Vaterland verlassen mußte, hielt sich auch Locke nicht für sicher, und wählte deswegen Amsterdam zu seinem Wohnorte. Seine Besorgnisse waren nicht ungegründet gewesen, denn es ergieng wirklich ein königlicher Befehl, daß er gefangen genommen und nach England ausgeliefert werden sollte. Er mußte sich deswegen bei seinen Freunden verborgen halten. Da endlich aber in England die Revolution erfolgte, durch welche Prinz Wilhelm von Oranien den englischen Thron bestieg, so bekam auch er nicht nur die Freiheit wieder, sondern ward auch Kommissair der Kommerzien und Kolonien, und wurde noch größere Vortheile von jener politischen Veränderung gezogen haben, wenn seine schwache Gesundheit erlaubt hätte, öffentliche Geschäfte, die eine größere Anstrengung erforderten, zu übernehmen. Damals befand sich die Münze in England in sehr schlechten Umständen, weil man dieselbe unter der vorigen Regierung sehr beschnitten hatte. Locke machte auf die Nachtheile dieser für einen Handelsstaat so wich-

tigen Angelegenheit aufmerksam, und seine Vorschläge wurden von der Regierung, als die zweckmäßigsten befolgt. Ueberhaupt führte er bei mehrern politischen Angelegenheiten die Feder mit Nachdruck und Einsicht.

Erst im Jahre 1694 trat er endlich mit seinem unsterblichen Werke über den menschlichen Verstand hervor. Es wurde mit so lautem Beifalle aufgenommen, daß schon in den folgenden Jahren neue Auflagen nöthig wurden. Locke hatte denselben Zweck, als Kant. Er wollte den Inhalt und Umfang des menschlichen Verstandes bestimmen, und durch Festsetzung seines Gebiets der Philosophie nicht nur eine sichere Grundlage bereiten, sondern auch aus ihr die Streitsucht und den Geist des Zweifels verbannen. Obschon die Lockische Philosophie dem Tadel des Mangels nicht entgehen kann, so ist sie doch an sich und durch die Folgen immer eine merkwürdige Erscheinung. Es bleibt Locken das große Verdienst, den Empirismus einmal mit aller Strenge durchgeführt zu haben. Er hat dadurch manche Irthümer der ältern gangbaren Theorieen von der Natur und dem Ursprunge der Erkenntniß aufgedeckt; und seinen Nachfolgern die Erfindung des Wahren erleichtert. Er hat ferner ein treffliches Beispiel einer psychologischen Analyse der Vorstellungen und Begriffe gegeben, und dadurch eine sorgfältigere und zweckmäßigere Behandlung der emperischen Psychologie veranlaßt. Dazu kam sein simpler, ruhiger, deutlicher und doch edler philosophischer Styl, der in seiner Art musterhaft ist, dessen eigentliche Schönheit aber freilich nur im Originale ganz empfunden werden kann.

Mit Locke'n beginnt in Ansehung der Erziehung und des Unterrichts eine neue Periode. Denn er hat darüber in einer eigenen Schrift so vortrefflich durchdachte und anwendbare Grundsätze ertheilt, daß man sein Handbuch der Erziehung noch bis heute eine pädagogische Bibel nennen kann, die, der Hauptsache nach, alles enthält, was man glauben und thun muß, um vernünftig zu erziehen. In höhern Jahren beschäftigte sich Locke viel mit Lesung der Bibel, schrieb über die Vernunftmäßigkeit des Christenthums, und erklärte einige paulinische Briefe mit so viel Einsicht in den wahren Sinn und die nächste Absicht derselben, daß man ihn mit Recht unter die Reformatoren der Schriftauslegung rechnen kann, denen man eine richtigere und uneingenommenere Erkenntniß des wahren Sinnes der Schrift zu danken hat. Unter steter Kränklichkeit verlebte er seine letzten Jahre meistens auf dem Lande. Eine Verkältung, die er sich 1697 auf einer Reise nach London im Winter, um dem Verlangen des Königs, der sich mit ihm zu unterreden gewünscht hatte, ein Genüge zu thun, zugezogen hatte, verschlimmerte seinen Gesundheitszustand außerordentlich. Er starb am 20sten Oktober 1704 in seinem siebenzigsten Lebensjahre.

Locke besaß eine große Kenntniß der Welt und ihrer Geschäfte. Durch seine Rechtschaffenheit gewann er die Achtung des Volks. Seine Klugheit, seine Erfahrung, sein edles, verbindliches Betragen, verschaffte ihm die Ehrerbietung seiner Untergebenen, die Achtung derer von gleichem Stande,

die

die Freundschaft und das Zutrauen der Höhern. Er wußte das, was er studirt hatte, sehr gründlich, zog sich aber deswegen nicht andern vor. Niemand war lehrbegieriger als er, und er fand sich niemals beleidigt, wenn man seine Meinung nicht annehmen wollte. An dem Umgange mit allerlei Personen ergötzte er sich sehr, und auch auf diesem Wege erwarb er sich vortreffliche Kenntnisse in den Künsten und der Handlung. Sein Umgang war jedermann angenehm; er war sehr geneigt zu ernsthaften und nützlichen Gesprächen, nahm aber auch gern einen freien und scherzhaften Ton an. Gegen die Armen war er sehr wohlthätig, und verschaffte den Kranken die Arznei, welche er ihnen verschrieb. Als Freund der Ordnung führte er über alles eine richtige Rechnung. War Locke irgend einer Begierde unterworfen, so war es der Zorn, den er aber in Schranken zu halten wußte.

Der dreissigste August.

Geb. Frobenius Forster.

Gefürsteter Abt zu St. Emmeran in Regensburg.

Die Muse der Geschichte bewahrt das Andenken dieses Fürsten unter der Zahl jener Edlen, die ihren erhabenen Stand mit Weisheit und Tugend schmückten. Er war im Jahr 1709 zu Königsfeld in Baiern geboren. Obgleich seine Eltern arm und von gemeinem Stande waren, so gaben sie doch ihren Kindern eine sehr gute Erziehung, und erlebten das seltene Glück, sie alle gut versorgt zu sehen. Frobenius studirte in Freysingen und Ingolstadt Theologie, und fand Gelegenheit, durch sein schönes Aeussere sowohl, als durch seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit, in dem Reichsstifte St. Emmerau aufgenommen zu werden. Nach einem musterhaft vollbrachten Probejahr legte er am 8ten December 1728 das feierliche Gelübde zur Beobachtung der Regel des heiligen Benedikts ab. Er wurde 1733 zum Priester geweiht, und 2 Jahre darauf Professor der Philosophie in seinem Stifte. Er bemühte sich, die Pflichten dieser Bestimmung möglichst zu erfüllen, und erwarb sich bald so vielen Beifall, daß die Universität zu Salzburg ihm 1744 ihren philosophischen Lehrstuhl anvertraute.

Frobenius hatte den Muth, zuerst in jenen Gegenden als Lehrer des Wolfischen Systems aufzutreten,

und Lockens und Leibnitzens Grundsätze öffentlich vorzutragen und zu prüfen. Heftig war der Widerstand, den er fand, aber unerschütterlich der Muth, mit dem er hellere Erkenntniß verbreitete. Er lehrte auch in Salzburg Experimentalphysik, die bis dahin so gut als völlig unbekannt gewesen war, brachte seinen Instrumentenvorrath mit, und erwarb sich dadurch den Ruhm, daß er nicht wenig zur Vermehrung der gelehrten Kenntnisse seiner Schüler beigetragen habe.

Nach einem Zeitraum von drei Jahren, kehrte er nach seinem Stift zurück, und lehrte Philosophie und Exegese mit so großem Beifall, daß selbst der berühmte Kardinal Quirini, der seinen Vorlesungen beiwohnte, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ein so gelehrter Mann verdiente es allerdings, daß man ihn durch höhere geistliche Würden belohnte. Im Jahr 1750 ward er Prior seines Stiftes. Auch in diesem neuen Posten widmete er seine Musestunden dem Studium der Geschichte, und dem Briefwechsel mit gelehrten Männern; mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Nach einiger Zeit ward er Probst zu Hohengebrahin, wo er die ihm zukommenden Geschäfte und Obliegenheiten mit der strengsten Pünktlichkeit verwaltete. Und so stieg er von einer geistlichen Würde zur andern, bis er am 15ten Jul. 1762 zum Fürst-Abt erwählt wurde. Mit einem höhern Grade von Würde und Ansehen vermehrten sich auch seine Geschäfte und Pflichten, aber dieß hinderte ihn nicht, seine gelehrten Arbei-

ten forzusetzen, und eben so fleißig und anstrengend in seinem Kabinete zu arbeiten.

Vornemlich widmete er sich dem Studium der vaterländischen Geschichte, und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das durch Karln den Großen so wichtig gewordene Jahrhundert. Besonders wünschte er die Werke des gelehrten Alcuin vollständiger herauszugeben, als man sie bisher hatte. Es lagen noch sehr viele Schriften von diesem gelehrten Mann in den Archiven und Bibliotheken versteckt, welche der fleißige Abt aufzusuchen bemüht war. Als er eben mit dieser Sammlung beschäftig war, und deshalb seinen gelehrten Briefwechsel noch weiter ausdehnte, erfuhr er, daß der Benediktinermönch Ildephons Catelinat, einen beträchtlichen Vorrath von Alcuins Schriften gesammelt habe. Er suchte die Bekanntschaft dieses gelehrten Mönchs, der seine Sammlung mit einer seltenen Uneigennützigkeit dem Fürsten überließ. Eben so wurde er hierin von andern Gelehrten unterstützt, daß er endlich in den Stand gesetzt wurde, 1777 Alcuins sämmtliche Werke aufs prächtigste erscheinen zu lassen. Diese Ausgabe gereicht nicht blos der Gelehrsamkeit, sondern auch dem Geschmack des Herausgebers zur Ehre. Sie besteht aus 4 Folio Bänden.

Er erndtete den gerechtesten Dank des Publikums, den Beifall unbestochener Kenner und mancherlei Belohnungen dafür ein. So wurde er zu Göttingen und München in den daselbst befindlichen gelehrten Gesellschaften zum Mitglied aufgenommen, und Pabst Pius VI erwies ihm bei seinem Auf-

enthalt in München die ausgezeichnetste Ehre, und machte ihm ein Geschenk mit den Werken des heiligen Maximus, die durch seine Veranstaltung herausgekommen waren.

Frobenius suchte die Kultur der Wissenschaften in seinem Stift immer mehr zu verbreiten, und gab seinen Religiosen dazu alle mögliche Veranlassungen, durch Herbeischaffung der nöthigen Hülfsmittel und beständige Vermehrung derselben. Zuerst sorgte er für geschickte Lehrer, denen er den Unterricht in einer gründlichen und nutzbaren Philosophie auftrug. Die Physik bekam ihren eigenen Lehrer, der Mechanikus Brander in Augsburg mußte alle nöthigen Instrumente verfertigen, und Frobenius sorgte auch für ein Naturalienkabinet zum Gebrauch seines Stifts, indem er von mehrern Naturfreunden und Naturaliensammlern darin unterstützt ward. Vorzüglich sah er darauf, daß die Geschichte nach den Quellen gelehrt wurde; zu dem Ende unterwies er seine Untergebenen selbst in der Kunst, die wahren Urkunden von der falschen zu unterscheiden. Er legte ein auserlesenes Münzkabinet an, weil Münzen zur Aufhellung der Geschichte so viel beitragen. Auch zur Anlegung einer Sternwarte, und zur Vermehrung der Bibliothek gab er Veranlassung. Den berühmten Benediktiner aus der Kongregation zu St. Maur, Karl Lancelot, ließ er in sein Stift kommen, und von 1771 bis 1775 orientalische Sprachen lehren. Daher kam es, daß die Schüler dieses Gelehrten den Geschmack an der orientalischen Literatur immer

mehr in Baiern verbreiteten, und gelehrte Männer in diesem Fache aufstellen konnten, welche noch jetzt dem katholischen Deutschland zur wahren Ehre gereichen.

In jeder Hinsicht verdiente Frobenius den Namen eines weisen und gütigen Vorstehers. Von allem Eigensinne frei, legte er den jüngern Zöglingen des Ordens keine Peinigung auf, durch die doch nichts anders bewirkt wird, als daß ihnen die Last eines durch mancherlei Entehrungen an sich schon schweren Standes noch schwerer und fast unerträglich wird. Nicht durch zwecklose Entsagung und selbstgemachte Leiden sollten sie sich von andern Menschen unterscheiden, sondern durch reinere Tugend, durch ausgebreitetere und gründlichere Wissenschaft. Sein Betragen gegen sie, war ganz die Art, wie ein Vater geliebte Söhne behandelt. Selbst wahrhaft fromm, suchte er seine Religiosen auch so zu bilden. Wenn er einen von ihnen zur Seelsorge ausschickte, nahm er mit der größten Rührung von ihm Abschied, und pflegte ihm dann besonders den Spruch der Bibel ans Herz zu legen: „Erzeiget jedermann Ehre, liebt die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König!“

Arme und Nothleidende fanden an ihm einen weisen Versorger, und es machte ihn oft innig betrübt, daß er nicht allen helfen konnte. In den Zeiten der allgemeinen Theurung zeigte er sich wahrhaft großmüthig; eben so bei jedem durch Feuer entstandenen Unglück. Oft unterbrach er seine Geschäfte, oder seine Mahlzeiten,

um die Bittschriften der Dürftigen zu unterzeichnen. Besonders suchte er schaamhaften Armen aufzuhelfen, ließ Kinder kleiden und nähren, und verbarg immer, so viel möglich, seine Wohlthaten. Für sich lebte er überaus einfach und sparsam; gleichwohl wendete er viel auf das Bauen, auch da, wo es eben nicht dringend nöthig war. Aber dieses geschah eben aus seinem Bestreben, wahrhaft wohlthätig zu werden, indem seine reine Absicht dabei war, Menschen zu unterstützen, und zugleich zu beschäftigen, ohne welches jene Unterstützung in den mehrsten Fällen keinen Werth hat. „Wenn ich Geld habe, pflegte er zu sagen, so müssen die Arbeitsamen und Dürftigen Arbeit haben." Alle diese edlen Eigenschaften krönte er durch die liebenswürdigste Bescheidenheit, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete. Sein einziger Wunsch war, die reiche Stiftung, welcher er vorstand, so nützlich, und dadurch so berühmt als möglich zu machen.

Im Jahr 1778 erlebte er sein Jubiläum als Ordensmann, und 1783 als Priester. Er verbat sich alle Feierlichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind. Die Beschwerden des hohen Alters, besonders einen gefährlichen Beinbruch ertrug er mit vieler Gelassenheit, ermahnte seine Ordensbrüder, ihm nach dem Tode keine Schande zu machen, und verschied endlich am 11ten Oktober 1791 in einem Alter von 83 Jahren.

Der ein und dreissigste August.

Gest. Thomas Philipp, Freiherr von der Hagen.

Königlich Preußischer Ober-Konsistorial-Präsident.

Ein dankbares Andenken diesem verdienstvollen Geschäftsmanne, der zum Besten des Staats wirkte, so lange er Kräfte dazu hatte. Er war am 12ten December 1729 auf dem ritterlichen Lehnsitze zu Hohen-Nauen bei Ratenau geboren. Nie zu befriedigende Wißbegierde und rastlose Thätigkeit zeichneten ihn als talentvollen Knaben aus. Statt den Vergnügungen seines Alters zu folgen, beschäftigte er sich in Erholungsstunden mit der Mathematik und Mechanik. In seinem 14ten Jahre kam er auf das Berlinische Gymnasium, und er folgte in diesem neu eröffneten weitern Kreise mit heisser Wißbegier seinem natürlichen Hange zur Vermehrung seiner Kenntnisse. Mit besonderer Vorliebe studirte er die lateinische und französische Sprache, und oft entzog er dem Schlaf einige Stunden, um seine leidenschaftlichen Liebe zur Musik zu befriedigen, wodurch er dann auch Virtuos auf der Violine ward. Gesetz war es bei ihm, jeden Abend vor dem Schlafengehen, und jeden Morgen beim Erwachen, einige Oden aus dem Horaz, oder einige Stellen aus französischen Dichtern zu lesen, und der

dadurch gewonnene feste Geschmack an klassischer Literatur und Kunst füllte noch im Geschäftsleben und im hohen Alter seine Musestunden auf eine sehr angenehme Art aus. Er fieng auch als Gymnasiast ein Tagebuch in lateinischer Sprache an, welches mit moralischen Reflexionen verwebt, von den Jahren 1743 bis 1774, mitten im thätigsten Geschäftsleben ununterbrochen von ihm fortgeführt worden ist.

In Halle verlebte Hagen seit 1748 seine akademischen Jahre, und zeichnete sich eben so sehr durch ein stilles, sittliches Betragen, als durch den Eifer aus, womit er seinen Zweck verfolgte. Einige Reisen durch Deutschland waren nicht lange von ihm zurück gelegt worden, als ihn die Kränklichkeit seines Vaters 1754 nöthigte, die Stammgüter zu übernehmen, und Landwirth zu werden.

Gewohnt, in jeder Sache ganz das zu seyn, was er seyn konnte, ward er nunmehr ein eifriger Landwirth, und verbesserte jetzt in der Folge die väterlichen Besitzungen. In freien Stunden blieb er indessen den Musen treu, und richtete seine Studien besonders auf historische und genealogische Ausarbeitungen, mit Aufsuchung und Entwicklung aller Urkunden. So lebte er in stiller Abgezogenheit, als Gelehrter und Oekonom, bis ihn Friedrich der Große im Jahre 1767 aus eigener Bewegung zum Präsidenten des Oberkonsistoriums, des Berlinischen Armendirektoriums und des Kurmärkischen Amts-Kirchen-Revenüen-Direktoriums ernannte.

Bei seinem stets regen Triebe, um sich her Gutes zu wirken, und nach Kräften Glück zu verbrei-

ten, umfaßte er mit Herz und Geist das neue Fach seiner Betriebsamkeit, und ward eben so ganz Geschäfsmann, als er vorher in philosophischer Zurückgezogenheit der Landwirthschaft und seinem Lieblingsstudium nachhieng. Indessen vernachläßigte er auch diese nicht, und widmete die von seinem Dienste nicht besetzten Stunden fernerhin gelehrten Studien und litterarischen Arbeiten, bei denen er während seiner ganzen Lebenszeit zwischen den ermüdendsten Geschäften seine süßeste Erholung suchte und fand — so wie der Administrirung seiner Güter. In rastloser Wirksamkeit opferte er häufige Nachtwachen den öffentlichen Geschäften, um wieder auf Stunden neu entworfene Anlagen, neu aufgeführte Gebäude, neugeschaffene Plane auf seinen Gütern selbst nachzusehen und realisiren zu lassen. Sein Monarch wußte dieß zu beurtheilen, und erwiederte einst, als jemand an seiner Tafel die Bemerkung fallen ließ, daß der Präsident von der Hagen wohl seinen Dienst vernachlässigen möchte, weil er so häufige kleine Reisen nach seinen Gütern unternähme: „Der Mann ist brav, er hat Kinder, wird schlecht bezahlt, und kann also seine Familien-Angelegenheiten nicht ganz negligiren.“

Im hellsten Lichte zeigte sich Hagen, als Friedrich in den Jahren 1774 und 1777 die Straßenbettelei in der Residenzstadt Berlin abgestellt, und das dortige Arbeitshaus besser eingerichtet wissen wollte. Er entwarf zu dieser Verbesserung den musterhaften, von dem König bestätigten Plan, und realisirte ihn mit dem lobenswürdigsten Eifer. Selbst gieng er mit den Deputirten der Bürgerschaft in die Palläste der

Großen, und sammelte Almosen für die Hülfsbedürftigen, welche nicht mehr die Vorübergehenden verfolgen, und in ihrer Dürftigkeit oder Verstümmlung ihr Mitgefühl empören durften. Seine wohlthätige Menschenliebe umfaßte hiebei zugleich das große Friedrichs-Waisenhaus, und schuf es zu einer so vortrefflichen Anstalt um, daß es, so wie die andern Armenanstalten, in der Folge mit Vergnügen von Fremden besucht und bewundert wurde. Der Beifall seines Monarchen, der schmeichelhafte Dank des Departements-Ministers, seiner Kollegen, der Stadt, und die dankvollen Thränen so vieler Geretteten, waren dafür sein schönster Lohn.

Friedrich bediente sich seiner auch ferner bei vielen wichtigen Geschäften, und ernannte ihn deswegen im Jahr 1780 zum Chef des Oberkollegii-Medici, des Oberkollegii-Medico-Chirurgici und sämmtlichen Medicinal-Anstalten in den preußischen Staaten, zum Oberkurator der Berlinischen Realschule und zum zweiten wirklichen Direktor der Kurmärkischen Landschaft und Städtekasse. Der Nachfolger Friedrichs erhob ihn 1789 zum Präsidenten des Oberschul-Kollegii, und übertrug ihm die Organisirung der Armenanstalten zu Königsberg. In diesem fortwährenden Gewühle ermüdender Geschäfte, welchen der thätige Mann pünktlich vorstand, blieb er beständig seinem Lieblingshange zur Aufsuchung und Zusammenstellung historischer und genealogischer Nachrichten getreu, und machte die Resultate seiner Forschungen in einer Reihe schätzbarer Schriften bekannt. Er schrieb über die adelichen Geschlechte derer von

Brunn, Dornstadt, Wilxnersdorf, edirte besondere Topographieen der Städte Teltow, Freienwalde, beschrieb die Kalkbrüche bei Rüdersdorf u. a. m.

Bei dem dauerhaftesten Körperbau und dem lebhaftesten Geiste erlag Hagen dennoch endlich den herannahenden Schwächen des Alters. Sein Gedächtniß wurde schwach, die Sprache undeutlich und er bekam Anfälle vom Schwindel. Deswegen suchte er im Anfange des Jahrs 1797 seine Dienstentlassung, die er in den huldreichsten Ausdrücken, mit einer Pension von 1000 Thalern erhielt. Aber nur wenige Monate genoß er die verdiente Ruhe, denn er starb im August dieses Jahrs in einem Alter von 68 Jahren.

Gerechtigkeit ohne Härte war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er gieng immer den geraden Weg. In allem, was er recht und gut erkannte, hatte er einen Muth, der nicht wich, bis er alles mögliche versucht hatte, um es durchzusetzen. In Gesprächen vertheidigte er das, was er nach seiner Ueberzeugung für wahr hielt — ohne Unterschied, mit wem er sprach — oft mit leidenschaftlicher Heftigkeit, aber gewöhnlich mit so munterer Laune, daß sich Niemand dadurch beleidigt finden konnte. Seine Wahrheitsliebe war groß, und äußerte sich besonders in seinen Geschäften zum Vortheil der guten Sache. Eine Folge dieser Wahrheitsliebe war, daß er nie etwas versprach, das er nicht hielt. Sein Umgang war, wenn er sich nicht in Gedanken an seine Geschäfte vertieft hatte, sehr angenehm, und besonders in jüngern Jahren, da er mehr sich selbst leben konnte, voll Witz,

Scherz und Lebhaftigkeit. In seinen Privatangelegenheiten war er sanftmüthig und gefällig, und selbst in den Anfällen seiner Krankheiten sehr gelassen. Das gemeine Beste lag ihm sehr am Herzen. Es war seine größte Freude, wenn etwa's Gemeinnütziges geschah, oder geschehen sollte. Er hatte ein sehr weiches und theilnehmendes Herz, und half im Stillen, wo er nur Gelegenheit fand. Wie jeder gute Mensch, hatte er Achtung für sich selbst, ohne indessen Stolz zu beweisen. Seine Religiosität war aufrichtig und warm, aber fern von aller Bigotterie. Sie machte ihn fest in seinen Grundsätzen, stark in seiner Selbstbeherrschung, und rein und treu in seinen Amtsverrichtungen.

Der erste September.

Gest. Johann Nikolaus von Hontheim.

Erzbischöflich Trierscher Weihbischof, erster Konferenzminister. ꝛc. ꝛc.

In den letzten Jahrzehenden des 18ten Jahrhunderts sind in der katholischen Kirche in Absicht auf Religion und Theologie wichtige Veränderungen vorgefallen. Den Grund so vieler wohlthätigen Reformen legte der edle Weihbischof zu Trier. Eben so gründlich als gelehrt bestritt er die Anmassungen des römischen Hofes, und wies dem Primat des römischen Bischofs sehr enge Grenzen an. Eine Blume auf dein Grab, muthvoller Zeuge der Wahrheit!

Johann Nicolaus von Hontheim, geboren zu Trier am 27sten Januar 1701, stammte aus einer alten angesehenen Familie. Mit vorzüglichen Talenten ausgerüstet, weihte er sich unter Anführung der Jesuiten den Studien. In allen Klassen erhielt er die ersten Prämien, und durchaus musterhaft war sein sittliches Verhalten. Nachdem er auf der hohen Schule zu Trier die Rechtswissenschaft studirt hatte, besuchte er einige Jahre hindurch die öffentlichen Vorlesungen zu Löwen und Leiden, und erhielt 1724 in seiner Vaterstadt die juristische Doktorwürde. Allein Neigung und äußere Verhältnisse bestimmten ihn, in den geistlichen Stand zu treten, und alle seine Kräfte dem Wohl der Kirche zu weihen. Sobald er von einer Reise nach Rom zurückgekommen war, ernannte ihn sein aufgeklärter Churfürst Franz

Georg, der Verdienste zu beurtheilen wußte, zum geistlichen Rath am Konsistorium zu Trier, und gleich nachher zum Professor der Pandekten und des Codex. Er bekleidete diese Würde mit allgemeinem Beifall, gab mehrere Disputationen heraus, und hielt verschiedene Promotionen. Sein Wirkungskreis wurde immer ausgedehnter; der Churfürst berief ihn nach Koblenz, ernannte ihn dort zum Official des Untererzstiftischen Kommissariats, und zugleich zum geheimen Referendar in den sowohl einheimischen als auswärtigen geistlichen Geschäften. Mit dem Titel eines geheimen Raths wohnte er den Wahlkonventen Kaiser Karl VII und Franz I bei, wo er für die Hebung der Beschwerden des deutschen Episcopats und für deutsche Kirchenfreiheit eiferte.

Schon im Jahre 1748 erhielt Hontheim die höchste Würde eines geistlichen deutschen Staats; er wurde Weihbischof. Seine ganze Muse war nun den Wissenschaften, und besonders dem Studium der vaterländischen Geschichte gewidmet. Mit ausdauernder Anstrengung, vieler Kosten und mit bewunderungswürdiger Geduld in Ueberwindung der Schwierigkeiten, sammelte er alle archivalische Nachrichten, welche das Erzbisthum Trier betrafen. So entstand die Historia Trevirensis diplomatica, die 1750 in 3 Folianten erschien, denen 1756 noch 2 Bände unter dem Titel eines Prodromus gefolgt sind, Werke, die ihrem Verfasser allein schon einen ansehnlichen Platz unter den historischen Schriftstellern verschaffen.

Es war natürlich, daß ihn dieses Durchforschen alter Urkunden, verbunden mit seiner Kenntniß der

Mißbräuche der römischen Kurie, und eine vertraute Bekanntschaft mit den französischen Schriftstellern, zu einem freien Blick über die rechtmäßige und unrechtmäßige Gewalt des Pabstes geschickt machen mußte. So führten ihn seine Erfahrungen in der gegenwärtigen Welt, und sein Studium und seine Geschichte, zu den kühnen, die Macht des Pabstes erschütternden und seinen Primat beschränkenden Resultaten, die er 1763 unter dem Namen Justus Febronius in seinem unsterblichen Werke De statu ecclesiae, der Welt mittheilte. Indem er sich dadurch um alle katholischen Länder, und um weltliche und geistliche Fürsten, welche durch die päbstlichen Eingriffe und Anmaßungen so viele Jahrhunderte hindurch an Ansehen und Wohlstand so sehr gelitten hatten, höchst verdient machte, mußte er natürlicher Weise die ganze Ungnade der römischen Kurie auf sich ziehen. Sie ließ es nicht an Büchern fehlen, welche ihn widerlegen sollten; aber gegen die Gründlichkeit und Bündigkeit jener Schrift nichts vermochten. Hontheim gab von Zeit zu Zeit einen Band des Febronius nach dem andern heraus, worin er sich unter verschiedenen Namen auf das Beste vertheidigte, und durch diese Schutzschriften die Grundsätze, die in dem ersten Theil enthalten waren, immer mehr bestätigte und verbreitete.

Der römische Hof hatte durch seine Kundschafter bald den Verfasser herausgebracht; aber bei dem mächtigen Schutze, dessen derselbe genoß, konnte der Pabst viele Jahre über nichts gegen ihn thun, als das Buch mit Anathomen, und den Verfasser mit Drohungen ver-

verfolgen. Nachdem Febonius 15 Jahre lang mit Muth und Standhaftigkeit gegen die Verfolgungen des römischen Hofes, und gegen die Angriffe seiner Gegner gekämpft, so unterlag er jenen endlich als ein achtzigjähriger Greis. Noch im Jahr 1777 hatte er einen lateinischen Auszug aus seinem größern Werke herausgegeben, und nicht nur nichts von seinen vorigen Grundsätzen darinn zurückgenommen, sondern sie vielmehr durch neue Zusätze bestätigt. Aber im Jahre 1778 widerrief er sein ganzes System durch ein Schreiben an den Pabst vom ersten November. Die Welt erstaunte über diese unvermuthete Erscheinung, und der Pabst überließ sich der Freude über diesen herrlichen Sieg so sehr, daß er auf eine ganz ungewöhnliche Weise am ersten Weihnachtstage ein Konsistorium hielt, worinn er seinen Triumph über Hontheim durch eine feierliche Rede bekannt machte. Aber damit war freilich weder das berühmte Buch von der Erde vertilgt, noch die Wirkungen desselben gehemmt.

Hontheim genoß nun sein hohes Alter in Ruhe. Den größten Theil des Jahres verlebte er auf der Herrschaft Monquintin, die er gekauft, und durch reizende Anlagen verschönert hatte. Wenn er den Tag über sich mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, so nahm er des Abends, um von seinen gelehrten Untersuchungen auszuruhen, das Gartenmesser zur Hand, beschnitt Bäume, arbeitete sonst etwas, oder machte kleine Spaziergänge ins Feld. Kurz vor seinem Tode erklärte er in Gegenwart mehrerer geistlicher und weltlicher Beamten, daß er immer im katholischen Glauben und seinen Gesetzen gelebt habe,

und auch darin sterben wolle. Er verschied 1791 in einem ehrwürdigen Alter von 90 Jahren.

Bei seinem ausgebreiteten Ruhme genoß Hontheim die Achtung aller Gelehrten und Wahrheitsforscher unter den verschiedenen Religionspartheien. Sein Briefwechsel war ausgebreitet und reich an wichtigen Untersuchungen. Heineccius rühmte sich, daß Hontheim ihm Verbesserungen zum ersten Theil seiner Elementor. jur. Germanici geliefert, und die Revision desselben übernommen habe; und so mehrere. Selbst die erbittertsten unter seinen Feinden mußten seinem edlen Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er war ein offener, leutseliger und toleranter Mann. Der Hauptzug seines Charakters war Sanftmuth. Seine immer sichtbare Heiterkeit und Gleichmüthigkeit auch in den widrigsten Umständen war ein Zeuge seiner allezeit schuldlosen und Vorwurfsfreien Seele. Im Umgang war er liebreich, und ohne Anmassung, so, daß sich ihm Jedermann gern näherte, und jeder Unglückliche, wo nicht immer Hülfe, doch sicher Trost und Rath bei ihm fand; viele wurden auch durch ihn gebessert. Seine Wohlthätigkeit war ausgebreitet, und erst nach seinem Tode erfuhren es mehrere fromme Stiftungen, daß er der Ungenannte gewesen war, der sie zeither so ansehnlich beschenkt hatte. In seinem Testamente vermachte er dem Bürgerspital, den Waisenhäusern und dem Spinnhause in Trier an 7000 Rhein. Gulden, nebst seinen Vorräthen an Mehl und Getreide. Von seiner wahrhaft frommen Denkungsart zeugen mehrere hinterlassene Handschriften, eigenhändige Sammlungen

von moralischen Denksprüchen christlicher Philosophen und von Gebeten, ein ganzer Band Todesbetrachtungen von ihm selbst verfaßt, und Erklärungen der Psalmen. Sein Herz war durchdrungen von Achtung für die Religion.

Sein Leben, obgleich eine nicht unterbrochene Kette von stiller, geräuschloser Thätigkeit, war von außen ganz einförmig. Des Morgens stand er im Sommer mit dem Tage auf, nahm nach verrichtetem Gebete, und an heiligen Tagen, nach gelesener Messe, sogleich erst seine Amtsarbeiten, und nachher seine Lieblingsgeschäfte vor. Täglich fuhr er, so lange er in Trier war, Morgens zum hohen Amte, und Nachmittags zur Vesper in seine Stiftskirche zu St. Simeon. Er war Dechant dieser Kirche, bis er 1779 freiwillig resignirte, und verschaffte ihr viele ansehnliche Vortheile. Mittags speißte er pünktlich um 12 Uhr, Abends um 7 Uhr, und verweilte dabei niemals über eine Stunde. Nach Tische pflegte er ehemals bei seiner geschwächten Gesundheit Holz zu schneiden, um dadurch die Beschwerden im Unterleibe zu mindern. Wenige Stunden ausgenommen, die mit Besuchen seiner Anverwandten, wo er immer heiter und traulich zu seyn pflegte, und mit kleinen Spatzierfahrten besetzt waren, widmete er alle übrige Zeit s inen gelehrten Arbeiten. Sein Studierzimmer war zugleich seine Bibliothek, die an 5000 auserlesene Bücher enthielt. Davon hat er nach seinen Lebzeiten 483 Bände an die Universitätsbibliothek in Trier abgegeben, worunter sich 12 Bände Manuscripte über verschiedene Gegenstände der vaterländischen Geschichte befinden.

Der zweite September.

Gest. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem.

Abt zu Riddagshausen bei Braunschweig.

Wer kennt nicht diesen großen Gottesgelehrten, der so wohlthätig auf sein Zeitalter gewirkt hat? Er gehört zu den Reformatoren des 18ten Jahrhunderts. Seine Art, im Stillen, ohne alle Anmassung und Geräusch Gutes zu thun, und seine Verbindung mit Großen, auf die schwerlich ein Theolog seiner Zeit so viel, wie er, gewirkt hat, machten sein Leben reich an großen Verdiensten.

Jerusalem war am 22sten November 1709 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater als Superintendent stand. Er verlor diesen würdigen Vater in seinem 16ten Jahre, und dieß bestimmte ihn schon damals, mit guten Vorkenntnissen ausgerüstet, nach Leipzig zu gehen. Hier studierte er bis in sein 21stes Jahr sehr eifrig, wurde in Wittenberg Magister, und gieng dann nach Osnabrück zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst gieng er nach Holland, wo er zwei Jahre hindurch, vorzüglich zu Leiden, seine Studien mit unermüdetem Eifer fortsetzte. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland gieng er mit zweien jungen Edelleuten als Hofmeister auf die neugestiftete Universität Göttingen, und blieb 3 Jahre daselbst. Jetzt befriedigte er seinen schon lange gehegten Wunsch, England zu sehen. Er blieb 2 Jahre daselbst, machte viele wichtige Bekanntschaften, besonders zu Oxford,

erweiterte den Kreis seiner Kenntnisse immer mehr, und suchte sich zu einem würdigen akademischen Lehrer in Deutschland zu bilden. Deswegen lehnte er manche vortheilhafte Anträge, in England zu bleiben, ab, beschloß aber doch endlich, es zu seinem beständigen Aufenthalt zu wählen. In dieser Absicht reiste er im Jahr 1740 noch einmal nach Deutschland, um einige Familienangelegenheiten zu ordnen, und sodann mit Georg II, der damals in Deutschland war, nach England zurück zu kommen. Verschiedene angenehme und nützliche Verbindungen in Hannover verzögerten aber seine Rückreise nach England zwei Jahre lang, und da er endlich wirklich abreisen wollte, berief ihn der verstorbene Herzog Karl von Braunschweig zum Hof- und Reiseprediger nach Wolfenbüttel, und machte ihn zugleich zum Lehrer seiner Prinzen, die er sämmtlich in der Religion unterrichtet hat.

Freudig folgte Jerusalem seiner neuen Bestimmung, und erwarb sich sogleich als Lehrer und Prediger den größten Beifall. Der Werth und Charakter seiner Religionsvorträge ist aus den in Druck gegebenen Proben hinlänglich bekannt. Sie machten für das protestantische Deutschland in der Kanzelberedsamkeit Epoche, indem sie die glückliche Veranlassung mit gaben, den mystischen und dogmatischen Kanzelvortrag in einen vernunftmäßigen und praktischen Kanzelvortrag umzubilden. Bald aber zeigte Jerusalem seine großen Einsichten noch in vielen andern Rücksichten. Gleich anfangs äußerte er gegen den Herzog seine Gedanken von der Anlage eines Instituts, welches die Lücken zwischen den Schulen und Akademieen

ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren bestimmt wären, Unterricht und Sittenbildung verschaffen könnte. Der Herzog beschloß die Ausführung dieser Idee, und Jerusalem erhielt den Auftrag, einen ausführlichen Plan zu entwerfen. Und dieser Plan war die Grundlage des berühmten Kollegii Karolini in Braunschweig, durch dessen Stiftung und väterlichen Verpflegung bis an sein Ende er sich allein schon ein ruhmvolles Denkmal setzte.

Und doch war diese Veranstaltung nur der Anfang seiner ununterbrochen fortwährenden Verdienste um das Braunschweigische Land. Er war es, der zu eben dieser Zeit, zu der bessern und musterhaften Einrichtung des Armenwesens der Stadt Braunschweig dadurch Gelegenheit gab, daß er eine aus dem Englischen übersetzte Nachricht von den Armen- und Arbeits- oder Werkhäuser in England mit einer Zuschrift an die Vorsteher der milden Stiftungen dieses Landes, und mit einer Vorrede über den Nutzen dieser Anstalten begleitete. Auch entwarf er den Plan zu einer vortheilhaften Anlage eines weitverbreiteten Buchhandels, an dessen Vortheilen alle Landeseinwohner durch Actien Antheil nehmen konnten. So uneigennützig und patriotisch indessen die Absicht dieses Entwurfs war, so widersetzten sich doch mehrerlei Hindernisse seiner Ausführung. Sogar zu den Kabinetsarbeiten wollte ihn der Herzog ziehen; aber er verbat sich diese Ehre, und blieb in seinem Wirkungskreise.

Das Predigen beschäftigte *Jerusalem* nur etwa 8 bis 9 Jahre hindurch; in der Folge sprach er nur bei einigen feierlichen Gelegenheiten öffentlich. Aber sein großes Talent blieb deswegen nicht unbenutzt. Er wurde 1751 Vicepräsident des fürstlichen Konsistoriums, und im folgenden Jahre Abt zu Riddagshausen in der Nähe von Braunschweig. Während des fast 40 jährigen Zeitraums, in welchem er diesem Kloster vorstand, hat er eine ansehnliche Zahl von jungen Geistlichen gezogen; und dadurch ungemein viel zur Verbreitung reinerer Religionsbegriffe und zur zweckmäßigen, fruchtbaren Ertheilung des öffentlichen Unterrichts in denselben beigetragen. Wöchentlich brachte er einen großen Theil des Tages in der Mitte seiner Zöglinge zu, die sich mit anhänglicher Liebe und Lernbegierde um ihn sammelten.

Im Jahr 1762 ließ er *Briefe über die mosaische Religion und Philosophie* drucken, die mit echt kritisch philosophischem Scharfsinn geschrieben sind. Sie waren Vorläufer der vortrefflichen, auch ins Französische, Holländische, Dänische und Schwedische übersetzten *Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion*, deren Veranlassung dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzog von Braunschweig, zum unsterblichen Ruhme gereicht. Diese Betrachtungen sind voll heller Vernunft, mannigfaltiger Gelehrsamkeit geistreich und belehrend, eindringend und überredend. Sie haben auf alle christliche Religionspartheien gewirkt, reinere und hellere Ideen in Umlauf gebracht, und wenn die untersuchende Nachwelt weiter dringt,

so wird sie doch nie aufhören, dankbar zu bekennen, daß dem würdigen Jerusalem ein großer Theil ihrer bessern Einsichten und erweiterten Kenntnisse gehöre.

Die ruhige Heiterkeit des Geistes, mit der Jerusalem, als ein wahrer Weiser, eben so sehr das Leben zu genießen wußte, als er immer einer bessern Welt entgegen sah, verließ ihn auch in der Nähe des Todes nicht. Lange kämpfte sein siecher Körper mit den Hinfälligkeiten des Alters, bis er endlich, durch einen heftigen Zufall erschüttert, unterliegen mußte. Er starb 1789 in einem Alter von 80 Jahren. Sein Begräbniß war überaus ehrenvoll und feierlich. Die Leiche ward in der Frühe nach der Klosterkirche seiner Abtei gebracht.

Ueber den sittlichen Werth dieses verdienstvollen Mannes herrscht nur Eine Stimme. Man durfte ihn nur einmal gesehen und gesprochen haben, und in seinem ganzen Benehmen den biedern, gutmüthigen, aufrichtigen, alle Menschen so innig liebenden Mann zu erkennen, und sich durch eine wahre kindliche Zutraulichkeit hingezogen zu fühlen. Mit unabläßiger Sorgfalt verwendete er sich nicht nur für deren Glück und Zufriedenheit, die ihn um seinen Beistand baten, sondern er wirkte auch so gern in der Stille für das Beste solcher, die unaufgefordert seiner Hülfe würdig schienen. Wo er selbst durch thätigen Beistand nicht wirken konnte, suchte er durch schriftliche Belehrungen, Rathschläge und Tröstungen auch in der Ferne wirksam zu seyn. Wohlthätig war ein Grundzug seines Charakters, und erst nach seinem Tode äußerte er sich, wie Vielen er im Verborgenen Gutes gethan hatte.

Mit dem theilnehmendsten Gefühl interessirte er sich auch für alles; was nur irgend edel und gut war, machte auf ihn den stärksten Eindruck. In einem seltenen Grade verstand er die schwere Kunst mit Menschen umzugehen, sich zu ihren Kenntnissen und Fähigkeiten herabzulassen, und ihnen in seinem Umgange eben so unterhaltend als lehrreich zu werden. Durch seine ausgebreitete Belesenheit, seine vielumfassende richtige Beurtheilungkraft, seine tiefe Menschenkenntniß hatte er sich vorzüglich die Gabe erworben, sowohl Hohen und Niedern, sowohl Gelehrten als Ungelehrten in seinen Unterhaltungen angenehm und nützlich zu werden, andern seine Begriffe bis zur größten Deutlichkeit zu entwickeln, und ihnen Ueberzeugung und Einsicht mitzutheilen. Er besaß die Gabe des feinsten, heitersten Scherzens auch noch im spätern Alter: Fröhlichkeit schwebte, in der reizendsten Gestalt, fast immer auf seiner Stirne. Ueberhaupt war seine Seele für jeden frohen und erheiternden Lebensgenuß in dem seltensten Grade offen und empfänglich. Er hatte sehr viel Empfänglichkeit für die Kunst, und sein Arbeitszimmer war eine kleine Gallerie der ausgesuchtesten neuern englischen Kupferstiche. Die Anhörung einer guten Musik, besonders wenn sie mit Gesang verbunden war, gewährte seinem Geist sichtbare Freude und Erholung; gern und fleißig benutzte er auch die öffentlichen Gelegenheiten dazu.

Der dritte September.

Geb. Friedrich Wilhelm Gotter.

Geheimer Sekretair zu Gotha.

Nicht blos in der dramatischen Dichtkunst, seiner Lieblingssphäre, hat sich Gotter mit vielem gerechten Beifall hervorgethan; auch durch seine übrigen Poesieen verdient er eine ausgezeichnete Stelle unter unsern besten neuesten Dichtern. Mit Recht stehen seine Gedichte in dem Ruf großer Korrektheit und Politur, sowohl in Ansehung der Darstellung überhaupt als der Sprache insonderheit; und vereinigen ungemeine Klarheit des Ausdrucks, seltene Rundung der Perioden, fließende Versifikation mit einem anmuthigen und belehrenden Inhalt. Der Ton des Dichters ist zuweilen scherzhaft und satyrisch, aber viel öfter sanft und rührend, zuweilen etwas schwermüthig, hier und da sogar grämlich. Seine längern, besonders didaktischen Gedichte und Episteln sind reich an feinen Beobachtungen über das menschliche Herz, an charakterischen Zügen, an weisen Lehren und goldenen Sprüchen. Die meisten seiner Theaterstücke hat er vom vaterländischen Boden auf den unserigen verflanzt; aber mit einem Glücke, das der freie, selbstfühlende Nachahmer fremder Werke vor den sklavischen Uebersetzern voraus hat. Deshalb waren sie auch auf unsern Bühnen willkommener, als manches neuere Originalstück. Besonders hatte er die Kunst des Dialogs und der Versifika-

tion ganz in seiner Gewalt, und was er für den Gesang dichtete, fällt rein und musikalisch ins Ohr, und reizt zum Singen.

Gotter war im Jahr 1746 in Gotha geboren, wo sein Vater 1772 als Assistenzrath starb. Von der zartesten Kindheit an war die Gesundheit des Sohnes sehr wankend; aber die Natur suchte ihm jenes versagte Geschenk durch ausgezeichnete Fähigkeiten zu ersetzen. Seine wissenschaftliche Leitung wurde geschickten Privatlehrern anvertraut. Er studirte römische Literatur, besonders insofern sie durch ihre Dichter sich dem Freunde der schönen Wissenschaften empfiehlt; im Griechischen machte er keine bedeutende Fortschritte. Hauptsächlich bildete er sich nach den besten Mustern der Franzosen, Italiener und Engländer. Sehr früh schon wagte er kleine dramatische Versuche in französischer Sprache, in der er es durch fortgesetztes Studium so weit brachte, daß er sie eben so vortrefflich sprach als schrieb.

In seinem 17ten Jahre gieng er nach Göttingen, um die Rechte zu studieren, ohne deshalb den Musen untreu zu werden. Im Stillen versuchte er sich in poetischen Stud en mancherlei Art, stiftete ein kleines gesellschaftliches Theater, und entwickelte so seine Anlagen für die praktische Uebung der dramatischen Kunst, für welche er ein bewundernswürdiges Talent besaß. Im Herbst 1766 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und kam als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienste. Er zeigte sich als einen brauchbaren Geschäftsmann, und wurde im Frühling 1767 als Legationssekretair nach Wetzlar gesandt. Ein Jahr darauf

gieng er als Führer zweier junger Edelleute wieder nach Göttingen, eröffnete mit seinem Freunde Boje den Göttingischen Musenalmanach, und die in Ausdruck und Erfindung klassischen lyrischen Stücke, mit denen er auftrat, erwarben ihm einen allgemeinen und verdienten Ruf.

Gotter wurde im Herbst 1770 von seinem Hofe zum zweitenmal nach Wetzlar gesandt. Er blieb zwei Jahre daselbst, und nach seiner Rückkunft wurde er bei der herzoglichen geheimen Kanzlei angestellt. Um diese Zeit schrieb er seine Epistel über die Starkgeisterei, ein Meisterstück der lehrenden Poesie, das aller Augen auf ihn zog. Vorzüglich erhielt jetzt seine leidenschaftliche Liebe zum Theater eine beständige Nahrung, da Gotha um diese Zeit eines der vortreflichsten Theater besaß, die Deutschland jemals gesehen hat. Er lebte mit den würdigsten Mitgliedern der Bühne in vertrautem Umgang, wohnte ihren Studien bei, übte mit ihnen Deklamation und Mimik, und trug nicht wenig zur Ausbildung manches Schauspielers bei. Schon ehe in Gotha ein Hoftheater errichtet wurde, hatte er durch eine kleine gesellschaftliche Bühne daselbst Gelegenheit gehabt, sein ausgezeichnetes Talent für die Ausübung der Kunst noch mehr zu vervollkommnen, und sein Blick für Beurtheilung des theatralischen Spiels war durch die Strenge, die er auch gegen sich selbst beobachtete, zu einer Schärfe gediehen, worinn ihm gewiß wenige Kenner gleich kommen. Er selbst trat mit einem vortrefflichen Spiel auf, und belebte auch seine Freunde mit diesem Gefühl des Rich-

tigen. Hatte sein Spiel auch nicht ganz die Leichtigkeit eines Schauspielers, so vermißte man dieß wenig, da er immer die ersten Rollen der Hausväter, ersten Liebhaber rc. übernahm; hingegen war die Anmuth und Vollkommenheit seiner Deklamation unübertrefflich, welches man besonders in versificirten Stücken bewundern konnte.

Groß sind Gotters Verdienste um das deutsche Singspiel, und sie werden, in Verbindung mit den Verdiensten seiner Freunde, des großen Tonsetzers Georg Benda und des Kapellmeisters Schweitzer, von einer späten Nachwelt noch erkannt und gerühmt werden. Tom Jones und die Dorfgalla, gesetzt von Schweitzer, waren seine ersten Arbeiten dieser Art. Medea, Walder, das tartarische Gesetz, der Jahrmarkt, Romeo und Julie wurden von Benda meisterhaft mit Musik begleitet. Gotter erfuhr die große Belohnung, daß einzelne Lieder aus diesen Opern (wie: Meinen Romeo zu sehen und: Selbst die glücklichste der Ehen) überall von der deutschen Nation gesungen wurden, und in tausend gesellschaftlichen Cirkeln den Genuß der Poesie und Musik erhöhten, und die Freude daran veredelten. Sein letztes Singspiel war die Geisterinsel, wozu er den Stoff aus Shakespeares Sturm entlehnt hat; es ist von mehrern Tonkünstlern in Musik gesetzt, und mit ihren Kompositionen herausgegeben worden, als von Fleischmann, Zumsteeg, Haake und Reichardt. Seine übrigen Arbeiten für das Theater (Trauerspiele, Lustspiele und Schauspiele) sind meistentheils

sehr sorgfältige Nachbildungen und Uebersetzungen nach französischen, englischen und italiänischen Mustern, die größtentheils auf der Bühne ihr Glück gemacht haben.

Als Gotha seines Theaters beraubt wurde, waren Gotters bessere Kräfte wie gelähmt, die gewohnte Art des Handelns, des Umgangs, der Vergnügungen waren dahin, seine Thätigkeit und sein Eifer hatten den Gegenstand verloren, auf den sie vorzüglich gerichtet gewesen waren, und erschlaften mehr und mehr. War aber seine spätere Art zu seyn auch nicht mit der frühern zu vergleichen: so blieb er doch immer der Mann von Geist, von Geschmack und von schätzbaren geselligen Eigenschaften, der noch in einzelnen Produkten seiner letzten Jahre zeigte, daß ihn der Genius der Dichtkunst nicht verlassen habe. Seiner Lieblingsbeschäftigung beraubt, brachte er seine Zeit am liebsten in den feinen geselligen Cirkeln zu, um welche er sich durch seine Beiträge der schönen Unterhaltung, durch anmuthige Erzählungen, ausgezeichnete Deklamation und durch Einführung gesellschaftlicher kleiner Schauspiele viel Verdienst erwarb. In einem sehr vorzüglichen Grade besaß er das Talent zu improvisiren. Wenn ihn die gesellschaftliche Unterhaltung bei einem fröhlichen Mahle beseelte, folgten sich die Impromptu's Schlag auf Schlag, und nie waren sie ganz leer, oft voll witziger, treffender Beziehungen. In kleinen extemporisirten Schauspielen sprach er zuweilen mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit in Versen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus seinem Munde kamen. Mit dieser Leichtigkeit in dem ersten Wurfe, war indeß keine Leich-

tigkeit in der Ausführung verbunden; vielmehr ward ihm diese, bei aller Liebe, mit welcher er seine poetischen Arbeiten betrieb, sehr mühsam. Er beschäftigte sich in den Jahren 1786 und 1787 mit der Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, und öfters trug er sich ganze Tage mit der Verbesserung einer noch nicht korrekten oder holprichten Stelle. Auch das Wenige, was er in Prosa schrieb, vornemlich seine vortreffliche Schrift: Zum Andenken der Frau von Buchwald 1790, hat einen klassischen Werth.

Die Sanftmuth, Anmuth und Schönheit der Gedanken und des Ausdrucks in Gotters Schriften zeigte sich auch in allem, was er im häuslichen Leben und im geselligen Umgang sprach und that. Sein Herz war in hohem Grade gefühlvoll, und die neuesten Weltscenen schmerzten ihn sehr. Er lebte in einer glücklichen Ehe, war der zärtlichste Vater und der glücklichste Erzieher seiner Kinder. Sein Haus war das wirthschaftlichste, das man sich denken konnte. Im Sommer bewohnte er gewöhnlich einen Garten, und die schönsten Tage benutzte er zu kleinen Fußreisen in nahe liegende freundliche Gegenden. Aber nur zu frühe nagte eine tödtliche Auszehrung an dem Faden seines Lebens, und er verschied am 18ten März 1797 in einem Alter von 53 Jahren.

Der vierte September.

Gest. Daniel Nettelbladt.

Direktor und Senior der Universität zu Halle.

Nettelbladt wurde am 14ten Jannar 1719 zu Rostock, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann und Rathsmitglied war, geboren. Bis ins 12te Jahr genoß er den Unterricht von Hauslehrern, und schon im 14ten fieng er an, die öffentlichen Hörsäle zu besuchen — eine Eilfertigkeit, die er zeitlebens bedauerte, weil es ihm an einen festen Grunde fehlte. Er widmete sich anfangs der Theologie, aber nach dem Tode seines Vaters gieng er zum Studium der Rechte über. Es war sehr begreiflich, daß ein Jüngling, der mit brennender Begierde nach Wahrheit strebte, bei der Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, wenig Befriedigendes finden mußte; aber gerade diese Wahrheitsliebe hatte ihm beinahe auch den Geschmack an der Jurisprudenz geraubt. Indessen hörte er alle Theile derselben, aber mit abwechselndem Fleiße. Er hatte den Hang nach Zerstreuungen und Vergnügungen,

und

und die Flüchtigkeit beim Studiren mit so vielen Jünglingen gemein, welche von einer Beschäftigung zur andern schnell forteilen.

Die wolfische Philosophie fieng damals an, ihr Haupt zu erheben, und diese war es, die seinen Fleiß endlich fixirte. Lebhaft regte sich in ihm der Wunsch, Wolfen, mit dem er weitläuftig verwandt war, und dessen Schüler, Cramer in Marburg zu hören, indem bei seinem Suchen nach systematischen und philosophischen Büchern über die Rechtswissenschaft ihm die Cramerschen Schriften am meisten Genüge gethan hatten. Er verließ daher nach einem Jahre, das er als Hofmeister in Schwerin verlebt hatte, das Vaterland, und eilte zu Ostern 1740 nach Marburg.

Von Wolfen und Cramer, in dessen juristischen Vorlesungen er alle seine Erwartungen befriedigt fand, liebreich aufgenommen und unterstützt, war er nun im Besitz alles dessen, was er sich gewünscht hatte. Er hörte noch mathematische und philosophische Kollegien bei Wolf, legte sich nun aber auch mit ganzem Eifer auf die Rechtsgelehrsamkeit, die durch Cramern alles Unangenehme und Abschreckende für ihn verloren hatte. Beide Männer unterstützten ihn auch auf andere Weise sehr thätig und freundschaftlich, und als der Kanzler Wolf noch in demselben Jahre nach Halle zurück gerufen wurde, bot ihm Cramer Wohnung und Tisch bei sich an. Indeß hatte ihm Wolf versprochen, auch abwesend für ihn zu sorgen, und er hielt Wort. Schon im Jahre 1741 wurde Nettelbladt von seinem großen Lehrer nach Halle eingeladen,

und war nun drei Jahre hindurch sein Haus- und Tischgenosse. Er nutzte diese Zeit, um Wolfs Unterricht in allen Theilen der Mathematik und Philosophie zu genießen, und eine Lehre des Rechts nach der andern für sich zu durchdenken und zu berichtigen.

Im Jahr 1744 fieng er an öffentliche Vorlesungen zu halten, und zwar nach einer Methode, die gleich anfangs viel Aufsehen erregte. Er wollte die Rechtswissenschaft, wie Wolf die Philosophie, mathematisch demonstriren. Die Neugierde trieb eine Menge Studenten in sein Auditorium, nicht um sich belehren zu lassen, sondern um die neue Methode zu belachen. Allein, wie sehr wurden seine Zuhörer getäuscht, da sein Vortrag nichts weniger als schwerfällig oder tiefsinnig, sondern vielmehr klar und lichtvoll war. Sein Beifall nahm daher bald zu, und er wurde auch auswärts vortheilhaft bekannt, da er schon 1745 sein Systema elementare jurisprudentiae positivae universae bekannt machte, worinn er alle Theile der Rechtswissenschaft nach einem philosophischen Gesichtspunkte zusammenstellte. Schon jetzt erhielt er daher auswärtige Vokationen, die er nur auf Wolfs Zureden von sich wies. Dieses verschaffte ihm 1746 eine ordentliche Professur und den Hofraths-Charakter, aber ohne Gehalt. Bei Gelegenheit einer Dissertation De Coronatione ejusque effectu inter gentes, die er für einen zu Halle studierenden Oldenburger, zur Feier des Krönungsfestes seines Monarchen schrieb, erhielt er unvermuthet einen Ruf als Professor nach Kopenhagen, mit einem Gehalt von 1000 Thalern. Er war entschlossen, die

Stelle anzunehmen, und reiste deswegen nach Berlin, um seine Demission zu erhalten. Allein sie wurde ihm abgeschlagen; er erhielt einen Gehalt von 500 Thalern und die Anwartschaft auf die erste erledigte Sportelportion in der juristischen Fakultät, die er auch wenige Jahre darauf erhielt. Durch den Abgang mehrerer ältern Kollegen rückte er immer mehr in der Fakultät herauf. Gegen das Ende des Jahrs 1765 erhielt er den Charakter eines königlich preußischen Geheimenraths, 1775 wurde er Direktor der Universität, Ordinarius der Juristenfakultät, und erster Professor der Rechte.

Nettelbladt war in seiner ganzen langen akademischen Laufbahn ein sehr fleißiger und thätiger Mann, und ein beliebter Docent. Seine Absicht gieng dahin, die Jurisprudenz nach allen ihren Theilen in eine systematische Ordnung zu bringen, in ihr richtige Begriffe und einen festen Zusammenhang zu bewirken, ihre Theile so zu lehren, daß sich immer einer auf den andern beziehe, und dadurch Deutlichkeit, Gewißheit und Ordnung in dem Verstande seiner Zuhörer hervorzubringen. In alle Stammbücher pflegte er die schöne Sentenz des Seneka: Ideo peccamus, quoniam de partibus vitae deliberamus, omnes de toto vero deliberat nemo, zu schreiben. Dieser Wahlspruch konnte gewissermassen auf seine Wissenschaft gezogen werden; er hatte sie nach ihren Theilen vor Augen, und war stets bemüht, seinen Zuhörern die Erreichung ihres Zwecks möglichst zu erleichtern. Der Beifall, den er bei seinem Auftritte als akademischer Lehrer gefunden hatte, begleitete ihn

bis an seinen Tod. In allen Städten und Gerichten seines Königs, in den obersten Staatsämtern, und in den kleinsten Stellen fand man Schüler von ihm, und bei seinem Tode bestand die ganze juristische Fakultät in Halle aus Männern, die von ihm unterrichtet worden waren.

Regelmäßig vollendete Nettelbladt in einem Jahre den Vortrag aller Disciplinen der Rechtswissenschaft, und kehrte dann wieder zu dem Anfange derselben zurück. Er stellte in seiner Person gleichsam eine ganze juristische Fakultät vor. Sein ununterbrochenes Lehren von täglich 6 Stunden, seine vielen Fakultätsarbeiten, die Angelegenheiten der Universität, und die Ausarbeitung vieler größerer und kleinerer Schriften beschäftigten ihn so, daß ihm fast gar keine Zeit zur Erholung und zum Vergnügen übrig blieb. Er arbeitete beständig von Morgens 4 Uhr bis zum Mittagessen, und dann wieder ununterbrochen bis 8 Uhr. Dann genoß er den Umgang einiger Freunde, und erholte sich im Schooße seiner Familie, die er sehr liebte. Er war ein guter und heiterer Gesellschafter, ohne alle Affektion und ohne irgend eine Spur von gelehrter Pedanterei. Er genoß einer unerschütterlichen Gesundheit; die ihn in den Stand setzte, so ausgezeichnet arbeitsam zu seyn. Bis in den letzten Moment vor seinem Tode, wo doch seine Schwäche schon merklich zunahm, besorgte der wankende Greis noch alle seine Geschäfte und Lehrstunden mit eben der Strenge, wie in den frühern Jahren. Er starb 1791 in einem Alter von 72 Jahren.

Nettelbladts Andenken wird noch lange in der gelehrten Welt blühen. Seine Verstandeskräfte waren schnell und stark, seine Beurtheilungskraft treffend und eindringend, sein Witz lebhaft und unbeleidigend, sein Ausdruck körnigt, bestimmt und scharfsinnig. Nach seinem Gemüthscharakter war er heiter, freundlich, gesetzt und standhaft. Seine Bibliothek, eine der ersten und wohlgeordnetsten, war sein Vergnügen und seine Erholung. Voller Güte war sein Herz, und leicht zu den besten Rührungen gestimmt, die aber nicht in Worte, nur in Handlungen übergiengen. Als wohlthätig, dienstfertig und gefällig, als einen treuen, thätigen und sich aufopfernden Freunde, als einen Feind von Irr-Religion, als einen Mann von Wort und Ehre, ohne Prätension und Eigennutz, schätzten ihn alle, die ihn kannten. Zur Verhütung unangenehmer Veranlassungen zurückhaltend, oder, wo möglich, nachgebend zu seyn, und dieß mit der edlen Gesinnung, mehr von andern, als von sich Kränkungen zu entfernen, war immer von den Grundsätzen, die ihn zu einem eben so praktisch weisen Manne machten, als er ein Gelehrter von großer Wissenschaft, Aufklärung und weit ausgebreiteten Verdiensten um die Rechtsgelehrsamkeit und um seine Zeitgenossen war. Dieß alles erwarb ihm allgemeine Hochachtung und Liebe.

Der fünfte September.

Geb. Ludwig der Vierzehente.

König von Frankreich.

Nie hat Europa eine so lange und prachtvolle Regierung gesehen, als die Regierung Ludwigs XIV. Zwei und siebenzig Jahre saß dieser Monarch auf dem Thron. Seine Regierung hat in der Geschichte der Kriege, der Wissenschaften und Sitten eine neue Epoche gemacht. Kaum kann man die Geschichtschreiber zählen, die seine Thaten aufgezeichnet haben; aber unter allen findet sich nicht einer, der eine ganz zuverläßige Geschichte dieses merkwürdigen Königs hinterlassen hat. Schmeichelei und Bewunderung, oder Haß und Verunglimpfung führten seinen Biographen die Feder.

Er war ein Sohn König Ludwig XIII und der Anna von Oesterreich, und 1638 zu St. Germain-en-baye geboren. Man nannte ihn ein Geschenk des Himmels, weil er nach einer 23 jährigen Unfruchtbarkeit zur Welt kam. Er wurde am 12ten April 1643 getauft, und als ihn darauf der König fragte: was hast du für einen Namen bekommen? so antwortete er dreiste: ich heiße Ludwig XIV. Noch nicht, rief der kranke Monarch betroffen, der aber schon am 14ten May dem Prinzen den Thron abtreten mußte. Die Königin war inzwischen unumschränkte Regentin und Vormünderin, bis Ludwig am 7ten Septem-

der 1651 seine Volljährigkeit erklärte. Es währte nicht lange, so entwickelten sich die Neigungen des jungen Monarchen, den der Kardinal Mazarin in der Regierungskunst unterwiesen hatte. Er gehörte nicht unter die großen Geister, so sehr er auch nach dieser Ehre geizte. Seine Talente waren nur mittelmäßig, und zum Unglück wurden sie noch vor ihrer Entwicklung zu sehr auf sinnliche Gegenstände geleitet. Statt nach dem wahren Ruhm der Könige zu streben, der darin besteht, das Glück ihrer Unterthanen zu machen, waren vielmehr der stärkste Ehrgeiz und eine unersättliche Ruhmbegierde, Eroberungssucht, heftiges Streben nach völlig unumschränkter Gewalt, Prachtliebe und Verbindung der Geschäftigkeit mit Vergnügen aller Art, Hauptzüge in seinem Charakter.

Ludwig hatte fast immer die Waffen in der Hand, aber nicht Liebe zur Gerechtigkeit, sondern die Stimme der Leidenschaft leitete seine kriegerischen Unternehmungen. Die stolzen und hinfälligen Beinamen eines Großen, eines Unüberwindlichen, schmeichelten seiner Denkungsart, und dieser wurde alles aufgeopfert. Zwar bekam das Reich unter ihm fast in jeder Rücksicht das Uebergewicht über andere Reiche Europens; aber mit welch' einer gewaltsamen Anstrengung aller Kräfte, und unter welchen Männern? Mazarin, Louvois, Kolbert, waren Ludwigs Räthe, in seinem Dienst standen die größten Feldherren der damaligen Zeit, Condé, Turenne, Luxemburg, Villars. Ludwigs Größe war ganz das Werk seiner Räthe und Feldherren. Seine geringe Treue, seine Verstellung und Heuchelei, sein

übermäßiger Stolz und seine übertriebene Neigung zur Pracht wurden das Sprichwort der Ausländer, das Unglück seiner Unterthanen und die Bewunderung der Einfältigen. Während er eine Provinz nach der andern eroberte, schmachteten seine eigenen Unterthanen im bittersten Elend. Sein abscheulicher Grundsatz: „Könige sind keine Sklaven ihrer Versprechungen" hatte oft die schändlichsten Friedensbrüche zur Folge. So verlangte er z. B. nach des Königs von Spanien, Philipps IV Tode die Niederlande, und nahm wirklich Flandern in Besitz. Aus blosem Groll gegen die Holländer überzog er 1672 ihren Freistaat mit einem furchtbaren Heere, und nur fremde Hülfe rettete denselben von der ihm zugedachten Vernichtung; der spanischen Monarchie entriß er die Franche-Comte'; Straßburg ward mitten im Frieden weggenommen, und von der wüthenden Barbarei, mit welcher der Krieg geführt ward, den er am Ende des 17ten Jahrhunderts, neun Jahre lang gegen Deutschland unternahm, und den der Ryswicker Friede nur auf kurze Zeit unterbrach, sind noch bis auf den heutigen Tag in der Pfalz die sichtbarsten Beweise vorhanden. Ueberall stößt der Reisende noch auf Spuren von der Unmenschlichkeit, womit die damalige kultivirteste Nation des Erdbodens, lediglich unter dem Vorwande, den deutschen Armeen den Unterhalt abschneiden zu müssen, Barbareien verübte, die ein unauslöschlicher Schandfleck in der Geschichte Ludwigs sind.

Als im Anfange des 18ten Jahrhunderts der König von Spanien ohne Erben starb, und den Herzog Philipp von Anjou, einen Enkel Ludwigs

XIV, zum Erben seiner Staaten ernannt hatte, so ward Frankreich hierüber mit dem Hause Oesterreich, das dem letzten Willen des Königs seine weit nähere Verwandtschaft entgegen setzte, und sich mit dem größten Theile der deutschen Reichsfürsten, mit England, Holland, Portugall und Savoyen verbunden hatte, in einen langwierigen Krieg verwickelt. Indessen behielt Ludwigs Enkel im Frieden zu Utrecht 1713 zuletzt doch Spanien, und nur die europäischen Nebenländer dieses Reichs wurden andern zu Theil; aber Frankreich gerieth darüber in die äußerste Erschöpfung. Und zu dieser ungemessenen Ehrsucht und Kriegslust, zu dieser grenzenlosen Eroberungssucht und verschwenderischen Pracht, zu diesem übermäßigen Hange zu ausschweifenden Vergnügungen, welchen Leidenschaften in Ludwigs Seele bisher alle andere Neigungen untergeordnet gewesen waren, hatte sich seit dem Jahre 1681 noch ein abergläubischer Religionseifer gesellt, vermöge dessen der allerchristlichste König, besonders nach der im Jahr 1685 vorgenommenen Aufhebung des vorher von ihm feierlichst bestätigten Edikts von Nantes, seinen protestantischen Unterthanen ihre Gewissensfreiheit nahm, ihre Tempel zerstören, die Kinder aus den Armen ihrer Väter und Mütter reissen, tausenderlei Schmach an ihnen ausüben ließ, und unter dem Vorwande, sie zum alleinseligmachenden Glauben zu bekehren, außer allerlei andern verabscheuungswürdigen Mitteln, auch Dragoner gebrauchte, welche mit eben so vielem Muthwillen als Gewaltthätigkeiten ihren Auftrag ausrichteten. Ueber eine halbe Million Menschen flohen mit Lebensgefahr nach Deutschland,

der Schweiz, Holland und England, wo sie eine liebreiche Aufnahme fanden. Frankreich verlor dadurch nicht allein viele von den bisherigen Quellen seiner Handlungsreichthümer, eine Menge geschickter und tapferer Krieger und trefflicher Gelehrten, sondern es ergriffen auch Tausende seiner so unmenschlich behandelten Einwohner in Diensten anderer Fürsten voll Erbitterung die Waffen wider ihren ehemaligen König. Ueberhaupt waren Abnahme der Handlung, gänzlicher Verfall der ehemals so blühenden Seemacht, ja oft Hungersnoth der Unterthanen und allgemeines Elend zu einer Zeit, da die einzigen Vergnügungen des Hofes keine Grenzen kannten, unbeschreibliche Verwirrung der Finanzen, und eine ungeheure Schuldenlast die nächsten Folgen der Regierungsfehler eines Fürsten, den man oft wegen des großen Glücks, das anfangs alle seine Unternehmungen begleitete, den Großen nannte.

Indessen wurde während der Regierung Ludwigs doch auch in Rücksicht auf Wissenschaften und Künste in Frankreich viel Gutes gestiftet. Wenn gleich ruhmsüchtige Eitelkeit die Schritte dieses Monarchen in Absicht derselben leitete, wenn er gleich nichts weniger als Gelehrter, vielmehr in einem hohen Grade unwissend war, so war er es doch, der, durch weise Rathgeber aufgemuntert, der Gelehrsamkeit und den Künsten durch seine große Freigebigkeit und seinen Stolz einen hohen Schwung gab. Man sah die Zeiten des August gleichsam zurückkehren, und das Zeitalter Ludwigs XIV war zugleich das Zeitalter der schönsten Geister. Die Bildhauerkunst hatte einen Sa-

rasin und Desjardins, die Mahlerei einen Poußin, le Brun und Rigault; und die Musik einen Lulli. Lebten unter dieser Regierung nicht die größten Dichter, als die Corneillen, Moliere, Racine, la Fontaine, Boileau, und Chapelle? Und waren sie nicht Zeitgenossen von einem Fenelon, Bourdaloue, la Bruyere, Flechier und St. Real? Kann man wohl in unsern Zeiten größere Kenner der Alterthümer nennen, als Mabillon, die du Cheser, du Lange, d'Ascheri gewesen sind? Der Geschmack, welcher in Frankreich so allgemein wurde, breitete sich auch in andern Ländern aus, und England, Deutschland und Italien wurden zur Nachahmung aufgemuntert.

In dem letzten Jahre seines Lebens mußte Ludwig eine Widerwärtigkeit nach der andern erfahren. Er konnte beinahe keine Schlacht mehr gewinnen. Er mußte sich Gesetze vorschreiben lassen, und zwar von Feinden, die er vorher so sehr gedemüthigt hatte. Bei allen diesen Widerwärtigkeiten bezeigte er größern Muth und Standhaftigkeit, als man hätte vermuthen sollen. Eben so standhaft war er bei der Annäherung des Todes. Er sprach viel von der Religion, mehr als er vielleicht in seinem ganzen Leben davon geredet hatte, und starb am 1sten September 1715. Seinem Urenkel Ludwig XV hinterließ er eine Schuldenlast von dritthalb tausend Millionen Livers und ein höchst zerrüttetes Reich.

Der sechste September.

Geb. Robert Walpole, Graf von Oxford.

Premierminister von England.

Walpole war 1647 zu Houghton, dem alten Wohnsitz seiner Familie geboren. Die Studien trieb er zu Cambridge, bald aber wurde er ein Mitglied des untern Parlements, in welchem er mit unwiderstehlicher Beredsamkeit die Parthie des Hofes hielt. Sein Eifer blieb nicht unbelohnt, denn er wurde schon 1707 Mitglied des Admiralitäts-Kollegiums, und das Jahr darauf Kriegssekretair. Der Fall des großen Marlborough 1711 riß aber auch ihn nieder, daß er seine Bedienung verlohr. Eben diese Ungnade war dagegen auch die Ursache, daß er von König Georg I zu Aemtern gezogen, und sogar zum geheimen Rath und Kriegszahlmeister gemacht wurde.

Von dieser Zeit wuchs seine Macht im Parlement, und sein Ansehen bei Hofe. Im Jahr 1721 wurde er Kanzler, und seine Freunde und Verwandte erhielten andere wichtige Aemter. Und

von jetzt an war auch Walpole zwanzig volle Jahre am Ruder, und leitete nicht nur Britanien, sondern auch viele große Staatsbegebenheiten dieser Zeit.

Vielleicht hat es nie einen Menschen gegeben, dessen Charakter und Handlungen sowohl in Gesprächen, als auch in öffentlichen Blättern, strenger untersucht worden wären. Hume hat sich die Mühe gegeben, uns mit diesem berühmten Manne bekannt zu machen; und das Portrait, das er von ihm entworfen hat, ist um so schätzbarer, weil es während der Administration dieser Ministers gedruckt worden ist. „Walpole besitzt Fähigkeiten, aber kein Genie; er ist gut, aber nicht tugendhaft; er ist entschlossen, aber nicht großmüthig; er ist gemäßigt, aber nicht billig. Seine guten Eigenschaften sind frei von den Mängeln, die sonst ordentlicher Weise damit verknüpft sind; er ist ein großmüthiger Freund, er ist auch kein unversöhnlicher Feind. Er hat Mängel, die nicht durch die Tugenden wieder ersetzt werden, welche sonst insgemein damit verbunden sind; seine Unthätigkeit in Unternehmungen wird durch eine weise Oekonomie noch lange nicht gut gemacht. Der Privatmann ist an ihm von größerm Werth als der Staatsmann; die Tugenden überwiegen die Laster; das Glück ist größer als der Ruf. Bei seinen vortrefflichen Eigenschaften hat er doch dem allgemeinen Hasse nicht entgehen, und bei seinen vielen Talenten hat er nicht vermeiden können, lächerlich zu werden. Man würde ihn seines hohen Postens für würdiger gehalten haben, wenn er

denselben niemals besessen hätte. Ueberhaupt ist er mehr für den zweiten Rang gemacht, als für den ersten. Unter seiner Ministerschaft hat die Handlung geblüht, die Freiheit ist in Verfall gerathen, und die Gelehrsamkeit hat ihren Untergang gefunden."

Walpole verstand sich besser auf das Handlungs- und Finanzwesen, als auf die Staatsgeschäfte; und der Krieg war niemals seine Sache. Er befürchtete; wie es auch wirklich war, daß der Krieg die Klippe für sein Vermögen werden möchte. „In Friedenszeiten sagte er, getraue ich mir ein Parlement zu regieren, in Kriegszeiten stehe ich nicht dafür."

Der Kardinal Fleury, Staatsminister von Frankreich, hatte sich diese Furcht oftmals zu Nutze gemacht, und darüber die Oberhand in den Negociationen behauptet, und eben dieß ist es, was Walpolen immer die Parthei, die ihm feind war, zur Last legte. Aber ein noch größerer Fehler, dessen man diesen Minister anklagte, war, daß er während seines langwierigen Ministeriums nur einen sehr kleinen Theil von den Nationalschulden bezahlt hat. Endlich wurde Walpole gegen den Anfang des Krieges von 1744 durch das immer wiederholte Geschrei seiner Feinde genöthigt, alle seine Bedienungen niederzulegen.

Einige Zeit darauf ward er gerichtlich angegriffen. Man forderte Rechenschaft von ihm wegen einigen Millionen Pfund Sterlinge, die binnen 10 Jahren zum geheimen Dienst aufgewendet worden

waren, und worunter man zwölf mal hundert tausend Franken zählte, welche die Zeitungs- und andere Blättchenschreiber bekommen haben sollten, die ihre Federn zum Besten der Regierung verwendet hatten. Allein der König setzte seinen Minister wegen dieses Processes dadurch in Sicherheit, daß er die Sitzungen des Parlements prorogirte. Von der Zeit an genoß Walpole die Annehmlichkeiten der Ruhe. Der König hatte ihm eine Pension von 4000 Pfund Sterlinge ertheilt, und ihn mit dem Namen eines Grafen von Orford zum Pair erhoben. Er starb am 29sten März 1745.

Seine Vermögensumstände waren nicht überflüssig, denn er war von Natur sehr freigebig, und hatte eine so große Zahl begieriger Klienten zu befriedigen, daß für seinen eigenen Privatnutzen nur sehr wenig übrig blieb. Niemand kannte die große Kunst der kleinen Politiker, die Kunst zu theilen, und zu bestechen besser, als Walpole; und kein Minister in England hat sich des Goldes der Nation häufiger zur Beherrschung des Parlements bedient, als er. Hieraus machte er auch gar kein Geheimniß. Eines Tages sagte ihm jemand ins Gesicht, alle Stimmen im Parlemente wären für Geld feil. „Ich weiß es wohl, war seine Antwort; und ich habe sogar die Preiscourante davon.“

Der siebente September.

Erschossen. Hans Karl von Winterfeld.

Königlich-Preußischer General-Lieutenant.

Daß der preußische Staat, durch bewunderungswürdige Thaten vaterlandsliebender Männer, und durch die allbelebende Kraft eines großen geistvollen Regenten, mit einer fast beispiellosen Geschwindigkeit, sich aus seiner unbedeutenden Lage zu einer so glänzenden Höhe hinauf schwang, daß er auch in den blutigsten Kriegen den mächtigen Reichen in Europa die Wage hielt, ist nicht blos ein Gegenstand staunender Bewunderung für die jetzige Welt, sondern diese zauberähnliche Erhöhung wird es auch noch für die künftige seyn, wenn sie dieselbe in den Jahrbüchern der Geschichte bemerkt. Allein, eine so außerordentliche Veränderung eines ganzen Volks war ohne die außerordentlichsten Thaten einzelner Bürger desselben unmöglich. Einer der berühmtesten unter ihnen, der das Tagewerk eines um den Staat sehr verdienten Mannes unter den blutigsten Kämpfen vollendet hat, und der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, war der königlich preußische General Hans Karl von Winterfeld.

Er

Er war im Jahr 1709 in der Uckermark aus der Ehe George Friedrichs von Winterfeld, Erbherrn auf Wodow, Fahrenwalde, Schmarsow ꝛc. ꝛc. und Christinen Elisabeth von Maizahn, aus dem Hause Wolde, geboren. In seiner Jugend besuchte er einige Zeit die Güstrowsche Schule, wo er einen guten und gründlichen, doch nur auf die nöthigsten Gegenstände des Lebens sich erstreckenden Unterricht erhielt. Sein feuriger Geist war nicht für die stillen Künste des Friedens, sondern er sehnte sich nach den Werken des Kriegs, und darum trat er schon in seinem 14ten Jahre in preußische Kriegsdienste, wo er von unten auf bei einem Regimente schwerer Reiterei diente, welches einem seiner Anverwandten gehörte. Nachdem er einige Monate die Dienste eines Reiters versehen hatte, wurde er dem Regimente als Fahnenjunker vorgestellt. Ein Jahr darauf ward er Kornet, welches er aber nur kurze Zeit blieb, indem ihn König Friedrich Wilhelm I, wegen seiner ansehnlichen Leibesgestalt zu seinem Leibregimente nahm, und bald darauf zum Adjutanten ernannte. Dieser Posten gab ihm nicht allein Gelegenheit, sehr oft um die Person des Königs zu seyn, sondern er machte sich auch dadurch den Dienst in allen seinen Theilen bekannt.

Als Friedrich der Große im Jahr 1740 den preußischen Thron bestieg, und mit seines Vaters Leibgarde eine Reform vornahm, so wurde Winterfeld von dem neuen Monarchen zum Major seines Heeres und zu seinem Flügeladjutanten ernannt. Im ersten schlesischen Kriege kommandirte er ein Grena-

dierbataillon, mit dem er sich bei der Einnahme von Großglogau, und in der Schlacht bei Molwitz, in der er verwundet worden war, befand. Bald darauf ernannte ihn der König zum Obersten und Generaladjutanten, und sandte ihn nach Petersburg, um die Absichten des Wiener Hofes, der Rußland auf seine Seite zu ziehen suchte, durch ihn zu vereiteln. Winterfeld war ein naher Verwandter des Feldmarschalls Münnich, der damals am Petersburger Hofe in sehr großem Ansehen stund. Der Zweck dieser Sendung wurde glücklich erreicht, und Winterfeld war nach seiner Rückkunft noch in der Schlacht bei Chotusitz, die den Frieden von 1742 herbeiführte.

Im zweiten schlesischen Kriege begleitete er den König ins Feld, und gleich anfangs zeichnete er sich in den Aktionen bei Schmiedeberg und Landshut durch vorzügliche Tapferkeit aus; er vertrieb die Oesterreicher aus der Gegend von Landshut, und wurde dafür zum Generalmajor ernannt. Hierauf befand er sich in dem Treffen bei Hohenfriedeberg, nach welchem er den fliehenden Feind nach Böhmen verfolgte, und sodann die Grafschaft Glatz deckte. Während der Schlacht bei Soor stand er gegen den bekannten feindlichen Partheigänger, Obersten von der Trenk, nach derselben aber focht er gegen die Insurgenten in Oberschlesien, und vertrieb darauf die Oesterreicher, welche in Niederschlesien einen Einfall gemacht hatten. Bei Hennersdorf schlug er die sächsischen Regimenter, machte dabei eine beträchtliche Anzahl Gefangene, nebst einer ansehnlichen Beute, und zwang den Feind, sich völlig nach Böhmen zurück zu ziehen.

Der Talente und der Treue Winterfelds aus langer Erfahrung versichert, ließ ihn Friedrich seit der Zeit nicht von sich. Er begleitete den König fast auf allen Reisen, war ihm bei allen Musterungen zur Seite, und wurde von ihm in wichtigen Geschäften gebraucht. Er zeigte sich insonderheit sehr thätig für das Beste des Königs, als dieser vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges von den Anschlägen des Oesterreichischen, Russischen und Sächsischen Hofes gegen ihn Nachrichten bekam. Er ward daher auch 1756 zum General-Lieutenant des Fußvolks, Ritter des schwarzen Adlerordens, Statthalter der Festung Colberg, und zum Chef des Haakschen Regiments ernannt.

In den ersten beiden Feldzügen des 7jährigen Krieges spielte Winterfeld noch eine wichtige Rolle. Gleich anfangs half er die sächsische Armee in dem festen Lager bei Pirna einschließen, und führte den Oberbefehl über die Truppen, welche in der Gegend von Wehlen standen. Der preußische Monarch sandte ihn darauf an den König August III von Polen, um ihn zum Beitritt gegen Oesterreich zu bewegen, allein die deshalb gepflogene Unterhandlung blieb fruchtlos, da August seine Verbindung mit dem Wiener Hofe nicht entsagte. Indessen mußte Winterfeld aus dem Dresdner Archive die Urkunden abholen, welche die sächsischen Plane gegen Preußen verriethen — eine delikate Kommission, da die Königin von Polen sich persönlich der Ausführung derselben widersetzte, freilich ohne gegen den Stärkern etwas zu vermögen.

Bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1757 befand sich Winterfeld bei der Kolonne, mit welcher der Feldmarschall Schwerin in Böhmen einrückte, unterstützte dessen Eroberungen, und that den fliehenden Oesterreichern bei Reichenberg, besonders dem Nachzug derselben, großen Schaden. In der Schlacht bei Prag, am 6ten May, führte er den linken Infanterieflügel an, und wurde dabei am Halse verwundet; daher konnte er bei Kollin nicht gegenwärtig seyn. Nach seiner Wiederherstellung stund er bei dem Heere, welches unter der Anführung des Prinzen von Preußen nach der Lausitz marschiren sollte, wobei er nicht mehr die ehemalige Tapferkeit zeigen konnte, indem alles widrig ausschlug. Hierauf ward er mit 14,000 Mann abgeschickt, um die Zugänge im böhmischen Gebürge zu besetzen, wodurch er den Feinden die Zufuhr der nöthigen Lebensmittel abschnitt.

Friedrich war indessen nach Schlesien geeilt. Der Herzog von Bevern, der diese Provinz mit 50,000 Mann zu decken suchte, war unvermögend gewesen, der ganzen Macht Oesterreichs zu widerstehen, die sich zur Eroberung dieses Landes vereinigt hatte. Winterfeld stund mit einem Korps ohnweit Görlitz in der Nähe der Beverschen Armee, um die Gemeinschaft zwischen Sachsen und Schlesien offen zu halten. Am 30sten August fiel zwischen dem Winterfeldschen und Nadastischen Korps ein hitziges Gefecht vor, und am 7ten September ein anderes ohnweit Görlitz am Meysberge. Winterfeld war eben in dem eine halbe Meile entfernten Beverschen Lager, als sein Korps von der überlegenen feindlichen

Macht angegriffen wurde. Er eilte seinen Truppen zu Hülfe, die sich verzweifelt wehrten, die Preußen mußten aber endlich den Posten verlassen, und verloren 1200 Mann. Was diesen Unfall erhöhte, war die tödtliche Wunde, die Winterfeld bekommen hatte; eine Kugel hatte ihm den Rückgrad zerschmettert. Noch sterbend zeichnete er mit großer Geistesgegenwart den Befehlshabern alles, was sie zu beobachten hätten, alle in Acht zu nehmenden Posten und Wege aufs genaueste vor. Sein gekrönter Freund, das Heer, und die ganze preussische Armee betrachtete seinen Tod als einen National-Verlust. Als Friedrich den Tod seines Lieblings vernahm, drückte er seinen Schmerz in den merkwürdigen Worten aus: „Wider die Menge meiner Feinde werde ich wohl Mittel finden können; aber ich werde wenige Winterfelds antreffen." Er ließ ihm, auf dem Wilhelmplatze zu Berlin, eine Statue von weißem Marmor errichten. Auch Rode hat ihm in der Garnisonskirche zu Berlin ein Denkmal aufgestellt.

Der achte September.

Geb. Gottlieb August Maximilian, Freiherr von Strauß.

Churmaynzischer Staats- und Conferenzminister.

Dieser würdige Staatsdiener verdient eine Stelle unter den edlen Patrioten, die ihren Posten ganz ausfüllten, und mit Einsicht und Eifer das allgemeine Beste beförderten. Er war zu Maynz im Jahr 1738 geboren. Sein Vater, Damian von Strauß, war churmaynzischer geheimer Rath, und seine Mutter eine geborne von Cunibert. Die reinsten Sitten und ein unermüdeter Eifer in seinen Studien, zeichneten ihn schon als Jüngling vor vielen andern aus, und erwarben ihm so große Achtung, daß er schon in seinem 20sten Jahre, nach kaum vollendeten Studien, und noch ehe er auf Reisen gieng, zum wirklichen churfürstlich Maynzischen Hof- und Regierungsrath ernannt wurde. Er gieng 1769 nach Wetzlar, um sich am kaiserlichen Reichskammergerichte in praktischen juristischen Ausarbeitungen zu üben; hierauf reiste er nach Regensburg, und widmete sich dort mit gleichem Fleiße dem Studium der reichstäglichen Geschäfte, unter der Anleitung des damaligen churmaynzischen Reichsdirektorial-Gesandten, Philipp Wilhelm Albrecht, Freiherrn von Linker, eines in den An-

nalen des ehemaligen maynzischen Staats unvergeßlichen Ministers.

Nach diesem Aufenthalte kehrte er nach Maynz zurück, und trat daselbst unter Churfürst Emmerich Joseph seine diplomatische Laufbahn an. Bald darauf erhielt er einen Ruf zum kaiserlichen Reichshofrathe, welchen er aber aus Liebe für seinen Fürsten ablehnte. Churfürst Emmerich Joseph belohnte seine Talente bei jeder Gelegenheit, und von Strauß kam schon 1769 in das geheime Raths-Kollegium.

Bei der 1771 und folgende Jahre allgemein überhand genommenen Theurung und Noth an Lebensbedürfnissen, befanden sich vornemlich die Bewohner des Eichfeldes in der bedauernswürdigsten Lage: Strauß wurde dahin geschickt, um zweckmäßige Anstalten zu ihrer Rettung zu treffen, und entledigte sich dieses ehrenvollen Geschäftes auf eine solche Weise, daß ihm der Churfürst bei seiner Zurückkunft, zum Beweise seiner ganz vorzüglichen Zufriedenheit mit seinen geleisteten guten und treuen Diensten, als einen der jüngsten Räthe, zum wirklichen Regierungs- und Revisions-Gerichts-Direktor ernannte.

Der Churfürst Friedrich Karl Joseph war 1774 kaum zur Regierung gekommen, als er, der sich durch beifallswürdige Wahl brauchbarer Diener so rühmlich auszeichnete, auch auf Strauß aufmerksam wurde, ihn in das churfürstliche Kabinet versetzte, und ihm das Referendariat der inländischen Geschäfte übertrug; ja, 1775 wurde er schon wirklicher geheimer Staatsrath, und erhielt das ganze wichtige Departement der inländischen Geschäfte. In die-

ser Lage zeichnete sich Strauß durch eine musterhafte Treue und durch selbstthätige väterliche Sorgfalt für die seiner Obhut anvertrauten Menschen aus. Sein vornehmstes Augenmerk richtete er auf die hülfsbedürftigste Lage des Landmanns, und machte die zweckmäßigsten Einrichtungen und Vorschriften, vermöge welcher die Landbeamten-Stellen mit tüchtigen Männern besetzt, und ihnen die beste Verfahrungsart zur Pflicht gemacht wurde, Er steuerte dem gewöhnlichen Despotismus solcher Leute, vereinfachte ihre Geschäfte, und traf die Verfügung, daß jeder Kandidat, ehe er eine solche Stelle erhielt, zuvor eine zeitlang in einem Amte prakticiren mußte. Zugleich wurden auf sein Betreiben die Besoldungen dieser nützlichen Staatsdiener ansehnlich erhöht, daß so oft die kärgliche Besoldung die Ursache ist, die den Landbeamten zu Bedrückungen der Unterthanen verleitet.

Mit seiner Sorge für das Wohl des Landmannes hieng es zusammen, daß er es ganz vorzüglich war, der die Feuer-Assecuranz-Einrichtung im Maynzischen beförderte, die im Jahre 1783 zu Stande kam, und deren Verordnung das Jahr darauf im Druck erschienen ist. Dadurch wurden bei der großen Beisteuer der Reichen, die Armen vor gänzlichem Ruin durch Brandschäden gesichert, und die besonders für den Landmann so drückende, oft betrügerische Brandbettelei hörte mit einemmale auf. Unter seiner Führung der innern Geschäfte wurde 1784 die Einrichtung einer eigenen Witwen- und Waisenkasse für die sämmtliche churfürstliche Civildienerschaft bekannt gemacht. Der Verbesserung der Schulen widmete er seine ganze Auf-

merksamkeit, und hatte in dieser Rücksicht um die Wiederherstellung und Verbesserung der hohen Schule in Maynz vorzügliche Verdienste. Mit gleicher Thätigkeit sorgte er für die Armen, für Verminderung des Luxus, für Emporbringung des Handels, der Schiffahrt, für Beförderung der Manufakturen und Fabriken, für Verbesserung der Heerstraßen u. s. w. Nicht immer erhielt er von seinen Zeitgenossen für diese seine Anstrengung den Dank, der ihm gebührte: doch besaß er unwandelbar die Zufriedenheit seines Churfürsten.

Der Mann, der bis dahin mit so vielem Erfolg für das Innere des Maynzischen Staats gesorgt hatte, wurde nun ernennt, auch das äussere Ansehen desselben, als der obersten Churwürde in Deutschland zu vertreten; denn er gieng im November 1789 als churfürstlich-maynzischer Reichsdirektorial-Gesandter zur Reichsversammlung nach Regensburg. Diesen Posten bekleidete er zur Ehre seines Hofes 7 Jahre lang in den kritischsten Perioden. Unermüdeter Fleiß, und sein Streben, alle Parteien zu befriedigen, erhielten ihn auch dort in vollkommenster Achtung. Unter seiner Amtsführung geschahen 28 Direktorial-Vorträge, auch wurden eben so viele Protokolle des hohen Churfürstenrathes gehalten, eine gleich große Anzahl von deutschen Reichsschlüssen bewerkstelligt, und 280 Eingaben zur Reichsdiktatur gebracht. Seine Verdienste krönte Friedrich Karl Joseph noch 1795 dadurch, daß er ihn zu seinem wirklichen Staats- und Konferenzminister ernannte, ein Vorzug, womit vorher kein churmainzischer Reichs-Direktorialis ausgezeichnet worden war.

Aus der Liebe zur Ordnung und Wahrheit, aus der Anhänglichkeit an die Sache seines Vaterlandes und an seinen Fürsten, entsprangen alle Tugenden seines Charakters. Sein Anblick kündigte den ersten Geschäftsmann an, der sich seines selbsterworbenen Verdienstes bewußt ist; er kannte keine Glückseligkeit als Arbeiten, und war daher höchst sparsam mit der Zeit. Seine Tagesordnung war genau nach seinen Geschäften gerichtet. Bei dringenden Arbeiten konnte er Tage und Nächte seiner Pflicht widmen, und sich so lange aller Erholungen versagen. In seinen häuslichen Verhältnissen war er ein liebevoller Gatte und zärtlicher Vater. Er bekannte mit seinem Beispiele, daß Tugend nur in der Schule der Mäßigkeit gedeiht; Luxus und Weichlichkeit war aus seinem Hause verbannt; aller Weichlichkeit feind, erhielt er durch ein mäßiges und arbeitsames Leben seine Seele in beständiger Kraft. Nach einer achttägigen Krankheit starb er am 28sten November 1796.

Der neunte September.

Gest. Christoph von Schmidt, genannt Phiseldeck.

Hofrath und Archivar zu Wolfenbüttel.

Ein verdienstvoller Historiker, geboren zu Nordheim am 11ten May 1740. Mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet gieng er nach Göttingen, und widmete sich da dem Rechtsstudium. Dann wurde er Hauslehrer bei dem Grafen von Münnich, der damals zu Wologda im Exil lebte, kam mit demselben 1762 nach St. Petersburg zurück, verließ aber Rußland bald darauf wieder und gieng in sein Vaterland zurück. Von neuem besuchte er jetzt in Göttingen einige Vorlesungen, ward dann Doctor der Rechte, und gieng darauf nach Helmstädt, wo er einige Zeit Privatvorlesungen hielt. Er bekam nemlich einen Ruf als Professor an das Karolinum zu Braunschweig, und hier ertheilte er Unterricht in der Geschichte, dem Staatsrecht und der Statistik, bis Michaelis 1779. Von der Zeit an lebte er als Archivar zu Wolfenbüttel, und beschloß daselbst 1801 seine rühmliche Laufbahn.

Schmidts Schriftstellerei wurde gewissermaßen von seinen Lebensschicksalen bestimmt. Für Rußland, wo er seine frohesten Lebensjahre hingebracht hatte, behielt er beständig eine entschiedene Vorliebe, und er las die Sprache dieses Landes zeitlebens mit besonderem Vergnügen. Seine ersten gelehrten Arbeiten waren daher auch ganz der Geschichte Rußlands geweiht. Vertraut mit der Sprache des Landes, mit den Nationalchriftstellern und vielen Großen des Reichs, die ihm manche Aufschlüsse gegeben hatten, war er im Stande, etwas zu leisten, das die Schriften derer hinter sich lassen konnte, die vor ihm dieß Feld bearbeitet hatten. Sein schmuckloser, aber heller und deutlicher Vortrag, geleitet von einem richtigen Blicke, bewirkte, daß er seine vielfache Materialien in ein gut geordnetes und gefälliges Ganze formen konnte. So lieferte er allmählich außer den zwei Sammlungen von Briefen über Rußland 1770, folgende gut aufgenommene Schriften: Beiträge zur Kenntniß der Staatsverfassung von Rußland 1772. Versuch einer neuen Einleitung in die russische Geschichte 1773. Materialien zur russischen Geschichte u. f.

Als Lehrer der historischen Wissenschaften am Kollegio Karolino mußte er in diesem Bezirke der Kenntnisse nothwendig vielseitiger werden. Dadurch war er im Stande, die mancherlei Nebenarbeiten an gelehrte Zeitschriften zu liefern; und daß der ganze Umfang des Gebiets der Geschichte ihm nicht fremd gewesen, zeigte er im Jahr 1782 durch sein

Handbuch der historischen Wissenschaften. Da er aber inzwischen nach Wolfenbüttel versetzt war, so macht dieses Handbuch zugleich gewissermaßen den Uebergang zu einem besondern Fache der Geschichtskunde, dem der Diplomatik. Mit rastlosem Eifer studirte er nemlich nun gleich anfangs diese Wissenschaft praktisch in dem sehr reichen fürstlichen Archive, um dem Geschäfte eines Archivars mit desto mehrerm Nutzen vorstehen zu können, und daß er sich hierinn über das Gewöhnliche erhob, davon zeugen seine historischen Miscellaneen 1783 und seine Hermäa 1786. — Allein frühere zu sehr überhäufte Studien und Anstrengungen hatten schon längst an der Grundlage der Gesundheit seines Körpers genagt; die Folgen davon zeigten sich endlich. Die allen Gelehrten fürchterliche Krankheit der Hypochondrie stellte sich auch bei ihm durch Verlust der Heiterkeit, und eben daher entspringende Gleichgültigkeit gegen alles ein, was nicht mit seinem Amte in der genauesten Beziehung war. Daher zog er sich von eigenen Ausarbeitungen für die gelehrte Welt immer mehr zurück, und nur die so sehr große Aehnlichkeit der Arbeit mit seinen täglichen Amtsgeschäften konnte ihn bewegen, die Ausarbeitung seines bekannten Repertorium der Geschichte und Staatsverfassung von Deutschland in den Jahren 1789 bis 1794 zu übernehmen, eben dadurch aber zu zeigen, wie er gewohnt sei, einzelne Abtheilungen im Archive zu bearbeiten, und wie viel daher dieses ihm verdanke. — Zu diesen Schriften

kamen noch einige Uebersetzungen und Beiträge zu historischen Journalen, so wie auch Recension in der Lemgoer und Berliner Bibliothek und in der allgemeinen Literaturzeitung.

Im Umgange war Schmidt heiter und froh, sein Vortrag war angenehm und lichtvoll, und der bescheidene Mann kannte keinen gelehrten Stolz. Auch in den letzten Jahren, da oft eine düstere Wolke seinen Geist umzog, gab es doch Zeitpunkte, wo er noch immer zeigte, was er fürs gesellschaftliche Leben war. Für seine Familie war er ein sorgsamer und guter Hausvater, der durch *Beispiel* und eigenen Unterricht zur Bildung seiner Kinder ganz besonders viel wirkte, und selbst sein Gesuch um die Erhebung in den Adelstand war im Grunde ein Opfer, welches er einem seiner Söhne, der Kriegsdienste suchte, gegen seine eigene Neigung brachte.

Der zehente September.

Gest. Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe.

Feldmarschall der königlich Portugiesischen Armee.

Graf Wilhelm war am 9ten Jan. 1724 zu London geboren, wo sein Vater Albrecht Wolfgang so lange lebte, bis er 1728 die Regierung antrat. Schon in der Jugend bemerkte man an dem Sohne ein unauslöschliches Feuer, das aus allen seinen Handlungen herausglühte. Entschieden war seine Abneigung gegen jede Uebung, deren Nutzen seinem tiefforschenden Geiste nicht einleuchtend war. Noch als Regent warf er Berichte und Gutachten seiner Kollegien, deren Anfang und Ende sich nicht auf einer Seite fand, verdrießlich weg oder ins Kamin. Eilf Jahre alt kam er nach Genf, lag daselbst fleißig ritterlichen Uebungen ob, studirte mit gleichem Eifer, Geschichte, Philosophie, Mathematik und Kriegskunst, und gieng in seinem 17ten Jahre nach Leiden. Dann bereiste er Frankreich, einige deutsche fürstliche Höfe, und kam 1742 als ein trefflich gebildeter Jüngling nach London, wo ihn Georg II zum Fähndrich unter der ersten königl. Garde ernannte.

Damals stand das französische Heer unter Maillebois in Westphalen. König Georg brach im folgenden Jahre selbst dahin auf; zur nemlichen Zeit reiste Wilhelm nach Bückeburg, seinen Vater abzuholen, und mit ihm für den König zu fechten. Beide wohnten als Freiwillige der Schlacht bei Dettingen bei; Wilhelm bestand diese gefährliche Probe seines Muths, wie

man es von ihm erwarten konnte. Im Jahr 1745 machte er einen Feldzug in Italien mit, reiste dann durch die Schweiz, Italien und England, und als sein Vater 1748 starb, trat er die Regierung seines Landes an.

Nun begann Wilhelm eine neue, und die glänzendste Epoche seines Lebens. Lebhaft hatte er seine Bestimmung überdacht, und er trat sie mit einem hellen Kopf und mit einem Herzen voll Menschlichkeit an. Mit der Sorge für die Wohlfahrt des Landes verband er eine entschiedene Neigung und eben so viel Talent für militairische Uebungen, und der siebenjährige Krieg war der Zeitpunkt, wo seine Geschicklichkeit und sein Geist eine angemessene Sphäre fand. Zufolge eines Traktats mit dem Könige von England, stellte er ein Kontingent zu der englisch-hannöverischen Armee, und ward bei derselben Generalfeldzeugmeister. Er that der französischen Armee großen Abbruch, die deshalb auch, nach der Schlacht bei Hastenbeck, sein Land hart bedrängte. Der Graf hielt sich damals eine Zeitlang in Hamburg auf, gieng aber bald darauf zu der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, die im Jahr 1758 wieder ins Feld rückte. Er trug sehr viel zu der Entsetzung von Minden bei, das die Franzosen behaupteten, und agirte mit eben so viel Kühnheit als Geschicklichkeit. Große Beweise von Kriegskenntniß und Muth gab er in Belagerungen, wobei er zugleich auf die edelste Weise Menschenfreund war. Marburg und Münster, deren Belagerungen er führte, danken ihm ihre Rettung, er eroberte die Festungen, und schonte die Städte.

Die öftern Versuche in seiner Lieblingswissenschaft brachten Wilhelm auf den Gedanken, in seinem eige-

eigenen Lande eine außerordentliche Festung zu erbauen, welche Bewunderung erregen und auf den äußersten Fall ein sicherer Verbergungsort für Schätze, Munition und Urkunden seyn sollte. Im See bei Steinhude, an der Grenze seines Landes, legte er 1761 den Grund zu einer künstlichen Insel, worauf er nachher ein unüberwindliches Fort erbaute, der Wilhelmstein genannt. Er verwandte große Summen darauf, und man konnte wohl mit Recht fragen, ob er nicht seiner Liebhaberei hier ein zu großes Opfer gebracht habe. Doch verdient er für die zweckmäßige Einrichtung einer Kriegsschule allen Beifall, denn es wurden in ihr viele treffliche Artilleristen gebildet, Männer, die zugleich durch Sittenbildung und einen edlen Charakter die Achtung ihrer Mitbürger erhielten.

Seit zwei Jahrhunderten mußten immer Fremde Portugall gegen Spanien retten, Franzosen, Engländer und Deutsche. Als daher Spanien das Reich im Jahr 1762 angriff, mußte England, als sein Bundesgenosse, ketzerische Hülfsvölker und Offiziere schicken. Wilhelm war Anführer derselben, und so weit es die ganz zerrüttete portugiesische Armee erlaubte, vertrieb er den Feind, und beförderte in Kurzem einen Frieden, bei dem das Reich nichts verlohr. Der König zog ihn auch bei der Herstellung des Finanzwesens zu Rathe, und er arbeitete mit Unterstützung des einsichtsvollen Ministers Pombal an der gänzlichen Reform der Armee und der Staatsverwaltung. Um das erste desto leichter zu bewirken, zog er mehrere deutsche und französische Militairs ins Land, und führte mit ihrer Hülfe Ordnung und strenge Subordination ein, legte eine

Kriegsschule für die Artillerie an, und erbaute eine Festung auf einen Felsen bei Elvas. Der König nannte sie ihm zu Ehren le Fort de la Lippe, und ernannte ihn zum Generalissimus der portugiesischen Armee.

Nach der Rückkunft ins Vaterland, im November 1763, lebte er im Schooß der Ruhe, widmete seine Zeit allein der Besorgung der Regierungsgeschäfte, und traf vortreffliche Anstalten zum Besten des Landes. Die Moräste um das Steinhuder Meer machten die Gegend ungesund und erschwerten die Unterhaltung der Garnison auf dem Wilhelmstein. Er ließ daher diese Moräste austrocknen, den Boden urbar machen, Gärten und Felder anlegen. Viele Menschen waren bei diesem langwierigen und schwierigen Unternehmen beschäftigt, und erhielten Ländereien zur Bearbeitung. Auch andere wüste Stellen wurden urbar gemacht, und in mehrern Edikten empfahl und betrieb er die Kultur des Bodens und die Verbesserung der Landwirthschaft. Zu diesem Ende schaffte er die unnützen Feiertage ab, und belohnte durch Preismedaillen die fleißigsten Landwirthe. Auch für die Armen und Hülfsbedürftigen sorgte er mit väterlicher Gesinnung. Er setzte ein Kapital von 20,000 Reichsthalern für Nothleidende aus, ließ sich von den Predigern Listen der Armen des Orts einreichen, den unvermögenden Armen Wartung und Arzenei geben, richtete ein Waisenhaus ein, und ließ den alten Soldaten Häuser bauen und Ländereien anweisen; ja, um Tugend und Moralität allgemeiner zu machen und würdig zu belohnen,

befahl er den Obrigkeiten, edle Handlungen auszuzeichnen und an ihn zu berichten. Ferner verordnete er, daß die erfahrensten Hauswirthe an bestimmten Tagen Vorschläge zur Landesverbesserung thun sollten.

Seine Muße verwandte Wilhelm auf das Studium der Wissenschaften, den Umgang edler Menschen und der Genuß, den ihn die Künste gewährten. Sein Hauptstudium blieb die Kriegswissenschaft. Er arbeitete einen sehr gründlichen Traktat über den Defensivkrieg aus, wovon er in 6 kleinen Bänden 10 Exemplare abdrucken ließ, die in der Bückeburgschen Bibliothek aufbewahrt werden. Er zeichnete vortrefflich und spielte das Klavier als Meister. Gern unterhielt er sich über philosophische Materien, zog den berühmten Thomas Abbt in sein Land, und verband sich mit ihm durch die engsten Freundschaftsverhältnisse. Wahrscheinlich würden sie, beide voll hohen Geistes und trefflicher Talente, der Welt ein seltenes Beispiel gegeben haben, was Wohlwollen und Weisheit vermögen, wenn Abbt nicht am 3ten Nov. 1766 schon gestorben wäre. Der Graf ertrug diesen Verlust auf eine Weise, daß man sah, er fühle ihn wirklich. Ein glückliches Ehebündniß hatte ihn seit 1765 mit der Schwester seines Freundes, des Grafen Ferdinand zu Lippe-Büsterfeld vereinigt. Einsam lebte er mit ihr oft mehrere Wochen auf einem schön gelegenen Lustschlosse, und als sie ihm 1776 starb, verlohr er die Liebe zum Leben und zum Handeln. Vergeblich suchte seine niedergebeugte Seele wieder aufzuleben; er starb 1777 mitten

unter den Zurüstungen zu einer Reise nach Portugall.

Wilhelm war der letzte, und man kann wohl sagen der größte, seines Stammes. Die Trauer seines Volkes war allgemein und verstummte erst spat. Auch die fernern Zeitgenossen nahmen lebhaften Antheil; einer ihrer verdientesten und ausgezeichnetsten Mitbrüder war in ihm gestorben. Friedrich der Große gab ihm öffentlich das Zeugniß, er sei ein großer Feldherr seiner Zeit gewesen; man kann auch hinzusetzen, einer der tiefsten Denker, der wohlwollendste Regent, mit seinen Pflichten bekannt. Er war groß an Gestalt; in seinem Land und unter seinen Truppen der größte Mann. Nie sah man ihm innerlichen Harm an; sein sanftes Wesen lag auf seinem Gesicht und blickte aus seinen freundlichen Augen heraus. Der Krieg und das Reisen hatte ihn abgebräunt, denn von Natur war er es nicht. Seine Kleidung war sehr einfach und fast etwas nachlässig. Er hatte tolerante Religionsgrundsätze und schützte eine jegliche Parthei bei den vorzüglichen oder besondern Ausübungsrechten des öffentlichen Gottesdienstes; mit Recht glaubte er, keine Religion gebiete Laster oder billige sie. Er war ein Feind aller Prozesse und Advokaten, und den Luxus suchte er durch Beispiel und Verordnungen zu hemmen.

Der eilfte September.

Geb. Johann Bernhard Basedow.

Stifter des Philanthropins in Dessau.

Hamburg war der Geburtsort dieses großen Weltreformators im Erziehungswesen, wo er seinem Vater, einem Peruquenmacher, im J. 1723 geboren wurde. Da ihn dieser sehr strenge hielt, so entlief er einst aus dem väterlichen Hause, und ward im Hollsteinischen Bedienter. Doch der Vater brachte nach einiger Zeit den Flüchtling zurück, und dieser besuchte nun die untern Klassen der Johannisschule, wo er über eine sehr harte Behandlung und eine ganz falsche Methode im Unterricht klagte.

Von seinem 16ten Jahre an, half sich Basedow selbst durch, indem er kleine Gedichte, und die Schularbeiten seiner minderfähigen Mitschüler machte, und sich dafür bezahlen ließ. Von der einen Seite hatte er dadurch öfters ansehnliche Einkünfte, nahm auch Antheil an den Vergnügungen und Ausschweifungen der Reichen, auf der andern Seite hinderte ihn diese

Beschäftigung am Privatfleiß und verleitete ihn zu einer unordentlichen Lebensart, wobei seine Gesundheit nicht wenig litt. Zum Studieren bezeigte er überhaupt wenig Lust, ließ sich aber doch endlich von seinem Vater dazu bereden, und reiste im J. 1744 nach Leipzig, um hier seinen theologischen Cursus zu machen. Er besuchte aber nur wenig Vorlesungen, weil sie nicht nach seinem Geschmacke waren, kam schon nach zwei Jahren in seine Vaterstadt zurück, und ward 1749 im Hollsteinischen Hofmeister. In dieser Lage, da er selbst unterrichten mußte, dachte er zuerst über bessere Methoden des Unterrichts, vornemlich in Sprachen, nach.

Von dieser Zeit an, wo er Professor der Moral und der schönen Wissenschaften bei der Ritteraakademie in Soroe wurde (im Jahr 1753) machte er sich wichtig. Hier schrieb er seine praktische Moral für alle Stände, nebst mehreren andern Büchern. Es erwachte in ihm jener unruhige Trieb zu reformiren, der die Seele seines gesammten Thuns war und blieb. Aber bald brachte er sich den Verdacht der theologischen Ketzerei, und man versetzte ihn deswegen 1761 als Professor an das altonaische Gymnasium, wo er nur wenige Stunden zu geben, also weniger Gelegenheit hatte, seine für gefährlich geachteten Meinungen auszubreiten. Doch gerade hier fieng er noch dreister viele dogmatische Sätze, die man bisher für Gottes Wort gehalten hatte, zu bestreiten an. Sein wichtiges Werk: die Philalethie, gab das Signal, ihn zu verfolgen, und die Introleranz der Geistlichen in Altona und in der

Nachbarschaft gieng so weit, daß sie ihn und seine Familie von der Kirchengemeinschaft ausschlossen.

Glücklicherweise wandte er sich noch zur rechten Zeit von der Theologie zur Pädagogik, um in diesem Fache den Kranz des Verdienstes zu erringen, der ihm nie ganz entrissen werden wird, wenn auch der Nimbus der Heiligkeit, der ihn eine zeitlang umgab, längst verschwunden ist. Er theilte dem Minister Bernstorf seinen Plan zur Verbesserung des Schulwesens mit, und um sich dieser großen Angelegenheit ganz widmen zu können, wurde er von allen Arbeiten am Gymnasium befreit, behielt aber beständig einen Gehalt von 800 Rthlr. Nun wirkte er zuerst mit brennendem Eifer für die gute Sache als Schriftsteller, rief in seiner Vorstellung an Menschenfreunde, 1768, jedermann auf, sich die Noth des Erziehungswesens zu Herzen zu nehmen und die Verbesserung desselben mit allen Kräften zu unterstützen, schrieb sein Elementarbuch, das ihm mehrere tausend Thaler einbrachte, und hernach unter dem Titel eines Elementarwerks in einer vollkommenen Gestalt erschien, und gab sein Methodenbuch heraus.

Indessen stellte Basedow eine Reise an, theils verschiedene deutsche Erziehungsanstalten zu besuchen, und die Aufseher derselben kennen zu lernen, theils einen Fürsten zu bereden, für seine Musterschule, die er zu errichten wünschte, ihm einen Ort und eine Pension anzuweisen. Bei seiner Durchreise durch Dessau wünschte der vortreffliche Fürst, daß das von ihm zu errichtende Seminar, nebst der

Musterschule in seiner Residenz angelegt werden möchte, und erbot sich ein schickliches Wohngebäude dazu herzugeben und ihm als Direktor eine Pension von 1100 Thalern anzuweisen.

Nach vielen Hindernissen kam im Jahr 1774 in Dessau die Musteranstalt zu Stande, welche Basedow nach seinem sonderbaren Geschmacke Philanthropinum nannte. Das Institut erlangte aber nur langsam seine Kräfte, und kam erst unter Campes Direktion zur Blühte. So geschickt nemlich Basedow war, die Mängel des bisherigen Erziehungswesens aufzudecken, und Plane zur Verbesserung desselben vorzuzeichnen: so wenig war er zum Direktor einer Erziehungsanstalt oder überhaupt zum praktischen Erzieher geeignet. Sein ungestümmes, leidenschaftliches Wesen, seine Herrschsucht, seine Unbeständigkeit, sein Geniewesen, sein Hang zum Sonderbaren und die Rauheit seiner Sitten standen dem glücklichen Erfolg seines Antheils an Erziehergeschäften entgegen, und wiewohl er durch seinen Enthusiasmus, durch die von ihm ausgearbeiteten Schulschriften durch seinen Unterricht und durch manche treffliche Einrichtungen viel Gutes in dem Philanthropin gestiftet hatte: so gewann dieses doch durch Basedows Entsagung von allem Antheil an demselben im Jahr 1770 eher, als daß es verloren hätte.

Da er jetzt Muße genug hatte, so beschäftigte er sich wieder mit theologischen Schriften, die aber wenig bemerkt wurden, und gab ein neues Werkzeug zum Lesenlehren heraus. In

Magdeburg — denn er pflegte sich nicht an einem Orte aufzuhalten, und wechselte öfters damit— machte er einen Versuch, und unterrichtete selbst nach dieser Methode täglich drei bis vier Stunden in zwei Schulen. Eben hatte er sich zu einer kleinen Reise entschlossen, als er in Magdeburg von einer Krankheit überfallen wurde, die seinem Leben am 25. Jul. 1790 ein Ende machte.

Basedows Verdienste sichern seinen Namen ein ehrenvolles Andenken. In der Reihe derselben steht die allgemeine Beförderung des freyen Denkens und Schreibens, die er bewirkt hat, oben an. Er bediente sich nicht nur in allem, was er dachte und schrieb, einer vorher ungewöhnlichen Freiheit, er behauptete auch das Recht dieser Freiheit laut, und suchte sie auszubreiten. Zur Verbesserung der Erziehung hat er durch Schrift und That rastlos mitgewirkt, und sein Philanthropin, soweit es auch hinter seinem Ideale zurück geblieben ist, hat die Bahn geebnet, und die Entstehung mehrerer zweckmäßiger Erziehungsanstalten veranlaßt. Auch um die Theologie erwarb er sich große Verdienste. Er führte zuerst den wesentlichen Unterschied zwischen Christenthum und Kirchenthum ein, er sonderte das Glaubliche von dem Unglaublichen, zeigte den wahren Standpunkt, woraus das Christenthum anzusehen ist, er verschaffte der ersten aller Menschenpflichten, der Toleranz, einen wohlthätigen Eingang. Er erkannte fremdes Verdienst selbst an Personen, denen er abhold war, was er wahres und nützliches gefunden zu haben glaubte, das legte er

der Welt ohne Rückhalt mit edler Freimüthigkeit vor. Sein feuriges und lebhaftes Temperament verleitete ihn freilich öfters zu Schritten, welche ihm übel ausgelegt wurden. Er konnte sich weder in seiner Freude noch in seiner Traurigkeit mäßigen. Daher wurden seine Leidenschaften wüthend, sobald sie durch irgend eine Veranlassung in Feuer gesetzt wurden, daher konnte er zu manchen Zeiten keinen Widerspruch vertragen; daher war er oft unausstehlich, wenn er Wein getrunken hatte. Dieß sind allerdings große und dunkle Schatten in dem Gemählde seines Lebens; aber wir wollen nicht vergessen, daß dieses Gemählde auch nicht minder helle und leuchtende Stellen hat.

Der zwölfte September.

Gest. Johann Peter Claris von Florian.

Französischer Dragonerkapitain.

Eines der verdienstvollsten Mitglieder der erloschenen französischen Akademie. Sein Herz war offen und empfänglich für die Eindrücke des Edlen und Schönen, gern verweilte er bei den Reizen der Natur, und seine Lieder und Schriften waren nur der Tugend und Sittlichkeit geheiligt. Ueber seinen frühen Tod — eine von den vielen Blutschulden des Tyrannen Robespierre — trauerte die Menschheit, und die Nachwelt wird seinen Namen mit Achtung aussprechen.

Florian wurde im Jahr 1755 auf dem Schlosse Florian in der Basses-Cevennee, nicht weit von Auduze und St. Hipolyte geboren. Er verrieth schon als Knabe ein zärtliches, zur süßen Schwermuth geneigtes Herz, und einen glänzenden Witz. Voltaire, mit dem er weitläuftig verwandt war, hörte von der feinen Anlage des jungen Florian, und ließ ihn zu sich nach Ferney kommen. Seine jovialische Laune, seine Höflichkeit, seine muntern Antworten erwarben ihm die lebhafte Zuneigung des alten Dichters. Einen Beweis davon geben die Briefe an Florinnet, denn dieses war der freundschaft-

liche Name, so er dem Knaben gab. Um seine wachsenden Talente auszubilden, gieng er von Ferney nach Paris. Nachdem er hier einige Jahre zugebracht hatte, kam er 1768 als Edelknabe zu dem Herzoge von Penthievre. Der Herzog, welcher ein wachsames Auge über sein Haus hatte und ein gesundes Urtheil besaß, bemerkte Florian sogleich vor allen seinen Kameraden und erfreute sich über seinen edlen Anstand, seine Redlichkeit, seinen stets bescheidenen Witz.

Als die Zeit des Edelknabenlebens zu Ende war, gieng Florian unter das königliche Korps der Artillerie, welches zu Babaume im Quartier lag. Hier legte er sich besonders auf mathematische Wissenschaften, in denen er auch große Fortschritte machte: nur in der Rechenkunst fühlte er, daß sie seinem Geist nicht angemessen sey. Die Schule zu Babaume bestand fast mehrentheils aus jungen Leuten von Kopf, denen es aber nur an Ueberlegung fehlte, und die, weil sie nicht genau unter Aufsicht gehalten wurden, fast immer mit einander im Streite lagen, und mit Duellen endigten. Auch Florian wurde verschiedemale verwundet, und da die Unregelmäßigkeit dieser jungen Leute zu groß wurde, so sah sich der König genöthigt, diese ganze Erziehungsanstalt aufzuheben.

Ungefehr in diesem Zeitpunkte erhielt Florian eine Kompagnie unter dem Dragoner=Regimente von Penthievre, welches zu Maubeuge in Garnison lag. Kaum war er in dieser Stadt angekommen, als er sich in eine eben so tugendhafte als schöne Kanonissin verliebte. Da seine Verwandten diese Ver-

bindung nicht wünschten, so verschafften sie ihm wider seinen Willen die schon einmal ausgeschlagene Charge als Kammerjunker bei dem Herzog von Penthievre. Florian aber wollte fortdienen und der Prinz verlangte keine Männer, die dem Soldatenstande ergeben wären; da er jedoch gern einen Mann, dessen Gesellschaft er sehr liebte, für immer mit sich vereinigen wollte, so bewirkte er es, daß Florian dispensirt wurde, bei dem Regimente zu seyn, und doch seine Gage fortzöge, so daß er immer am Hofe des Herzogs leben konnte.

Nun fixirte sich Florian in Paris, und diese Muße trug nicht wenig dazu bei, ihn in die Laufbahn der Wissenschaften zu leiten. Der Geschmack, den er schon früher für die spanische Sprache gezeigt, erwachte jetzt von neuem, er fieng sie an zu studiren und beschloß, einige spanische Werke, welche dem Geschmack der französischen Nation am meisten angemessen seyn würden, zu übersetzen. Zu diesem Zwecke wählte er die Galathee des Cervantes. Er arbeitete dieses Gedicht fast gänzlich um, und das Publikum nahm diesen reizenden Schäferroman so günstig auf, daß er dadurch ermuntert wurde, ihm die Estelle nachfolgen zu lassen. Dieses Gedicht gefiel gleich der Galathee, viele zogen es derselben vor, andere hielten sie für zwei liebenswürdige Schwestern, zwischen welchen keine Wahl zu machen sey. Nun widmete er seine Talente dem italiänischen Theater, und schrieb les deux Billets. Den Hauptcharakter in diesem Stücke, Arlequin, behandelte er mehrere folgende Stücke hindurch, in verschiedenen Situationen, als

Jüngling, Mann, Vater und Sohn, und stellte selbst diese Rolle auf gesellschaftlichen Theatern mit so wahrem Gefühl und so viel Haltung vor, daß er allgemeine Bewunderung erregte. Allein die Furcht, seinem Protektor zu mißfallen, bestimmte ihn, seine theatralischen Vorstellungen und Arbeiten aufzugeben. Er begleitete diesen auf das Land und benutzte die Einsamkeit, in welche er versetzt wurde, um sechs Nouvellen zu dichten. Bald trat er mit einem neuen Werke hervor, das seinen Ruhm im Ausland gründete und fast in alle Sprachen übersetzt wurde. Dieß ist sein meisterhafter historischer Roman Numa Pompilius, auf den Gonzalvo von Cordova folgte, eine Geschichte, auf die er eine sehr reizende Dichtung baute. Auch Fabeln hat man von ihm, in denen viele der unübertroffenen la Fontainischen Manier nichts nachgeben, und eine französische Uebersetzung des Don Quixote, die erst nach seinem Tode gedruckt wurde.

So ward Florian in wenigen Jahren der Liebling seiner Nation, und wer ihn im Privatleben kannte, konnte ihm die Hochachtung nicht versagen, die sein tadelloses Leben einflößte. Ein Hauptzug in seinem Charakter war ein grenzenloser Hang zum Wohlthun. Nie sprach ihn ein Unglücklicher vergebens um Hülfe an; reichte seine Börse nicht hin, so nahm er seine Zuflucht zum Prinzen, und benutzte seinen Einfluß, um Unglückliche glücklich zu machen. Bei einem mittelmäßigen Vermögen, dessen größter Theil in der Besoldung bestand, mußten ihn seine literärischen Arbeiten und seine gute Wirthschaft erst in den Stand setzen, sich

seinem Hange zum Wohlthun ganz zu überlassen. Nach dem Tode seines Vaters fand er nichts als Schulden; nach französischen Gesetzen konnte er sich von der Erbschaft lossagen und den Gläubigern das Ganze überlassen. Sein Benehmen aber war ganz entgegengesetzt; er nahm sich der Erbschaft an, verkaufte alles, was sein Vater besessen, bezahlte mit seinem Gelde die Schulden und behielt nur ein einziges Bauernhaus mit einigem Ackerland, um solches einer armen Person zu schenken, welche seinen Vater 40 Jahre bedient hatte, und bei seiner Geburt gewesen war.

Die Lebenszeit, welche er führte, war die eingezogenste. Hätte er sich der großen Welt und Gesellschaft ganz überlassen wollen, so würde er von ihr mit allem Vergnügen aufgenommen worden seyn, aber er liebte Arbeit und Ruhe. Aus diesem Grunde stand er nur mit drei oder vier Häusern in Verbindung, die übrige Zeit aber durchlebte er auf seinem einsamen Zimmer, unter seinen Büchern und zwischen Vögeln, deren Gesang ihn bei seiner Arbeit erheiterte. Er arbeitete vom Morgen bis an den Abend, und oft dachte er in der Mitte einer Arbeit an eine andere, so er wieder anfangen wollte.

Die Stürme der Revolution unterbrachen diese stille Lebensweise auf die traurigste Art. Alle seine Verdienste, sein schuldloses Leben und sein ganz liebenswürdiger Charakter waren nicht im Stande, ihn gegen die Wuth eines Robespierre zu schützen. Vergebens hatte er bei jeder Gelegenheit seine ächt republikanische Gesinnung geltend zu ma-

chen, und aus mehreren Stellen seines noch vor der Revolution gedichteten Numa Pompilius zu beweisen gesucht, daß er noch vor der Revolution Revolutionair und Prophet der Wiedergeburt seines Vaterlandes gewesen sey: der Frühling in seinen Schriften und in seinem ganzen Wesen mißfiel dem Tyrannen, der ihn nur wenig Dekaden vor der Endschaft seines eisernen Despotismus einkerkern, und als ein zur Guillotine ausersehenes Schlachtopfer behandeln ließ. Zwar war er einer der ersten, der durch den Sturz des Tyrannen die Freiheit wieder erhielt, aber diese Mißhandlung hatte dem fein organisirten Dichter das Herz gebrochen. Er floh aufs Land, wurde bald bettlägerig, stand von dieser Krankheit nicht wieder auf, und sank im September 1794 im 40sten Jahre seines Alters, zu Seaux in die Arme des Todes.

Florians Konstitution versprach ein längeres Leben; seine Mäßigkeit, seine Nüchternheit würde ihn noch lange Jahre den Wissenschaften aufgespart haben. Von einer mehr als mittelmäßiger Größe, war er stark gebaut, und aus seinen zwar nicht schönen Gesichtszügen glänzte doch Heiterkeit und Freude, und seine großen schwarzen Augen voll Feuer und Empfindung, gewannen bald alle für ihn, die ihn sahen. Sein früher Tod würde zu jeder andern Zeit in Frankreich der Gegenstand allgemeiner Trauer gewesen seyn, jetzt aber bedauerten ihn blos seine Freunde lebhaft und herzlich, und die große Zahl seiner Verehrer in- und außer Frankreich.

Der

Der dreizehnte September.

Gest. Annas Claudius Philipp de Tubiere de Grimoard de Pestel de Levi, Graf de Caylus.

Mitglied der Akademie der schönen Künste zu Paris.

Das Leben des Grafen Caylus giebt einen neuen Beweis von dem Einflusse des Geschmacks auf das Herz, und die großen Verdienste dieses Gelehrten um die Beförderung der Kunst, können ihm nicht mehr Ruhm erwerben, als ihm sein vortrefflicher Charakter Liebe erwarb. Er stammte von einer ansehnlichen Familie ab, und war am 31sten Oktober 1692 zu Paris geboren. Seine natürlichen Talente wurden durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet. Im spanischen Successionskriege widmete er sich dem Soldatenstande, und that sich durch Tapferkeit hervor; aber nach dem Frieden überließ er sich ganz dem Hange, der ihn zu den Künsten und Alterthümern zog. Er machte eine Reise nach Italien, die ihn in seiner Neigung zu dem Schönen und Großen bestärkte.

Im Jahr 1715 gieng er im Gefolge des französischen Gesandten nach der Levante. Was ihn zu dieser Reise antrieb, war seine Begierde, die Denkmähler des alten Griechenlands zu sehen. Zu Smyrna

beschloß er die Ruinen von Ephesus zu besuchen, ein Unternehmen, das mit vielen Gefährlichkeiten verknüpft war, weil die Räuberbande eines Caracayali diese Gegenden sehr unsicher machte. Der Graf kleidete sich sehr schlecht und dürftig, und suchte zwei Räuber von dieser Bande auf. Er entdeckte ihnen, daß er aus Liebe zu den Wissenschaften Willens sey, eine Reise nach Ephesus zu thun, und sich zu seiner Sicherheit, ihrem Schutz für eine gewisse Summe Geldes anvertrauen wolle, die er ihnen bey seiner glücklichen Wiederkunft zu Smyrna auszahlen werde. Die Summe war sehr mäßig, und seinem dürftigen Aussehen angemessen. Die beiden Räuber giengen den Handel ein und begleiteten den Grafen auf seiner ganzen Reise; sie bewiesen ihn die äußerste Sorgfalt und Ergebenheit. Sie stellten ihn ihrem Oberhaupte vor, der, als er von dem Zweck der Reise des Grafen unterrichtet wurde, einen Antheil daran bezeigte, wie man ihn von einem Barbaren und Räuber vom Handwerke nicht vermuthet hätte. Er machte ihn selbst auf einige Denkmähler in der Nachbarschaft aufmerksam, und gab ihm zwei vortreffliche arabische Reitpferde. Der Graf legte so mit der größten Bequemlichkeit und einer Geschwindigkeit, die an Zauberei grenzte, seinen Weg zurück; er sah alles, was er sehen wollte, brachte noch eine Nacht in dem Fort des Caracayali zu, und erreichte Smyrna ohne den mindesten Unfall.

Nach einem Aufenthalte in Konstantinopel von zwei Monaten besuchte er den ottomannischen Hof, den der Krieg in Ungarn damals nach Adrianopel gezogen hatte, durchstrich die Engen der Dardanellen, und kam

im Febr. 1717 auf dringendes Verlangen seiner Mutter wieder in Frankreich an. Von dort aus machte er noch einige Reisen, und war unter andern zweimal in London. Nach seiner Rückkunft überließ er sich ganz seiner Neigung zur Musik, und besonders zu den bildenden Künsten, der Zeichenkunst, Mahlerei und Kupferstecherkunst. Seiner Liebe zu diesen Künsten hat man die prächtigste Beschreibung der geschnittenen Steine in dem königlichen Kabinete zu danken, wozu Bouchardon die Zeichnungen, Mariette aber die Beschreibung machte.

Im Jahr 1731 wurde der Graf zum Mitglied der königlichen Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunst aufgenommen, in welcher er einen jährlichen Preis für denjenigen Lehrling stiftete, der die beste Passion mahlen würde. Ein Beweis, daß er die Künste um ihrer selbst willen liebte, waren die geheimen Wohlthaten, durch die er sich beeiferte, die Talente zu ermuntern, denen das Glück seine Unterstützung versagt hat. Er suchte sie selbst in ihrer Einsamkeit auf, in der sie die Armuth verborgen hielt. Er kam ihren Bedürfnissen zuvor: er selbst hatte deren wenige, und seine Freigebigkeit machte seinen ganzen Aufwand aus. Obgleich seine Einkünfte sehr unter seinem Stande waren, so war er doch für die Künstler reich. Ausser den Geschenken, womit er von Zeit zu Zeit die Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunst beehrte, stiftete er einen jährlichen Preis für denjenigen Eleven, der bei Bewerbung um denselben am besten einen Kopf nach der Natur zeichnen oder modelliren, und die charakteristischen Züge einer an-

gebenen Leidenschaft ausdrücken würde. Auch das Studium der Anatomie und Perspectiv munterte er durch Belohnungen auf. Da ihm durch einen Zufall die gefärbten Zeichnungen, welche der berühmte Pietro Sante Bartoli von alten Mahlereien genommen hatte, in die Hände fielen, so ließ er sie nachstechen, und mit außerordentlichem Fleiße ausmahlen. Blos seinem Schutz und Kredit hatte Bouchardon, dieser unsterbliche Künstler, die Gelegenheiten zu danken, die seine Talente in ein so glänzendes Licht setzten.

Im Jahr 1742 ward er ein Ehrenmitglied der Akademie der Aufschriften und schönen Künste, in welcher er sich von dieser Zeit an eben so thätig bewies. Auch hier stiftete er einen jährlichen Preis von 100 Livers zur Aufklärung der Gebräuche der Alten. Seine herrschende Leidenschaft war es, in dem weiten Felde des Alterthums neue Entdeckungen zu machen. Er gab sich alle Mühe, die enkaustische Mahlerei der Alten, die ganz verloren gegangen ist, durch Hülfe der dürftigen Nachrichten, die wir in den griechischen Schriftstellern und dem ältern Plinius finden, oder vielmehr suchen müssen, zu entdecken. Caylus legte seine Abhandlungen der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris im Jahr 1745 vor, und die Akademie hat dieselbe in dem 19ten Bande ihrer Memoiren einrücken lassen. Der Graf brachte es in dieser Entdeckung sehr weit, ob er gleich den Gegenstand nicht erschöpfte.

Nicht zufrieden, daß er die Kenntnisse der Alten in den Künsten wieder aufweckte, that er noch neue hinzu.

Er entdeckte das Mittel, dem Marmor Farben einzubeizen und ihre Züge unauslöschlich zu machen. In der Ausübung der Künste hatte er es sehr weit gebracht. Er radirte mit einer leichten Nadel und mahlerischem Geschmack nach den Zeichnungen berühmten alter und neuer Meister, die er mit solcher Richtigkeit nachzuahmen wußte, daß, wenn auch sonst nichts von diesen großen Meistern übrig wäre, so würden die Werke vom Grafen Caylus zureichend seyn, uns einen Begriff von ihren Manieren beizubringen. Sein Genie wußte alle Arten dergestalt anzunehmen, daß er mit eben der Leichtigkeit eine zierliche Zeichnung bloßer Umrisse nach Raphael, eine grobe Skitze nach Rembrand, und ein feines Bildniß nach van Dyk lieferte.

Caylus sammelte auch mit vieler Sorgfalt und großen Aufwand die Alterthümer jeder Art. Nichts, was antik war, schien ihm gleichgültig zu seyn. Von den Göttern an bis auf die Insekten, von den reichsten Metallen und schönsten Marmorn bis auf kleine Stückchen von Glas und Gefäßen von Thon, alles fand in seinem Kabinete Platz. Der Eintritt in seinem Hause kündigte das alte Egypten an, man wurde daselbst an einer alten egyptischen Bildsäule empfangen. Die Treppe war mit Medaillons und Seltenheiten aus China und Amerika verziert. In den Zimmern der Alterthümer sah man sich von egyptischen, hetrurischen, griechischen und römischen Gottheiten, Priestern und Magistratspersonen umringt. Als es ihm an Platz fehlte, schickte er seine ganze Kolonie in die königl. Antiquitätensammlung, und bald ward der Raum mit neuen Bewohnern angefüllt, die sich aus allen Gegenden haufenweise dahin begaben. Diese Bevölkerung erfolgte zweymal

in seinem Leben, und die dritte, unter welcher er 1765 in einem Alter von 73 Jahren seine Tage endigte, ist nach seiner Verordnung, an eben diesen Verwahrungsort gebracht worden.

Groß war der Ruhm, den Caylus schon im Leben bei allen kultivirten Nationen genoß. Er trachtete nicht nach Ehrenstellen; den Wissenschaften hingegen opferte er Namen, Stand, Glück und jeden Augenblick seines Lebens. Vielleicht hatte die edle Einfalt seines Charakters etwas zuviel Einfluß auf seine Manieren, aber sein ganzer Aufwand war Großmuth, und seine Belohnungen trafen das Verdienst. Das beste, mühsamste und allgemein geschätzteste unter seinen Werken ist die Recueil d'Antiquites Egyptiennes, Etrusques, Grecques, Romaines et Gauloises. Tom. VII. 1752—1767, gr. 4. mit vielen Kupfern. Das ganze Werk enthält eine meisterhafte Beschreibung der von Caylus gesammelten Alterthümer, nebst deren genaue Abbildung. Man bewundert an demselben eben so sehr die weitläuftige Gelehrsamkeit, als den feinen Geschmack des Verfassers. Caylus verstand seinem Geiste Erholungen zu geben, deren Wollust selbst den Keim eines neuen Lebens in sich trug. Spiele der Einbildungskraft und des Witzes stählten ihn zu neuem Schwunge, und diese Kinder seiner Muße (Oeuvres badines X Tom. 1787) sind neue Zeugen seines muntern Geistes und lebhaften Witzes.

Der vierzehnte September.

Gest. Claudius Humbert Piaron von Chamousset.

General-Intendant aller Kriegshospitäler von Frankreich.

Einer von den seltenen Menschen, die dem Triebe wohlzuthun ihr ganzes Leben und ihr gesammtes Vermögen aufopferten. Er war im Jahr 1717 zu Paris geboren, und dahin bestimmt, seines Vaters Stelle als Richter in dem Parlement dieser Stadt, wie auch die seines Onkels in der nemlichen Situation zu ersetzen. Er wählte die eine von beiden, welche ihm am wenigsten zu thun machte, und ihm die meiste Zeit zu seinen menschenfreundlichen Entwürfen übrig ließ.

Arzeneikunst war sein Lieblingsstudium. Er practicirte sie aber blos für die Armen, und zwar mit solchem Eifer und solcher Geistesthätigkeit, daß er selbst die Stunden, welche andere gewöhnlich dem Schlafe widmen, zum Beistande armer Kranken verwandte. Um ihnen noch nützlicher zu werden, hatte er auch das Aderlassen gelernt, und er verrichtete diese Operation mit aller Geschicklichkeit des erfahrensten Wundarztes. Insgemein besuchte er die Gefangenen wöchentlich zweimal

und die armen Kranken alle Tage, und niemals ohne zugleich seine milden Hände zu eröffnen. Sein Haus ward gleichsam zu einem Spitale, wo von allen Seiten her Kranke sich versammelten. Er hatte oft in einen Morgen bei Hunderten bei sich, und des Abends gieng er, diejenigen zu besuchen, die nicht zu ihm kommen konnten. Ohne hart und geizig zu seyn, kann ein Arzt in Paris von seinen Kranken jedes Jahr wenigstens 10,000 Livres gewinnen, aber dem edlen Chamousset kosteten die seinigen jährlich über 10,000 Livres. Er hatte einen Arzt, einen Wundarzt sammt seinem Zögling, einen Apotheker und 2 Apothekerjungen zu Gehülfen. Er legte aber bei allem selbst Hand an, und da er bereits in der Magistratur war, besuchte er mit den Studenten in der Wundarzenei einen Kurs in ihrer Kunst. Er errichtete darauf in seinem Hause eine vollständige Apotheke für seine Freunde, die Armen, und indem sein Koch ihnen Brühen zubereitete, verfertigte er mit seinen Chemisten Arzeneien für sie. Sein Pàte d'orges und sein Rob de biere zeigen, daß er es in dieser Kunst weit gebracht habe. Sein lebhafter und durchdringender Geist ersetzte ihm bei diesen Studien die Zeit, die ihm seine andern Geschäfte raubten. Er blieb unverheurathet, um sich ungehindert seiner Neigung zum Wohlthun überlassen zu können. Er hatte einmal eine Neigung für ein Frauenzimmer gefaßt, das alle Vorzüge des Herzens, des Geistes und der Gestalt besaß, die einen vernünftigen Mann fesseln können. Er fand deshalb gut, seine Geliebte darüber zu erforschen, und er sagte ihr, sein Vorhaben wäre, sich auf seine Güter zu begeben, allda ein Spital zu stiften und mit

ihr das Vergnügen zu kosten, Elende zu erleichtern. Die junge Schöne stutzte bei der Erwähnung des Spitals, und diese Bewegung erlöschte bei dem Liebhaber alle Heurathsgedanken. Er fühlte nachher keine andere Zärtlichkeit mehr als die, welche der Anblick der Elenden einflößt. Dieses Gefühl zu befriedigen, gab er allmählig sein ganzes Vermögen hin, das in fünfmal hundert tausend Livres bestand.

Die erste und kostbarste seiner Unternehmungen in dieser Art war die Errichtung eines Krankenhauses bei dem Schlagbaume von Seves. Dieses sollte ein wahres Muster für Spitäler werden. Auch ist es im Kleinen eine Ausführung der größten Entwürfe, die er in dieser Art gegeben hat. Bequeme Gebäude ohne Kostbarkeit, in einer gesunden Luft, außer dem Umfange der Stadt, außer Gefahr sie zu verunreinigen, oder von ihr verunreinigt zu werden, und doch nahe genug, um alles nöthige ohne Mühe herbeizuschaffen; keine Zusammenhäufung der Kranken, keine Irrungen in den Arzeneien; besondere Zimmer für jede Art von Krankheiten; Säle für die sich erholenden, abgesondert von den Krankenzimmern; eine wohleingerichtete und durch vortreffliche Chemisten bediente Apotheke; Berathschlagungen der Aerzte, um mit der Heilung der Kranken die Fortgänge der Kunst zu beschleunigen; Tagebücher über die Behandlung der Kranken, Oeffnung der Leichen 2c. Wie traurig ist es nicht, daß seine Glücksumstände ihm nicht erlaubt haben, einer so wohl überlegten Stiftung Bestand und Dauerhaftigkeit zu geben. Er hatte für sein Krankenhaus seine Herrschaft verkauft. Um ein Haus für

Säuglinge zu stiften, mußte er seine Rechnungsraths-stelle veräußern. Es schauderte ihm über dem grauenvollen Anblick der Findelhäuser, und um der schrecklichen Ansteckung der Kinder durch treulose Säugammen vorzubeugen, machte er Versuche, sie mit Kühmilch zu erziehen.

Der elende Zustand des großen Hospitals zu Paris, Hotel-Dieu genannt, wo Todte, Sterbende und Lebendige oft in Einem Bette beisammen lagen, (wohl fünf Personen gelegentlich auf einmal in einem Bette) jammerte ihn so sehr, daß er einen Reformationsplan für dieses Hospital aufsetzte, welchen er dem berühmten Joh. Jak. Rousseau im Manuscripte zeigte, mit der Bitte, ihn auszubessern. „Was kann an einem Werke zu bessern seyn, erwiederte Rousseau, welches man nicht ohne Schaudern bei den scheußlichen Gemählden, die es darstellt, lesen kann? Wozu schreibt man denn anders, als um zu rühren, und die Leidenschaften zu interessiren? “

Chamousset war überdem der Urheber mancher andern wohlthätigen und nützlichen Anstalten; wie der Einführung der kleinen Post in Paris, der Versorgung dieser Stadt mit gutem Wasser; eines Plans zu einem Associations-Hause, wodurch jedem, gegen Niederlegung einer kleinen Summe Geldes, wenn er krank wird, die nöthige Verpflegung verschafft wird, und vieler anderer, unter denen noch der Plan zur Abstellung der Bettelei, der in den Vues d'un Citoyen zu finden ist, einer besondern Erwähnung verdient.

Er war jetzt so bekannt als ein Mann von thätiger und gemeinnütziger Wohlthätigkeit, daß der Herzog

von Choiseul, als er Kriegsminister war, ihn im Jahr 1761 zum General-Intendanten aller Kriegs-Hospitäler von Frankreich machte, wobei der König Ludwig XV ihm sagte, daß, so lange er regiere, keine Ernennung zu einer Stelle ihm selbst so viel Vergnügen gemacht habe, als diese; „und ich bin versichert, setzte er hinzu, daß ich zu dieser Stelle nie einen Mann ernennen kann, der für meine Truppen so gut sorgen wird, wie Sie.“ Seine Mühe und Arbeit in dieser Stelle überstieg allen Glauben. Seine Aufmerksamkeit auf jeden Theil seiner Pflicht war so groß, und er wußte alles mit so viel Verstand, Einsicht und Weisheit anzuordnen, daß der Marschall von Soubise, als er einst eines der großen Lazarethe zu Düsseldorf, unter Chamousset's Aufsicht, besuchte, sagte: „dieß ist das erstemal, daß ich so glücklich bin, durch ein Lazareth zu gehen, ohne die geringste Klage zu hören.“ Ein anderer Marschall von Frankreich sagte zu seiner Gemahlin; „Wär' ich krank, so ließ ich mich in das Lazareth bringen, über welches Chamousset die Aufsicht hat.“

Eines Tages sagte Chamousset zum Minister, daß er einen gewissen Mann wegen seiner Geldschneidereien und Erpressungen verklagen wollte. „Um Gottes willen, sagte der Minister, Sie wären dann Ihres Lebens nicht sicher.“ — Immerhin, erwiederte er, lieber will ich sterben, als länger leben, und mein Vaterland durch solche Blutigel aussaugen sehen.“

Dieser edle Mann starb im Jahr 1773, in einem Alter von 56 Jahren. Man glaubt, daß er selbst seinen Tod beschleunigt habe, weil er sich in seiner

Krankheit nicht genug schonte; indem er, so oft man ihn darum bat, zur Antwort gab, daß er dazu keine Zeit habe. Er starb, wie er gelebt hatte, mit den Gesinnungen eines guten Christen. Fleißig, und mit Erbauung hatte er den öffentlichen Gottesdienst besucht. Er machte sich aber kein Bedenken, ihn zu versäumen, wenn er aufgefordert wurde, Leidenden beizustehen. Dann sagte er, was man in ähnlichen Fällen von Heinrich IV gesagt hat: Wenn ich so dem Publikum diene, so ist es mir, als ob ich Gott um Gottes willen verließe. Auch seine letzten Verfügungen waren fast alle zu Gunsten der Elenden. Er theilte die letzten Trümmer seiner Glücksgüter zwischen ihnen und zwischen einigen Personen, die ihm bei Erleichterung derselben behülflich gewesen waren.

Seine Werke machen 2 Oktavbände aus, und bestehen aus seinen verschiedenen menschenfreundlichen Entwürfen zum Wohl seiner Nebenmenschen. Heilig sey uns dein Andenken, edler, großmüthiger Chamousset!

Der funfzehnte September.

Gest. Johann Jakob Breitinger.

Kanonicus und Prof. der hebr. und griech. Sprache in Zürich.

Die deutsche Literatur zählt Breitinger unter die einsichtsvollen und muthigen Reformatoren, denen wir das helle Tageslicht zu danken haben, das uns jetzt erfreut. Er war es, der sich in der Gesellschaft seines ehrwürdigen Freundes, Bodmers, den Gottschedischen Bemühungen, den bessern Geschmack von den deutschen Werken des Witzes zu entfernen, am ersten und kräftigsten widersetzte. Eben so gelehrt, obgleich nicht von so weit umfassendem Geiste, wie Bodmer, half er dem unvergeßlichen Manne mit brüderlichem Eifer viele seiner literarischen Plane ausführen. In seinen eigenen Schriften herrscht kritischer Scharfsinn, ein geläuterter Geschmack, mühsame Belesenheit in den besten Werken der Alten und Neuern, und ein unbegränzter Patriotismus. Er hatte die Dichter und Kunstrichter mit Einsicht und Empfindung studirt, und theilte seine nach und nach aus ihnen gesammelten

Beobachtungen auf die gutherzigste Weise mit. Und noch auf so manche andere Art wucherte er mit seinem Pfunde zum gemeinen Besten in der Nähe und in der Ferne, daß man nie sich seiner erinnern kann, ohne von jener reiner Hochachtung erfüllt zu werden, die wahres Verdienst in uns erweckt.

Er war am 1sten März 1701 in Zürich geboren, und hatte den damaligen geheimen Sekretair bei dem Herzog Georg von Würtemberg und Mümpelgardt, und nachmaligen Freihauptmann und Major in Zürich, Franz Kaspar Breitinger, zum Vater. Der Sohn bestimmte sich für die Wissenschaften, schöpfte zeitig aus der reinen Quelle der Alten, und verband damit ein gründliches Studium der Theologie. Nachdem er die akademischen Studien in seiner Vaterstadt vollendet hatte, wurde er im Jahr 1720 zum geistlichen Stande eingeweiht.

Jene glückliche Muße, welche den jungen Geistlichen von der Ordination bis zu einer Beförderung frei bleibt, wendete er meistens auf das Studium der Alten. Durch vertrauten Umgang mit denselben machte er sich ihre Denkart eben so eigen als ihre Sprache. Persius war anfangs sein Lieblingsdichter. Wichtige Stellen in den Satyren desselben, die auch einem Voß und Bayle dunkel geblieben, beleuchtete er, und diese Beleuchtungen fand der Präsident Bouchier so glücklich, daß er sich derselben zu weiterer Ausführung bediente. Für einen Geist, wie Breitingers, war indeß bloße Wortkritik keine Nahrung; sehr bald wurde seine Neigung für dieselbe dem Geschmack für Weltweisheit und

schöne Literatur untergeordnet. Der Thesaurus der schweizerischen Geschichte und die helvetische Bibliothek, an welchen er mit Bodmern den größten Antheil hatte, sind Beispiele, wie vortheilhaft der Philosoph dem Kritiker, und dieser jenen die Hand biete.

Von den Jahren der Kindheit an bis ins höchste Alter lebte Breitinger in der engsten freundschaftlichen Verbindung mit Bodmer, täglich sahen sie einander, und gemeinschaftlich belebte sie ein edler Eifer, durch kritische Werke den Nationalgeschmack zu verbessern, und eine wohlthätige Reform zu bewirken. Das Schöne in den Künsten war ihnen aber nicht letzter Zweck, sondern nur Mittel zur Beförderung des Wahren und Guten. An dem vortreflichen Burgermeister Joh. Kasp. Escher fand Breitinger einen eifrigen Beförderer: durch das Ansehen und das Beispiel desselben ermuntert, sah er das Studium der griechischen Literatur als das beste Gegengift des schlechten Geschmacks an. Dem genauen Umgange mit diesem Mäcenate hat man es zu danken, daß Breitinger im Jahr 1730 anfieng, seine meiste Zeit auf ein Werk zu wenden, welches in näherer Verbindung mit seinem geistlichen Berufe stand. Er besorgte nemlich eine vortreffliche kritische Ausgabe der siebenzig Dollmetscher in 4 Quartbänden.

Im Jahre 1731 erhielt er den hebräischen Lehrstuhl in dem untern Kollegium, und bald hernach zugleich in dem obern. Zur Erleichterung der heil. Sprachwissenschaft schrieb er eine Abhandlung über die hebräischen Idiotismen. Bald darauf wurden ihm auch die logischen und oratorischen Vorlesungen übergeben, und die

Verbesserung des Schulwesens war von nun an eine Sache, welche er mit dem lebhaftesten Eifer betrieb. Wie gesund seine Begriffe darüber gewesen seyen, beweist die Abhandlung De eo, quod nimium est in studio grammatico, wie auch seine lateinische Logik, und vornemlich die kleine deutsche Vernunftlehre, welche in den Schulen eingeführt wurde. Ohngeachtet zu seinem Ruhm diese Schriften hinreichen würden, so lieferte er doch von Zeit zu Zeit wichtige Beiträge sowohl in die Tempe helv. als in das Museum helv. Auch hat man von ihm eine Nachricht von dem geschriebenen griechischen Psalter, der sich auf der Züricher Bibliothek befindet, und dessen nähere Beschreibung der Kardinal Quirini verlangte; ferner eine philosophische Abhandlung von den Gleichnissen, eine kritische Dichtkunst, eine Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle, u. a. m.

Für jeden Zweig der Wissenschaften, die Breitinger seinen Schülern vortrug, schien er ganz besonders geschaffen zu seyn; immer derselbe Geist der Genauigkeit und Ordnung, so ungleich der Gegenstand war. Davon zeugt unter andern sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Kardinälen Passionei und Quirini, dem Präsidenten Bouchier, dem Bürgermeister Uffenbach, dem Abt Gerbert von St. Blasien, mit Iselin, Buxtorf, Scheihorn, Crusius, Semler, Ernesti und vielen andern. Ein solcher Mann, der im Briefwechsel mit Gelehrten aus den verschiedendsten Fächern allemal jeden derselben in dem seinigen Genüge

thät,

that, war sehr geschickt mit seinem Freunde Bodmer dem Nationalgeschmack eine vortheilhaftere Richtung zu geben. Bis ins graue Alter blieb auch Breitinger äußerst aufmerksam, nicht nur jede Gelegenheit zur Ausbreitung des Guten, die sich ihm anbot, zu nutzen, sondern auch dieselbe für sich und für andere von allen Seiten herbei zu führen, wo sie noch entfernt schien. Immer war nicht nur sein Katheder, sondern auch sein Museum die Zuflucht jedes aufblühenden Genies; mit gleicher Leichtigkeit ließ der große Mann sich herab, Auszüge, Uebersetzungen, Versuche eines Schülers zu prüfen, wie er sich mit geübtern Köpfen zu den wichtigsten literarischen, kirchlichen, politischen Untersuchungen und Entwürfen erhob.

Im Jahr 1745 bekam er die Professur der griechischen Sprache und ein Kanonikat. Schon früher hatte man ihm die Würde eines Dekans über die amtlosen Geistlichen ertheilt. Ob ihn schon sein Schicksal von der Predigerkanzel und von Pastoralgeschäften entfernte, so fand seine Seele, eben so groß als sein Geist, mitten unter gelehrten, kritischen, philosophischen Bemühungen, immer noch das entzückendste Vergnügen an Ausbreitung populärer Kenntnisse. Indem er die Religion von den fruchtlosen Auswüchsen der Schultheologie säuberte, verbreitete er in seinem Kreise einen Geschmack am praktischen Vortrage, sowohl in Schriften als in Predigten.

In zwei Anstalten unter andern, die von seinem Eifer für Geschmack, für Tugend und Religion zeugen, wird Breitinger auch bei den Enkeln

noch leben. Die eine ist, die verbesserte homiletische Einrichtung, da wöchentlich zweimal der Reihe nach einer der jüngern Kirchendiener eine Predigt hielt, welche in der Versammlung der Brüder beurtheilt und mit Anmerkungen über die Kanzelberedsamkeit, die Auslegungskunst und die Pastoralklugheit begleitet wird. Die andere ist die so vortheilhaft bekannte ascetische Gesellschaft, welche sich unter seinem Vorsitze zu bestimmten Zeiten im Hörsaal versammelte, um sich durch Auflösung wichtiger Gewissensfälle, und andere Pastoralprobleme, durch populäre Predigten, durch Verfertigung salbungsvoller Gebeter und Lieder, Katechisationen und andere ascetische Schriften, auf den Beruf zum Predigtamte vorzubereiten. Dieser Anstalt hat man die Betrachtungen für gefangene Missethäter, die vortrefflichen Fragen an Kinder, ein Gebetbuch für Kranke, eine Menge geistlicher Erfahrungen und Beobachtungen, eine sorgfältigere Unterweisung, Pflege und Beisteuer für Unglückliche in den Armenhäusern, Unterstützung verwaister Schulkinder, und Belehrung der Landschulmeister zu danken.

So streute Breitinger überall guten Saamen aus, der noch in Zukunft reiche Früchte tragen wird. Und in dieser nützlichen Wirksamkeit überraschte ihn 1776 der Tod im Greisenalter. Er war in jedem menschlichen Verhältnisse, ein edler Mann.

Der sechszehnte September.

Geb. Franz Ludwig.

Fürstbischof zu Bamberg und Würzburg.

Ein großer Fürst und ein eben so großer Mensch, auf den Deutschland und die ganze Menschheit stolz seyn kann. Er war 1730 aus dem reichsfreiherrlichen Geschlechte der Herren von Erthal geboren, legte sich als Jüngling mit allem Eifer auf die seiner künftigen Bestimmung angemessenen höhern Wissenschaften, und suchte nach Zurücklegung der Vorbereitungsjahre durch eine nützliche Anwendung seiner Kräfte, die Vorzüge und Ansprüche, die ihm seine Geburt gab, zu verdienen. Die Liebe zu den Künsten führte ihn nach Italien, und nach seiner Rückkunft wurde er würzburgischer Regierungsrath, Domherr und geheimer Rath. Diese Stellen waren aber für seinen thätigen, vielumfassenden Geist nicht von der Wichtigkeit, daß sie sein Verlangen nach größerer Gemeinnützigkeit völlig hätten befriedigen können. Er trat deswegen in kaiserliche Dienste, und erwarb sich durch seine Einsichten und durch

seinen Eifer so sehr Josephs II Beifall, daß dieser sich bei der im Jahr 1779 eingetretenen Erledigung des bischöflichen Stuhls zu Würzburg und Bamberg mit Nachdruck für seine Wahl verwendete, so daß er zum Fürstbischofe von beiden Bisthümern erhoben wurde.

Jetzt, da Franz Ludwig zu dem erhabenen Amte eines Bischofs und Regenten berufen worden war, schienen alle seine Tugenden und Geistesgaben sich noch mehr zu veredeln, und fast über die Grenzen der Sterblichkeit zu erheben. Das Gefühl der doppelt schweren Pflicht, für die geistliche und leibliche Wohlfahrt so vieler tausend Menschen zu sorgen, schien seine ganze Seele eingenommen zu haben. Tiefer, männlicher Ernst ruhte immer in seinem von Vaterliebe gemilderten Blicke, und ein rastloser Trieb, Gutes außer sich zu wirken, schien alle Rücksicht auf sich selbst in ihm zu unterdrücken. Er schien nicht mehr für sich, sondern blos für seinen Beruf da zu seyn. Er entzog sich fast allen sinnlichen Freuden und Ergötzlichkeiten des Lebens, schränkte den Aufwand des Hofes ein, und zog die Einsamkeit dem Geräusche und Prunke desselben vor; sogar setzte er auch seine Neigung zu den schönen Künsten dem reinen Willen der Pflicht in jedem Falle nach. Er glaubte von der Anwendung jeder Stunde Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuld zu seyn, darum unterhielt er keine Gesellschaften zum bloßen Zeitvertreibe, sondern begnügte sich an der Unterhaltung mit seinen Räthen über die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung und Landeswohlfahrt.

Nach den Grundsätzen seiner Kirche, denen er eifrig ergeben war, foderte das Amt des obersten Seelsorgers in seinen Landen die Erstlinge seiner Thätigkeit. Er hielt es seiner Würde und Pflicht gemäß, die Kirchen seiner Sprengel in eigener Person zu visitiren, die bischöflichen und priesterlichen Handlungen selbst zu verrichten, und auch die Kanzeln kleiner Landstädte zu besteigen, um das Wort Gottes zu verkündigen. So durchreiste er, ohne allen Prunk, in den ersten Jahren seiner Regierung beide Hochstifte, und dann erst predigte er einmal in seinen Domkirchen. Er wollte selbst an Ort und Stelle die Mängel seines Landes kennen lernen, um die glücklichsten Mittel dagegen zu gebrauchen. Vorzüglich richtete er seine Augen auf den Zustand der Schulen, wohnte den Prüfungen der Kinder bei, und belohnte den Fleiß des Lehrers und der Kinder. Die Schulen blühten allenthalben unter Franz Ludwigs gesegneten Fußtritten auf; die kirchlichen Unordnungen und Aergernisse minderten sich: Eintracht und gewissenhafte Berufstreue der Beamten des Staats und der Kirche wurden hergestellt oder befestigt. Geistliche und weltliche Stellen vergab er nur nach Würde und Verdiensten, suchte die Klerisei durch Preißfragen in Thätigkeit zu setzen, errichtete ein Erziehungshaus für Schullehrer, ein Seminar für Geistliche, begab sich oft selbst in den Kreis der Zöglinge, und hielt mit Genauigkeit und Festigkeit ob den guten Einrichtungen, die er getroffen hatte.

Die höhere Kultur der Wissenschaften in seinem Lande lag ihm sehr am Herzen, und er war daher

sehr für die Verbesserung der Universitäten Würzburg und Bamberg besorgt. Jene verdankt ihm vorzüglich den hohen Flor und Ruhm, den sie unter ihm erlangte. Er errichtete neue Lehrstühle, die er mit den geschicktesten Männern besetzte, erweiterte die akademische Bibliothek und vereinigte seine Hofbibliothek mit ihr; legte ein Naturalienkabinet an, errichtete eine Hebammenschule, verbesserte das anatomische Theater, beförderte gelehrte Reisen und gab dem ganzen Studienplan eine bessere Gestalt. Vernünftige und gemäßigte Lehrfreiheit in theologischen, philosophischen und politischen Vorlesungen und in Schriften wurde von ihm begünstigt, und die Grundsätze der kantischen Philosophie wurden in Würzburg öffentlich zu einer Zeit verbreitet, wo sie noch auf manchen protestantischen Universitäten für Contrebande galten. Ueberhaupt war er ein aufrichtiger Freund einer ächten Aufklärung und einer weisen Publicität, aber ein eben so erklärter Gegner aller falschen Aufklärung und eines fanatischen Freiheitsschwindels.

In die Regierungsgeschäfte suchte Franz Ludwig Einfachheit und einen schnellen Gang zu bringen, der nur durch die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher er alles selbst einsehen wollte, oft gehemmt wurde. Für einzelne Zweige der Staatsverwaltung führte er besondere Kommissionen ein. Um die Verbesserung der Rechtspflege machte er sich mannigfaltig verdient, schaffte die Tortur ab, hielt auf strengste Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, und, weil ein Regent sich doch, vorzüglich in Justizsachen, auf die Berichte

seiner Landeskollegien und Beamten verlassen muß: so beobachtete er bei der Besetzung dieser Stellen Maaßregeln der größten und weisesten Vorsicht. Musterhaft waren seine Polizeyanstalten. Er stiftete Feuerassekuranzen, eine Witwen- und Waisenversorgungs-Anstalt für die würzburgische Civildienerschaft und eine Nothleihkasse. Der Verarmung zu steuren, verminderte er die überflüssigen Feiertage, verbannte das würzburgische Lotto, traf Verfügungen bei der Aufnahme neuer Unterthanen, um keine fremden Bettler ins Land zu ziehen, oder die einheimischen sich vermehren zu lassen; beförderte die Zerschlagung und Erbvertheilung der Kammergüter, um die Nahrungswege der Unterthanen zu vermehren, und ließ gern bei Unglücksfällen von den Staatsabgaben nach. Musterhaft waren seine Hülfsanstalten für Arme und Kranke. Die Bettelei wurde abgestellt und die rüstigen Armen beschäftigte man in Arbeitshäusern. Er selbst führte den Vorsitz in der von ihm gestifteten Ober-Armen-Kommission. Eines der ehrwürdigsten Denkmähler seines menschenfreundlichen Herzens ist das, aus seiner Privatkasse errichtete, große, noch jetzt im höchsten Flor stehende Bamberger Krankenhaus. Auch als patriotischer Reichsfürst stiftete er sich, noch in den letzten Jahren seines Lebens, unvergängliche Denkmähler. Männlich widersetzte er sich an der Spitze des fränkischen Kreißes allen versuchten Eingriffen in die Verfassung desselben; suchte die Neutralität im Kriege gegen Frankreich zu behaupten, wirkte aber, als der Reichskrieg unvermeidlich war, zur Vertheidigung des Reichs thätiger mit, als es die strenge Pflicht erforderte.

Dem Mann, der so dachte und handelte, hatte schon die Natur eine Gestalt gegeben, die etwas Ausserordentliches bei ihm vermuthen ließ. Denn wenn je eine Menschengestalt hohe Geisteswürde verrieth, so war es die seinige. Ueber die gewöhnliche Mannsgröße erhaben, sehr hager, ein langes Gesicht von bräunlicher blasser Farbe, ein großes seelenvolles Auge, mit einem Blicke, der die Seele durchdrang, eine Adlersnase von ausgezeichneter Größe, tiefes Nachdenken und feierlicher Ernst auf der hochgewölbten Stirn: — so stand Franz Ludwig da, schien mehr Geist als Körper zu seyn, und erfüllte jeden mit stummer Ehrfurcht, die aber in Liebe und Vertrauen übergieng, sobald er den Mund öffnete, und die reifsten Gedanken und erhabensten Gesinnungen mit größter Sanftmuth und Bescheidenheit ausdrückte. Die edelste Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Wohlwollen leuchteten aus allem, was er sagte, hervor, und wer ihn öfter sprach, konnte nicht daran zweifeln, daß alles Gute, was er that und thun wollte, aus der reinsten Quelle floß, daß unverfälschte Liebe zu der erkannten Pflicht die wirksamste Triebfeder aller seiner Handlungen war, und daß er den Zweck seines Lebens und Berufs darein setzte: immer mehr Gutes zu wirken. Nach einer 16jährigen Regierung, am 14ten Febr. 1795, gieng er in die Ewigkeit.

Der siebenzehnte September.

Geb. Gottlieb Wilhelm Rabener.

Chursächsischer Steuerrath in Dresden.

Allgemein bekannt ist der klassische Satyriker und Lieblingsschriftsteller der Deutschen — Rabener! Im 18ten Jahrhundert ist fast kein Schriftsteller mehr gelesen, gepriesen und geachtet worden, als er. Er bewies, daß die Deutschen die Satyre lieben, aber vornemlich Rabnerische Satyre. Sein gutes Herz leuchtet allenthalben aus seinen Schriften hervor, er hat mehr Lucianisches Salz als Bitterkeit, seine Satyre ist allgemein und nicht persönlich, die Schreibart popülair und rein, und seine mannigfaltigen Erfindungen lassen den Leser nie ermatten, sondern befördern die lustige Laune. Das Testament, das Mährchen vom ersten April, das deutsche Wörterbuch, die Chronike und Todtenliste, die Sprüchwörter des Pansa, und die Briefe beschäftigen Kopf und Herz auf das angenehmste. Aus Klugheit wagte er sich nicht an die Thorheiten der Großen, sondern blos an die Narren des Mittelstandes, an die süßen Dummköpfe, afterwitzigen und pedantischen Gelehrten, stolzen und einfältigen Dorfjunkern, Marktschreier u. dgl.

Rabener wurde im Jahr 1714 auf dem Rittergute Wachau unweit Leipzig geboren, und bis in sein vierzehntes Jahr daselbst erzogen. Dann kam er auf die fürstliche Landschule nach Meißen, und schloß hier den Bund einer unzertrennlichen Freundschaft mit Gellert, Gärtner, und Grabener. Mit gründlichen Schulkenntnissen ausgerüstet, bezog er 1724 die Universität Leipzig, und hörte daselbst in jedem Theile der Literatur, die vorzüglichsten Lehrer. Sein Hauptstudium war die Rechtsgelehrsamkeit, in der er außerordentliche Fortschritte machte. Unter diesen ernsthaften Arbeiten vergaß er die Musen nicht, welche überall seine liebsten Begleiterinnen waren, und ihm die trockenen Arbeiten seiner Lebensart versüßten. Sein Verstand und lebhafter Witz machte ihn bald bekannt; jeder, der Geschmack liebte, drängte sich zu ihm, und suchte seine Freundschaft. Er schloß sich an die jungen Männer an, die um diese Zeit so wohlthätig auf die Verbesserung des deutschen Geschmacks wirkten. Die Erstlinge seiner poetischen und satyrischen Oden ergoßen sich in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Als sich nachher die besten Theilnehmer an dieser Zeitschrift zur Herausgabe der Bremischen Beiträge verbanden, war auch er mitten unter ihnen und half diese Monatsschrift zu der Höhe empor heben, die sie in der deutschen National-Literatur erreicht hat. Sie beförderte guten Geschmack und ein gereinigtes Sprachstudium.

Die Beschäftigungen mit den Mußen waren für Rabener eigentlich nur Erholungen nach sauren

Amtsverrichtungen, denn seit dem Jahre 1741, da er zum Steuer-Revisor des Leipziger Kreises ernannt wurde, war er bis an sein Ende der thätigste Geschäftsmann. Bald erkannte der Staat seine großen Fähigkeiten und benutzte sie. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch welche sie gegangen, nur desto verworrener geworden war, fiel gemeiniglich am Ende ihm zu, und er brachte sie glücklich in Ordnung. Er faßte eine Sache leicht, übersah vieles mit Einem Blick, und konnte geschwind eine Hauptsache von Nebensachen unterscheiden. Er vollbrachte daher in kurzer Zeit mehr, als viele bei einem ängstlichen Fleiße in weit längerer Zeit zu thun vermögen. Zeitig hatte er an den Geschäften, die ihm seine Pflicht auflegte, Geschmack gewonnen; er unterrichtete sich so genau von der Landesverfassung und dem Steuerwesen insonderheit, als es kaum zu seinem Amte nöthig gewesen wäre. Mit einem ungeheuern Fleiße sammelte er alle Gesetze und Verordnungen über diese Gegenstände, aus den ältesten Landtagsakten, Rescripten und Befehlen, und verfertigte daraus höchst schätzbare Repertorien. Dabei hatten seine trockensten Arbeiten durchaus das Gepräge des guten Geschmacks und des offenen Kopfes. Seine Vorträge, Gutachten und Ausfertigungen sind kurz, richtig, ordentlich und deutlich, ohne die Weitschweifigkeit und Ueberladung mit Kunstwörtern zu haben, die sonst Schriften dieser Art eigen ist, obgleich auch ohne Affektion einer schönen Schreibart am unrechten Orte.

Im Jahr 1753 wurde er in das Obersteuer-Kollegium nach Dresden berufen, und als er bald

nachher den vierten Band seiner satyrischen Schriften herausgab, so erklärte er, daß er hiemit seine literarische Laufbahn beschließe. Die Bitten seiner Freunde waren nicht vermögend, ihn in diesem Entschlusse wankend zu machen. Er schrieb an seinen Freund Weiße: „Mit den Kathederthoren und den Narren aus den drei Fakultäten konnte ich fertig werden, und wenn es eine Brausche am Kopfe gegeben hätte, so dürfte ich nicht fürchten, sie alleine zu tragen, (denn ich habe auch Fäuste!) aber die Thoren aus den Pallästen und Antichambern sind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) es sind nicht die kleinsten!“ Zwar arbeitete er mitten unter seinen Geschäften immer an satyrischen Aufsätzen, die nach seinem Tode gedruckt werden sollten. Aber bei Belagerung von Dresden im Jahr 1760 giengen alle seine Handschriften mit seinen übrigen Habseligkeiten im Feuer zu Grunde. Nur seine gute Laune gieng nicht verloren. Erst da seine Kräfte in den folgenden Jahren abnahmen, und er sichtbar dem Grabe entgegen gieng, verschwand allmählig seine Munterkeit und selbst sein Witz nahm ab. Er sah indessen seiner Auflösung getrost entgegen, und am 22. März 1771 machten wiederholte Anfälle vom Schlag seinem Leben ein Ende. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, Sachsen einen seiner arbeitsamsten Patrioten, und sein Fürst einen der getreuesten Diener.

Nicht lange nach seinem Tode wurde eine schätzbare Sammlung seiner Briefe, begleitet mit Nachrichten von seinen Lebensumständen und Schriften,

durch Weiße veranstaltet, die man auch in der Folge mit in die vollständige Sammlung seiner sämmtlichen Schriften aufnahm. Alles ist in diesen Briefen Wahrheit und Natur, und sie sind ein schätzbarer Beitrag zu den meisterhaften Briefsammlungen, die Deutschland besitzt.

Rabener gehörte zu den außerordentlichen Menschen, die die Natur auf eine vorzügliche Art zu der Rolle ausgerüstet hat, welche sie in der Welt spielen sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigene Weise; seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Art ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Sein Gemüth war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder Besorgnisse unterdrückt ward. Das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur sehr leicht, und sein Geist blieb dabei immer noch frei genug, um das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken.

Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Oft sah man ganze Gesellschaften bei seinem Eintritt aufleben. Er sagte eben so gute Einfälle, als er schrieb; er erzählte ganz vortrefflich, er spottete mit wahrem Witze, und beleidigte doch nicht. Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den Dreisten in Schranken. Alle aber, die durch seine Laune ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhlichkeit ausgelassen werden, oder der Scherz die

Grenzen der guten Sitten und der Pflicht überschreiten. Sein eigener Witz ergoß sich nur für seine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil; er verbarg ihn sogar oft, wenn sie ihn blos deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Er war freimüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig ohne schwatzhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Indessen gehörte viel dazu, ehe man seine Vertraulichkeit gewann; aber desto fester waren seine Freundschaften; und nie hat er eine errichtet, die ihn in der Folge gereuet hätte. Seinen Freunden aber diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit Rath und Belehrung. Gegen seine Kollegen und Untergebenen war er die Güte, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit selbst. So streng er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen andere, in Dingen, die nicht nur dem öffentlichen Wohl, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen.

Die Religion hatte an ihm einen aufgeklärten Verehrer. Er besuchte den öffentlichen Gottesdienst sehr fleißig und dachte und lebte als ein wahrer Christ. Die Spötter waren ihm ein Abscheu, er verachtete aber auch die Scheinheiligen, und machte sie lächerlich. Er war ein ordentlicher Haushalter, sparsam, aber nicht karg, freigebig, aber nicht verschwenderisch. Er entzog sich selbst Bequemlichkeiten, die er bedurfte, um nicht seine Wohlthätigkeit einschränken zu müssen. Er verabscheute die Schmeichelei, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut oder in seiner Gegenwart ertheilt wurde.

Der achtzehente September.

Gest. August Gottlieb Spangenberg.

Bischof der evangel. Brüderunität zu Herrnhut.

Einer der ehrwürdigsten, thätigsten Menschen seiner Zeit, den alle unpartheyischen Kenner des Menschenwerths stets mit Achtung nennen werden. Mehr als 60 Jahre lang widmete er dem Dienst der Brüderunität, und 30 Jahre lang war er ein besonders thätiges Mitglied der Direction der Brüdergemeinden. Geboren war er im Jahr 1704 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein, wo sein Vater als lutherischer Prediger stand. Im 10ten Jahre starb der Vater, und nun kam der Sohn auf das Gymnasium zu Ilfeld, wo seine nicht gemeine Fähigkeiten sich schnell entwickelten. Um eben die Zeit verschlang eine Feuersbrunst die ganze Verlassenschaft der Aeltern, und so ward er schon früh zu jener Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt, die ihm bis ans Ende seiner Pilgrimschaft die größten Dienste leistete.

Jena, wo er seine Studien fortsetzte, hielt ihn ganze zehen Jahre, nemlich bis 1732 zurück. Hauptsächlichen Antheil an diesem verlängerten Aufenthalte hatte der berühmte Buddeus, der den Fleiß des wohlgearteten Jünglings auch zu eigenen Arbeiten benutzte, ihn daher eines vertrauten Umgangs werth

hielt, und bis zu seinem 1729 erfolgten Hintritt, durch freien Tisch, Wohnung und dergleichen unterstützte. Nach Jena gieng er in der Absicht, sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen; ein rührender Vortrag aber des erwähnten Buddeus, dem er als Gast beiwohnte, und der von den Trübsalen handelte, auf die ein ächter Diener Jesu sich gefaßt halten müsse, hatte zur Wirkung, daß Spangenberg dieser Feuerprobe sich aus freier Wahl unterzog. Einen lebhaften Eindruck auf ihn machte die Bekanntschaft mit dem Grafen von Zinzendorf, den er 1727 in Jena sah, und schon damals war er für den Plan der Brüdergemeinde gewonnen. Zwar schien er die akademische Laufbahn anfänglich noch verfolgen zu wollen, habilitirte sich daher in Jena, predigte und hielt mit Beifall öffentliche Vorlesungen, verlor aber den Grafen und Herrnhut nie aus den Augen, sondern machte vielmehr im Jahr 1730 einen Besuch daselbst.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Halle trat Spangenberg 1733 förmlich der Brüdergemeinde bei, und kaum war er 4 Monate in Herrnhut gewesen, so mußte er schon die Begleitung einer kleinen nach St. Croix in Westindien bestimmten Brüderkolonie bis Kopenhagen übernehmen. Sein ganzes ferneres Leben war nun überhaupt eine ununterbrochene Kette von Bemühungen, den Namen Jesu in einem großen Theile von Europa und Amerika zu verkündigen. Sein erster Aufenthalt in den letztern Welttheilen dauerte von 1735 bis in die Mitte des Jahres 1739. Nachdem er die neue Kolonie in Georgien auf den Fuß der Herrnhutischen Mutter-

Gemeinde

Gemeinde anordnen helfen, begab er sich nach Pensylvanien, und dann zu der Brüdermission auf St. Thomas, die zum Besten armer Negersklaven daselbst angelegt worden war. Weniger Gefahr, als auf diesen Wanderungen, aber desto mehr Arbeit und Beschwerden, warteten seiner in Europa, wo er sich von 1739 bis 1744, theils in England, theils in Deutschland, und das mit beständigem Platzwechsel aufhielt; er half in Yorkshire eine Brüdergemeinde anlegen, wohnte mehrern Konferenzen und Synoden in Deutschland bei, und übernahm das Generaldiakonat.

Im Jahr 1744 wurde er zum Bischof der Brüderkirche gewählt, und zum zweitenmal nach Amerika als Hauptaufseher aller dasigen Pflanzstädte unter Christen und Wilden geschickt. Für dießmal hielt er sich bis 1749 daselbst auf, und hatte den Trost, mehrere Indianergemeinden unter seiner väterlichen Pflege aufblühen und gedeihen zu sehen. Nach seiner Rückkunft diente er den Brüdern in England und Deutschland mit der größten Thätigkeit und Aufopferung aller irdischen Rücksichten, bis er im Jahr 1751 zum drittenmal nach Amerika gesandt wurde, wo er bis in die Mitte des Jahres 1753 blieb, und durch gefahrvolle Reisen und Bestreitung aller nur ersinnlichen Hindernisse seinen Missionsberuf hinlänglich bestätigte. Blos um einer dringenden Konferenz mit dem Grafen Zinzendorf in London beyzuwohnen, verließ er auf kaum ein Jahr das ihm so werth gewordene Amerika, wohin er jedoch zum viertenmal, und das auf volle 7 Jahre, im Frühling 1754 zurück kehrte, wiederum als Ordinarius der sämmtlichen dasigen Brü-

dergemeinen. Unsterblich verdient machte er sich durch seine Bemühungen und den weisen Eifer, den er bey jeder Gelegenheit bewies, ohne auf Gefahren und Ungemach zu achten.

Nach einer so dornenvollen Laufbahn erinnerte das herannahende Alter unsern Wanderer endlich an den Wunsch nach Ablösung, und der im Jahr 1760 erfolgte Hintritt des Grafen Zinzendorf beschleunigte diesen Zeitpunkt. Die Generalverwaltung in Europa fand es nemlich rathsam, die durch einen so vieljährigen Dienst erprobten Einsichten Spangenbergs auch zum Besten des Ganzen zu nutzen, und ihn unter die Mitglieder der Unitätsdirektion aufzunehmen. Nach einer 13jährigen Abwesenheit und einer abermaligen sehr beschwerlichen Reise kam er gegen das Ende des Jahres 1762 nach Herrnhut zurück, und seine Ankunft war für die Brüderschaft ein Freudenfest. Fand er auch hier nicht mehr Wind und Wellen zu bekämpfen, Hunger und Durst zu erdulden, Wüsteneien zu durchwandern, Wilde zu civilisiren u. s. w., so blieb der Rest seines noch langen Lebens dennoch einer nicht mindern Anstrengung gewidmet, sein Muth auf gleicher Höhe, und die Simplicität seiner Sitten immer dieselbe. Allen bis an seinen Tod gehaltenen Synoden, deren er mehrern vorsaß, wohnte der ehrwürdige Mann als Mitglied der Direktion unausgesetzt bei. Unaufhörliche Besuche und Visitationen der Brüdergemeinden in Holland, England und Deutschland beschäftigten ihn, so lange es seine körperlichen Kräfte nur immer erlauben wollten. Die specielle Aufsicht des für die Brüderschaft so wichtigen Seminarii zu Barby, und der so zu sagen ihren Mittel-

punkt ausmachenden oberlausitzischen Gemeinen gaben seiner Arbeitsamkeit vollauf zu thun.

Außer einem sehr ausgebreiteten Briefwechsel und seinen mündlichen Vorträgen, wozu er mit Freuden jede Gelegenheit ergriff, ward er seinem Kreise auch als Schriftsteller nützlich. Selbst das größere Publikum verdankt seinem gelehrten Fleiße manche Aufklärungen und Nachrichten, die mit Beifall aufgenommen wurden. Er gab das Leben des Grafen von Zinzendorf in 8 Theilen 1772—75 heraus, eine Biographie, die mit vieler Weisheit und Billigkeit geschrieben ist, die gute Seite des Grafen sowohl als seine fehlerhafte beschreibt, obgleich die letztere mit fast zu viel Schonung. Noch schätzbarer ist seine Entwicklung des Lehrbegriffs der Herrnhuter, die er 1779 unter dem Titel: Idea fidei fratrum bekannt machte. Im Ganzen genommen stimmt diese Erklärung mit dem Sinn der übrigen evangelischen Kirchen und dem augsburgischen Glaubensbekenntniß überein. Es enthält das Buch auch nichts von den groben sinnlichen Vorstellungen, oder der so sehr beschrieenen Blut- und Wundentheologie, auch nichts von den antinomischen Ausschweifungen, die man sonst der Herrnhutischen Parthei vorzuwerfen pflegte. Doch findet man die eigenen Meinungen der Brüdergemeinde in dem Artickel von der Gemeine Jesu, und noch mehr vom Fußwaschen, dem Liebeskuß und dem Loose darinn vorgetragen. Ueberhaupt muß man die Brüdergemeinden mehr nach diesem Buche als nach ältern Schriften beurtheilen.

Bis ins Greisenalter genoß Spangenberg eine, durch Mäßigkeit und Seelenfrieden noch erhöhte,

vortreffliche Gesundheit. Auch dann, da sich die Schwächen des höhern Alters einfanden, bis kurz vor seiner Auflösung, gab er noch öftere Proben seiner gewöhnlichen Thätigkeit. Endlich gieng er 1792, im 89sten Lebensjahre, zu Berthelsdorf nahe bei Herrnhut in seine höhere Bestimmung über, und ward mit Recht von den seiner Leitung anvertrauten Gemeinden als ihr wahrer Vater einstimmig betrauert.

Spangenberg genoß im Leben einer ausgebreiteten Verehrung. Schon der Anblick des verehrungswürdigen Mannes fesselte das Herz. Aber mehr noch als seine Worte redete sein Beispiel und sein frommer Lebenswandel. Demuth, Herablassung und ausserordentliche Freundlichkeit zeichneten ihn im Umgange mit jedermann aus. Besonders herzlich pflegte er mit Kindern umzugehen, und der Religionsunterricht, den er denselben ertheilte, war überaus faßlich und erbaulich. Seine Reisen hatten ihm Bekanntschaft mit vielen gelehrten und angesehenen Männern verschafft, und er wurde von ihnen wegen seines rechtschaffenen Charakters und seiner toleranten Gesinnungen, der Verschiedenheit in Religionsmeinungen ungeachtet, mit vieler Hochachtung behandelt. Er war auch in der Unterhaltung sehr angenehm und lehrreich, denn er hatte nicht allein ein sehr gutes Gedächtniß, sondern auch eine gute Erzählungsgabe.

Der neunzehente September.

Gest. Lazarus Hoche.

Französischer Obergeneral.

Hoche war am 24sten Junius 1768 in einer Vorstadt von Versailles von sehr armen Aeltern geboren, die ihm keine wissenschaftliche Erziehung geben konnten. Sein großer Wuchs und seine schöne Gesichtsbildung war Veranlassung, daß er unter der französischen Garde Kriegsdienste nahm. Er wandte das Wenige, was er von seinem Gehalte, oder von seinem Nebenverdienste erübrigen konnte, zum Ankauf von Büchern an, die er mit großer Begierde durchlas. Unter diesen beschäftigten ihn vorzüglich die Werke der neuern französischen Philosophen und insbesondere die Rousseauschen. Mit einer zügellosen Einbildungskraft begabt, und ohne Vorkenntnisse zu besitzen, hatten diese Schriften eine außerordentliche Wirkung auf seine an keine so starke Nahrung gewöhnte Seele, und wahrscheinlich war dies Studium die erste Veranlassung, daß er nachher einer der eifrigsten Apostel der Revolution ward. Schon frühzeitig

äußerte sich in ihm eine Abneigung, sich dem im Militair unumgänglich erforderlichen Gehorsam zu unterwerfen, Hoche ward mehrmals wegen verübter Gewaltthätigkeiten und Vergehen gegen die Subordination gestraft. Er zeichnete sich durch seine Neigung zum Unruhstiften vor seinen Kameraden aus.

In den Zeiten der politischen Gährungen und Unruhen ist derjenige, der Muth und Kraft genug hat, sich an die Spitze zu stellen, immer gewiß, bald großen Anhang zu erhalten. Hoche's einnehmendes Wesen, sein Unternehmungsgeist und seine Verachtung aller Hindernisse erwarben ihm bald unter seinen Kameraden eine zahlreiche Parthei. Gleich bei den ersten Auftritten der Revolution und insbesondere bei der Stürmung der Bastille, an der die französischen Garden bekanntlich vielen Antheil hatten, spielte er eine bedeutende Rolle. Bei der neuen Organisirung dieses Regiments ward er Adjutant. Er war in diesem Zeitraume la Fayette'n sehr ergeben. Der Kriegsminister Servant versetzte ihn als Lieutenant in das Regiment Rouerge, das zu Thionville in Besatzung lag. Während der Belagerung fand Hoche mehrmals Gelegenheit, Beweise von einem außerordentlichen Muthe zu geben; nach der Aufhebung derselben ward er zu der Ardennenarmee geschickt, wo er die Bekanntschaft des Generals Leveneur machte, der sich seiner bei mehrern Streifpartheien mit gutem Erfolge bediente. Er verrichtete nachher den Dienst eines Adjutanten bei diesem General, und nahm an den verschiedenen Gefechten, die nach der Niederlage bei Altenhofen bis zu der gänzlichen Verlassung der Niederlande vorfielen, Theil.

Hoche, dessen Bravour sich immer mehr bewährte, sollte bald auf einem größern Theater wirken; er erhielt im Oktober 1793 das Kommando über die Moselarmee, die schon seit geraumer Zeit sich in einer gänzlichen Unthätigkeit befand. Einer seiner ersten Grundsätze war, die Truppen in einer beständigen Bewegung zu erhalten, und sie so viel, als die Jahrszeit nur verstattete, kampiren zu lassen, um der Weichlichkeit entgegen zu arbeiten, und sie an die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu gewöhnen. Allein die Moselarmee war nicht allein aus Weichlichkeit unthätig; sie war schlecht organisirt und exerzirt, woran vornehmlich das öftere Wechseln ihrer Generale Schuld war. Hoche arbeitete unablässig, die verlorne Disciplin herzustellen, und den Muth wieder zu beleben. Die Organisirung einer Armee ist aber nicht das Werk eines Augenblicks; man ließ ihm keine Zeit seine angefangene Arbeit zu vollenden.

Nach dem damals in Paris zur Tagesordnung gehörenden Grundsatz, daß alle Angelegenheiten der Republik, wie im Treibhause, ausgerichtet werden müßten, verlangte der bei der Moselarmee anwesende Repräsentant St. Just, daß in kurzer Zeit nicht nur kein Preuße im Elsaß bliebe, sondern auch keiner von ihnen nach seinem Vaterlande zurück kehren sollte, um die Nachricht von den erlittenen Niederlagen zu überbringen!! Hoche zieht seine Armee zusammen, greift die Preußen bei Kayserslautern mit Heftigkeit an — und wird geschlagen. Aber er verliehrt darum den Muth nicht. Bald greift er von neuem an, siegt in den Ebenen von Weissenburg, zwingt die Verbundenen die Stellung von Hagenau

zu verlassen, und trägt dadurch nicht wenig zu dem Entsatz von Landau bei.

Indeß erfuhr auch Hoche die Mißhandlungen, denen die Generale der französischen Republik ausgesetzt sind. Kaum kehrt er mit seiner Armee als Sieger in die vorher gehabten Standquartiere wieder zurück, als die Feindschaft mehrerer Personen von Gewicht ihm statt der Belohnung, die er mit Recht verdiente, einen schimpflichen Kerker bereitet. Zu feige, ihn in der Mitte seiner Armee, die ihn als ihren Vater liebte, in Verhaft nehmen zu lassen, trägt man ihm zum Schein das Kommando der italienischen Armee auf; allein kaum ist er zu Nizza, wo das Hauptquartier derselben war, angekommen, als man ihn in Arrest nimmt und nach Paris schleppen läßt, wo er, ohne verhört zu werden, nach der Conciergerie gebracht wird. Sicher hätte er die Guillotine besteigen müssen, wenn nicht Robespierres Sturz seine Bande gelöst hätte.

Jetzt kam er, im September 1794, an die Spitze der Küstenarmee von Brest, um die Aufrührer zu bekämpfen, welche unter dem Namen der Chouans große Verheerungen anrichteten. Er führte unter seinen Soldaten eine strengere Disciplin ein, und behandelte dagegen die Einwohner mit Milde. In Rücksicht der militairischen Operationen aber vertheilte er seine Armee in kleine Korps, die in den verschiedenen Distrikten beständig herum schweifen mußten. Seine Anordnungen hatten den besten Erfolg, und ihm gebührt der Ruhm, den Krieg in der Vendee gänzlich geendigt zu haben.

Schon lange war es eines seiner Lieblingsprojekte, eine Landung in England zu wagen, um dieses Land zum

Frieden zu zwingen; aber es wurde nie von der Regierung genehmigt. Nun aber glaubte das Direktorium, wäre es Zeit, dasselbe auszuführen, und ernannte den General Hoche zum Anführer dieser Expedition. Nach Besiegung zahlloser Schwierigkeiten schiffte er sich im Dezember 1796 mit 15,000 Mann zu Brest ein. Ein heftiger Sturm trennte mehrere Schiffe, und namentlich die Fregatte, worauf sich Hoche befand, von der Flotte, wovon der größte Theil zwar auf der irländischen Küste ankam, aber in der Abwesenheit ihres Chefs nicht zu landen wagte, sondern nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte in dieser Gegend, wieder ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Frankreich zurück kehrte. Hoche selbst landete nach unzähligen Gefahren jeder Art wieder in Rochefort. Das erlittene Unglück hat aber seinen Muth nicht geschwächt; kaum hat er wieder festen Fuß gefaßt, und schon dringt er auf die abermalige Ausrüstung einer Flotte, um die nemliche Unternehmung aufs neue zu versuchen. Sein Wunsch geht diesmal nicht in Erfüllung, sondern er erhält das Kommando der Sambre- und Maaßarmee, bei der er im Anfange des Februars 1797 eintrifft.

Die Armee hatte während ihres Rückzugs aus Franken unter Jourdan sehr gelitten; ihre Wiederorganisirung und die Einrichtung einer bessern Verpflegung waren die ersten Gegenstände, womit Hoche sich bis zur Eröffnung des Feldzuges vorzüglich beschäftigte. Am 18ten April schlug er die Kaiserlichen bei Neuwied, und war eben im Vorrücken begriffen, als er am 23sten Nachricht von den zu

Leoben geschlossenen Friedenspräliminarien erhielt. Jetzt ward er durch innere Unruhen zu Paris, die sich mit Carnot's und Pichegru's Sturze endigten, und woran er vielen Antheil hatte, sehr beschäftigt. Es scheint auch, daß er sein Lieblingsprojekt, England anzugreifen, wieder hervorgesucht hatte; allein eine sehr schmerzhafte Krankheit, wovon er den Keim schon lange in seinem Busen trug, endigte am 19ten Sept. 1797 zu Wetzlar sein Leben.

Hoche war ein Kind der Revolution, nur unter solchen stürmischen Verhältnissen konnte er eine Rolle von Bedeutung spielen. Mehr von Seiten der Kühnheit seiner Entwürfe, und von der Energie und der Beharrlichkeit in der Ausführung, als von Seiten seiner Kenntnisse und wahren Feldherren-Talente achtungswerth, scheint er mit einem Menzel, Trenk und Luckner in eine Klasse zu gehören. Uebrigens war er von Person einer der schönsten Männer.

Der zwanzigste September.

Geb. Franz Serrao.

Königl. Leibarzt in Neapel.

Serrao wurde 1702 zu St. Cyprian, einem Städtchen in Campanien geboren. Schon in der ersten Jugend zeigte er viel Neigung zum Studiren, und seine Aeltern wandten alles an, um ihm eine gute Erziehung zu geben. Er studirte im Kollegium zu Aversa, und nachher zu Neapel. Nach geendigtem Kursus suchten ihn angesehene Männer zum Studium der Rechtsgelahrtheit zu bereden. Allein die Menge der Gesetze und Verordnungen, und die vielen Widersprüche, die sich bei der Erklärung darstellen, schreckte ihn ab, und machte ihm die Arzeneikunde angenehm, die nichts mit Autoritäten und Reklamationen, sondern blos mit der Natur zu thun hat.

Als Serrao seinen Kursus in Neapel vollendet hatte, erhielt er bald eine öffentliche Lehrstelle, und wurde zuletzt erster Professor der praktischen Medizin. Als Sekretair der Akademie der Wissen-

schaften in Neapel bereicherte er die Schriften derselben mit einigen vortrefflichen Abhandlungen, und mehr noch zeigte sich sein Genie in der Geschichte des Vesuvs, die er bei Gelegenheit des Ausbruches von 1737 auf Befehl des Königs Karl schreiben mußte. Nach dem Tode seines ehemaligen Lehrers Cyrillo, sammelte er die medizinische Rathspflege dieses berühmten Arztes, und ließ sie in 3 Bänden mit einer Vorrede abdrucken.

Mißbrauch der Religion, der Medizin und Sternkunde hat den Fanatismus, die Charlatanerie und den Aberglauben erzeugt. Das beste Mittel gegen diese Verirrungen des menschlichen Verstandes ist, ihre Quelle, Ursachen und Nachtheile zu entdecken, und vor den Richterstuhl der Vernunft zu bringen. So verfuhr Serrao bei der Erklärung der Zufälle, die der Gelehrte und der Pöbel fälschlich dem Tarantelstiche zuzuschreiben pflegen. Serrao zeigt in einer eigenen Schrift (De Tarantala 1742) aus der Geschichte, daß vor dem 15ten Jahrhunderte sich keine Beschreibung vorfindet, deckte die Schelmereien der Betrüger auf, und benahm ihnen allen Glauben. Diese zierliche und gründliche Schrift machte ihn bekannt. Man lernte ihn, als Feind der Vorurtheile kennen, und Leute, welche so gerne Volksirrthümer unterhalten, bemühten sich ihn bei dem großen Haufen verdächtig zu machen. Allein der König achtete diese Einredungen nicht, gab ihm mehrere Beweise des Zutrauens, und trug ihm allerhand Arbeiten auf. Der Großherr hatte dem Könige im Jahr 1742 einen ausserordentlichen großen

Elephanten geschickt. Serrao mußte ihn beobachten, und seine Geschicklichkeiten und sein Betragen aufzeichnen. Er verband damit die Nachrichten der Alten, und so ist seine Schrift, als das vollständigste Werk über die Elephanten in ihrem gezähmten Zustande anzusehen. Im Jahr 1744 zergliederte er einen Löwen, und füllte durch seine Beobachtungen die Lücken der ältern Schriftsteller aus.

Serrao nahm fast an allen wichtigen Vorfallenheiten in der medizinischen Welt Antheil, und stand in einem solchen Rufe, daß die Pariser medizinische Fakultät im Jahr 1748 von ihm eine Nachricht über den Medizinalzustand im Königreiche Neapel zu haben wünschte. Er ward 1758 zum ersten Leibarzte des Königs und der Königin ernannt, und genoß lange das vollkommenste Zutrauen. Er hatte den Unfall, daß ihm das Trinken höchst beschwerlich war. Als er 1783 einst des Nachts die Königin besuchte, welche gefährlich krank war, und sich erkältete, so starb er einige Tage darauf an den Folgen einer Lungenentzündung. Er behielt seine Lebhaftigkeit bis in sein Alter, gieng mit seinem Jahrhunderte fort, und verlohr die Wahrheit nicht aus dem Gesichte. Gegen seine Aeltern war er zärtlich und gehorsam, beobachtete die Pflichten, die ihm die Erkenntlichkeit auflegte, dachte menschlich und großmüthig, und vergaß über seine Mutter alles; sie starb in seinen Armen. Er vergaß im Ueberflusse die Armen nicht, weil er ehedem auch arm war, und stand ihnen bei, wie den Großen und Reichen. Daher war er in Neapel allgemein bekannt und beliebt.

Als praktischer Arzt glaubte er, daß mehr Personen von dem Gebrauche als Nichtgebrauche der Fieberrinde gestorben wären, hielt vom Mohnsafte nichts, aber desto mehr von Arzeneimitteln und Blasenpflastern gegen die gemeinen Hautausschläge, fürchtete sich vor dem Brechen und Aderlassen, und hielt ausserordentlich auf den Hippokrates, leitete die häufigen Nervenkrankheiten von dem wechselsweisen Zustande der Reizbarkeit und Empfindlichkeit ab, bauete die Vorhersagung auf die Beschaffenheit des Gesichts, auf das Athemholen und das Maß der Kräfte, war erst ein Feind, nachher ein Freund der Pockenimpfung, als er einen Enkel an den natürlichen Pocken verloren hatte. Unter seinen Papieren fanden sich einige artige Gedichte in lateinischer und italienischer Sprache.

Der ein und zwanzigste September.

Geb. Sir Richard Steele.

Mitglied des Parlaments in London.

Steele steht in der Reihe der klassischen Skribenten Englands. Er war um das Jahr 1676 zu Dublin geboren, kam aber schon als Kind nach London, und genoß von Jugend auf Addisons Freundschaft, mit dem er sich im männlichen Alter zu literarischen Arbeiten verband, die noch jetzt von allen Freunden des Schönen und Guten bewundert werden. In Oxford bildete sich Steel's Geschmack immer mehr aus, und er schrieb schon in seinem 17ten Jahre eine Komödie, die er aber hernach unterdrückte. Um diese Zeit beschloß er, von seiner Lebhaftigkeit verführt, Soldat zu werden; er verließ also die Universität, und begab sich nach London. Weil er keine bessere Stelle erhalten konnte, so nahm er unter der Reitergarde Dienste; dies brachte aber seine Freunde so sehr auf, daß er hierdurch die Erbschaft eines beträchtlichen Guts verlohr.

Steele schickte sich ganz zu seiner gewählten Lebensart; er war sehr aufgeräumt, und besaß nicht allein viel Gutmüthigkeit und Edelmuth, sondern zeichnete sich auch durch seinen glänzenden Witz und sein einneh-

mendes Betragen aus; auch an Muth fehlte es ihm nicht. Diese Eigenschaften erwarben ihm die Liebe der Soldaten und eine Fähndrichsstelle. Aber jetzt, da er einen Stand gewählt hatte, wo er sich keinen Zwang mehr anthun durfte, ergab er sich jeder niedrigen Ausschweifung, und seine liebenswürdigen Eigenschaften und Talente wurden im Dienst frecher Vergnügungen verunstaltet. In den Stunden des ruhigen Nachdenkens bereute er die Unregelmäßigkeiten seiner Lebensweise, und um sich gegen grobe Ausschweifungen zu stärken, schrieb er eine kleine Abhandlung: Der christliche Held. Er ließ sie drucken, um gleichsam das Publikum zum Zeugen und Richter seiner Grundsätze aufzurufen. Leider aber widersprach das Leben des Autors dem Inhalte seines Buchs, und dies zog ihm manche stille und öffentliche Verunglimpfungen zu. Um die Aufmerksamkeit seiner Beobachter auf einen andern Gegenstand zu lenken, schrieb er ein Lustspiel: Das Leichenbegängniß, oder die Betrübniß nach der Mode, und er erreichte glücklich seinen Zweck. Das Stück ward sehr gut aufgenommen, und erwarb dem Autor viele Freunde.

Beim Regierungsantritte der Königin Anna wurde Steele als Verfasser der Hofzeitung angestellt. Bald darauf erschien sein zweites Lustspiel: Der zärtliche Ehemann, das mit ausgezeichnetem Beifall auf die Bühne gebracht wurde. Dagegen nahm man sein folgendes Stück: Die lügenden Liebhaber, so gleichgültig auf, daß er aus Mißvergnügen darüber die dramatische Laufbahn verließ.

Jetzt führte ihn sein Genius auf die Bahn, auf der er sich unsterblichen Ruhm erwarb. Er unternahm es,

es, in Verbindung mit einigen geistreichen Köpfen, besonders mit Addison und Swift, eine Reihe Wochenschriften herauszugeben, die noch jetzt eine Zierde der englischen Literatur sind. Den Anfang machte er im Jahr 1709 mit der Herausgabe des Schwätzers (the Tattler), einer Wochenschrift, die fast in alle kultivirte Sprachen übersetzt worden ist, und in die Deutsche zweimal. Die Hauptabsicht des Tattlers war, nach der Angabe des Verfassers: „Die falschen Künste des Lebens darzustellen, der List, Eitelkeit und Nachäffung die Larve abzuziehen, und eine allgemeine Einfachheit in der Kleidung, im Umgang und Betragen zu empfehlen.“ Steele gewann durch diese periodische Schrift sehr viel Geld, und genoß dabei einer ausgezeichneten Achtung. Er wurde während der Herausgabe derselben, im Jahr 1710, zu einem Kommissair des Stämpelamts ernannt. Als in eben dem Jahre eine Veränderung im Ministerium vorgieng, so schlug er sich auf die Seite des Herzogs von Marlborough, der ihn eine Zeitlang mit seiner Achtung und Freundschaft beehrt hatte; und als der Herzog von allen seinen Aemtern entlassen wurde, so richtete Steele ein Danksagungsschreiben an ihn, für die dem Vaterlande geleisteten Dienste, unter dem Titel: Der Dank eines Engländers an den Herzog von Marlborugh. Doch da er unter der neuen Regierung seinen Posten im Stämpelamte behielt, so schrieb er jetzt nichts mehr über politische Gegenstände, sondern entwarf, nachdem er den Tattler aufgegeben hatte, den Plan zum Zuschauer in Verbindung mit seinem Freunde Addison.

Außerordentlich war der Beifall, mit dem dieses vortreffliche periodische Blatt aufgenommen wurde, über dessen hohen Werth alle Nationen nur Eine Stimme haben. Keiner versuchte je glücklicher, die Seele zur Tugend zu bilden, oder die Sitten im gemeinen Leben zu verbessern; keiner rührte die Leidenschaften auf eine so angenehme und nachdrückliche Art, oder ertheilte mit so vieler Geschicklichkeit den nützlichsten moralischen Unterricht. Niemand vollbrachte mit dem Glück ein so wichtiges Werk, als Addison und Steele, die, indem sie sich an die Freuden des Lebens wendeten, die vornehmsten Tugenden der Menschheit beförderten, sich durch alle Künste der feinen Ueberredung Eingang verschafften, und den treffendsten Witz und die munterste Laune zum Besten der Wahrheit und des richtigen Gefühls anwendeten. Zahllos waren die Nachahmungen dieser vortrefflichen Wochenschrift in England, Frankreich und Deutschland. Wir haben eine Menge Zuschauer, aber Addisons und Steele Spectator behauptet noch immer den ersten Rang, und der vortreffliche deutsche Auszug, der 1782 davon erschien, verdient noch immer vor einer Menge anderer Schriften gelesen und empfohlen zu werden.

Der Aufseher (the Guardian), eine neue Wochenschrift, die auf den Zuschauer folgte, blieb auch nicht ohne Beifall. Aber nun schien Steele's Kraft allmählig erschöpft zu seyn, und einige andere periodische Blätter, die er in der Folge herausgab, seyn jetzt mit Recht vergessen. Dagegen spielte er damals in der politischen Welt eine nicht unbedeutende Rolle. Er kam ins Parlament, und sprach und schrieb mit edlem Pa-

triotismus für Freiheit und Recht. Mehrere seiner politischen Pamphlets machten das größte Aufsehen und zogen ihm bittere Verfolgungen zu. Als aber Georg I im Jahr 1715 zur Regierung kam, so schlug er ihn zum Ritter und ertheilte ihm nach einander einige bedeutende Aemter, weil er mit großem Eifer für die hannövrische Thronfolge gestritten hatte. Aber keine Einnahme war hinreichend sein Hauswesen in Ordnung zu bringen, denn er besaß durchaus keinen ökonomischen Geist, und immer überstieg die Ausgabe den Erwerb. Sein Betragen in den ökonomischen Bedrängnissen, die er sich zuzog, war manchmal komisch und sonderbar genug. Einen Vorfall zur Probe.

Er hatte einst viele Personen vom ersten Range in sein Haus eingeladen. Diese wunderten sich über die Menge von Livreebedienten, welche bey Tische aufwarteten. Nach dem Essen, als Wein und Heiterkeit den ängstlichen Ceremonienzwang verbannt hatten, fragte einer Steelen: wie er mit seinem Einkommen eine so große Zahl von Bedienten nähren könnte. Hierauf gestand ihm derselbe freimüthig, daß es Bediente wären, deren er gerne los zu seyn wünschte. Als man ihn nun fragte, warum er sie nicht fortschickte, so erklärte er, sie wären Gerichtsdiener, die mit einem Verhaftsbefehl da wären, und weil er sie nicht wegschikken könnte, so habe er es für bequem gehalten, sie in Livreen zu stecken, damit sie ihm, so lange sein Besuch da sey, Ehre machen möchten. Seine Freunde waren über die gute Erfindung sehr vergnügt, bezahlten die Schuld, und schickten die unwillkommenen Aufwärter fort.

Viele Jahre hatte Steele Antheil an der Unternehmung des königl. Theaters in Dourylane. Dies veranlaßte ihn, im Jahr 1721 ein neues, in seiner Art wirklich meisterhaftes Schauspiel zu schreiben: die gewissenhaften Liebhaber, das mit ungemeinem Beifall gespielt wurde. Er dedicirte es dem König und erhielt dafür ein Geschenk von 500 Pfund. Doch ungeachtet seiner guten Einnahme kam er bald darauf in so mißliche Umstände, daß er seine Sache in die Hände der Rechtsgelehrten und Anwälde übergeben müßte. Aus Gerechtigkeit gegen seine Gläubiger entschloß er sich, auf seinem Landsitze in Wales in größter Eingezogenheit zu leben. Aber seine gute Absicht dabei wurde vereitelt, denn nach einem kurzen Aufenthalte daselbst rührte ihn der Schlag, und am 21sten September 1729 starb er.

Steele war ein Mann von unverstellter und grosser Wohlthätigkeit, ein Freund dem Freundlosen, und, so weit es seine Umstände erlaubten, der Vater jedes Waisen. Er war sehr lebhaft und ungezwungen im Umgange, mißtrauisch gegen sein eigenes Urtheil, und gab andern gerne nach. Er besaß einen feinen Witz und wahre Laune, beneidete niemand, und wurde deswegen von allen Menschen geliebt und geehrt.

Der zwei und zwanzigste September.

Geb. Philipp Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield.

Graf Chesterfield stammte aus einer alten, in der englischen Geschichte berühmten Familie. Er war 1694 zu London geboren, und von Kindheit an bezeigte er einen brennenden Eifer sich in allem, was er unternahm, auszuzeichnen; seine Lebhaftigkeit war außerordentlich, und keine Schwierigkeit konnte ihn zurückschrecken. In seinem 18ten Jahre kam er, um seine Talente weiter auszubilden, nach Cambridge. Hier legte er sich zwei Jahre lang auf das Studium der Rechte, der Philosophie und Sprachen, und gieng dann auf Reisen. In Holland lernte er zuerst die Welt kennen, die allein der Lehrort für große Männer ist, und wo sie Bemerkungen und Erfahrungen sammeln, die dem Stubengelehrten ewig verborgen bleiben. Von Holland gieng er nach Frankreich und Italien, und 1715 zurück nach London.

Gleich nach der Thronbesteigung König Georg I. erschien er als Staatsmann und Sprecher im Parlament. In den damaligen unruhvollen Zeiten wurde eine Stelle im Parlament nicht blos als eine Ehre angesehen, sondern Eifer und thätige Theilnehmung wurden zugleich von einem solchen Manne als Pflicht

erwartet. Das Interesse seines Königs und des Vaterlandes war zwar dabei immer der vornehmste Gegenstand des Grafen; indessen war doch unstreitig auch sein Durst nach Ehre eine Triebfeder seines Verhaltens in dieser Lage. Er wollte keine stumme Person spielen, sondern sich durch freimüthige Beredsamkeit auszeichnen, und diese Absicht erreichte er auch gar bald. Er würde sich unstreitig schnell den Weg zu hohen Ehrenstellen gebahnt haben, wenn nicht ein Mißverständniß des Königs und des Kronprinzen es eine zeitlang verhindert hätte.

Als Chesterfield ins Oberhaus berufen wurde, öffnete sich ihm ein neuer Schauplatz, seine rednerischen sowohl, als politischen Talente zu zeigen. Seine Beredsamkeit war zwar die Frucht seines Fleißes und seiner Nacheiferung, aber doch auch großentheils sein Eigenthümliches. Besonders übertraf er alle seine Zeitgenossen in der Wahl der Bilder, an Geschmack, an Feinheit und gefälliger Ironie. So beißende Züge er zuweilen anzubringen wußte, so blieb er doch dabei allemal in den Schranken der Klugheit und Sittsamkeit. Vielleicht war die Feinheit seines Witzes und seiner Ironie Schuld daran, daß man ihn mit geringerm Beifall im Unterhause, als im Oberhause, reden hörte. Der Witz des Grafen war durch den Umgang mit den besten Köpfen seiner Zeit immer mehr verfeinert; besonders lebte er mit Pope'n auf einem freundschaftlichen Fuß.

Das ruhige, den Musen geweihte Leben, vertauschte er mit einem unruhigen, indem er 1728 als Gesandter nach dem Haag gieng, wo er seinen

Posten so gut verwaltete, daß ihn der König länger da ließ, als er erst Willens war. Er hatte im Jahr 1732 die Ehre, den nachmaligen Kaiser Franz, der ihn zu seinem vertrautesten Freunde gemacht hatte, zum Freymaurer aufzunehmen. Eine Krankheit machte, daß er selbst seine Zurückrufung nach England verlangte, wo er sich wieder als Redner im Oberhause zeigte, bis er zu neuen Gesandtschaften und andern wichtigen Administrationen gebraucht wurde, wo sich seine Talente nicht minder als seine Rechtschaffenheit im vortheilhaftesten Lichte zeigten. Er zog sich im Jahr 1748 von Staatsgeschäften zurück, fuhr aber dennoch fort, dem Hofe und dem Lande bei verschiedenen Anlässen sehr nützliche Dienste zu leisten. Unter andern brachte er es, mit Hülfe des Grafen von Macclesfield, eines trefflichen Meßkünstlers und Sternkundiger, im Jahr 1751 dahin, daß der Kalender verbessert, und der sogenannte alte Styl durch einen Parlamentsschluß abgeschafft wurde.

In höhern Jahren beschäftigte sich der Graf vornemlich mit dem Gartenbau, und der Sammlung ausländischer Stauden und Kräuter. Auch war er Kenner und Liebhaber von Gemählden. Er überlebte alle seine Brüder, und beinahe alle seine Zeitgenossen, wenigstens diejenigen, die er als seine Freunde ansah, denn erst am 24sten März 1773 erfolgte sein Tod in einem Alter von 80 Jahren. Er war ein Mann, der an Mannigfaltigkeit der Talente, an glänzendem Witz, Feinheit und Anstand des Umgangs, unter dem Adel seiner

Zeit nicht seines Gleichen hatte. Zugleich ein Mann des Vergnügens und der Geschäfte; wiewohl er nie das erstere die letzteren verdrängen ließ. Sein Betragen in der großen Welt war aufrichtig, zuversichtlich und standhaft; im Privatumgange freundschaftlich und liebreich; in beiden angenehm, freundlich und einnehmend. Seine Hauptleidenschaft, die er nicht zu überwinden im Stande war, war das Spiel. Sie brachte ihn oft manche Nacht unter Leute, deren Gesellschaft er sich sonst geschämt hätte.

Nicht nur England, sondern auch Deutschland schätzt den Grafen als einen Schriftsteller, dessen Schriften ihn noch lange überleben werden. Vornemlich sind seine Briefe an seinen Sohn (deutsch, Leipzig in 6 Bänden 1774—1777) voll an vortrefflichen Schilderungen von Charakteren, an Zügen von Welt- und Menschenkenntniß, an wahrer Philosophie des Lebens. Chesterfield hatte sehr viele Kenntnisse, und er wandte sie alle an, um desto eindringender zu seinem Sohne zu reden. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie er so viele und stets neue Wendungen findet, um Einerlei Sache zu sagen; stets triftigere Gründe, mit lachender Ironie, gesundem Verstande, Stellen aus Klassikern, die der Sohn gelesen hatte, Sprichwörtern, schönen Sentenzen u. s. w. vermischt, zuweilen auch in einen Dialog gekleidet. Alles mit feinen Achtsamkeiten und Aufmunterungen für den jungen Mann; kein empörender Tadel, keine Miene eines empörenden Sittenrichters. Dabei immer Geschichtchen, nemlich wahre; auch Charaktere von bekannten Le-

benden, oder verstorbenen berühmten Personen, um gewisse Sätze dadurch zu beweisen. Zu leugnen ist es aber auch nicht, daß der einzige Hauptzweck des Grafen, nur die Aussenseite seines Sohnes abzuglätten, um sie schimmern und einnehmend zu machen, in verschiedene seiner Urtheile über moralische Gegenstände einen nachtheiligen Einfluß hatte. Chesterfield hatte diesen Sohn, außer der Ehe, mit einer Französin gezeugt. Er liebte ihn außerordentlich, und hatte den Wunsch, ihn zu hohen Aemtern und Ehrenstellen zu bringen. Er kam als englischer Resident nach Hamburg, dann als Gesandter nach Regensburg und in der Folge nach Dresden. Allein seine schwächliche Gesundheit entzog ihn zum öftern den Geschäften und er starb schon 1768 in der Nähe von Avignon, wohin er seiner Genesung wegen gegangen war.

Der drei und zwanzigste September.

Gest. Christian Thomasius.

Director der Universität zu Halle.

Einer der thätigsten und glücklichsten Beförderer einer allgemeinern philosophischen Aufklärung seiner Zeit war Christian Thomasius, der Sohn eines geschätzten Professors der Philosophie in Leipzig, wo er am ersten Tage des Jahrs 1655 geboren wurde. Er studirte anfangs unter Leitung seines Vaters, und gewann früh durch die Vorlesungen desselben über Grotius Kriegs- und Friedens- und über Puffendorfs Natur- und Völkerrecht, welches während seiner jugendlichen Epoche erschien, eine Vorliebe für das Naturrecht, die ihn bestimmte, das Fach der Jurisprudenz zu seinem Hauptstudium zu wählen. Zugleich erwarb er sich eine ausserordentliche Fertigkeit im Disputiren. Eben so früh aber, als er sich für das Naturrecht und die neuern Bearbeiter desselben interessirte, ward er unzufrieden mit der damals herrschenden akademischen Lehrmethode des römischen Rechts, die von der aristotelisch-scholastischen Methode der Philosophen entlehnt war, und er äußerte diese Unzufriedenheit laut und mit sarkastischer Laune. Als er nach einem kurzen Aufenthalte zu Frankfurt an der Oder eine zeitlang

Sachwaltergeschäfte in Leipzig trieb, stützte er sich mehr auf eine gesunde Beurtheilung der Streitsache nach rechtlichen und moralischen Vernunftbegriffen, als nach der gewöhnlichen juristischen Methode, und sein Verfahren gelang ihm.

Thomasius faßte gleich beim Anfang seiner akademischen Laufbahn als Docent den Plan, die bisherige Lehrmethode umzuschaffen. So lange sein Vater lebte, scheint dieser den Ungestümm des jungen Mannes zurück gehalten zu haben; aber nach dem Tode desselben (1684) überließ er sich ganz seinem Genius. Schon eine Neuerung, die er wagte, war für seinen Beifall bei den Studenten entscheidend. Er trug nicht nur das Naturrecht nach dem Puffendorfischen Systeme, und die Philosophie überhaupt auf eine von der gangbaren scientifischen Form durchaus abweichende Art vor; sondern er hielt auch seine Vorlesungen zuerst in deutscher Sprache, statt daß der bisherige Lehrvortrag auf den Akademieen immer lateinisch gewesen war. Schwerlich hat Thomasius selbst geahndet, welche wohlthätige Folgen dieser Schritt für die deutsche Literatur nach sich ziehen würde, so sehr er damals allen an die alte Sitte gewöhnten Gelehrten verderblich vorkommen mußte. Seinen Vortrag empfohlen außerdem bei den Studirenden der gesunde Verstand, der in demselben herrschte, zumal in Vergleichung mit dem wissenschaftlichen Lehrvortrage, der übrigen ältern Docenten, und noch mehr die beissende, oft in der That witzige und komische Art, womit er die aristotelisch-scholastische Methode und ihre Anhänger durchzog und lächerlich machte.

Sein akademischer Beifall stieg dadurch zu einer außerordentlichen Höhe, und in eben dem Grade wurde auch der Neid gegen ihn rege.

Im Jahr 1688 fieng Thomasius an ein Journal (Monathgespräche über allerhand Bücher) zu schreiben, das die Ursache eines öffentlichen Streits zwischen ihm und seinen Gegnern in Leipzig wurde, da es mit persönlichen Invectiven gegen diese angefüllt war. Da er die allgemeine Erbitterung merkte, welche schon die ersten Stücke gegen ihn hervorbrachten, so erklärte er, daß der Inhalt der ersten Stücke nur darauf berechnet gewesen sei, die Leser anzulocken; daß aber in den folgenden der Ton ganz ernsthaft und wissenschaftlich seyn solle. Dieß befriedigte jedoch seine Gegner nicht, und Thomasius ward von diesen in Dresden verklagt. Er fand aber einen Gönner und Beschützer an dem Oberhofmarschall von Haugwitz in Dresden, den die Monathsgespräche amüsirten, und durch diesen wurde er vorerst gegen die Verfolgung seiner Feinde gesichert. Thomasius, hierdurch aufgemuntert, trieb nun seine muthwillige Satyre noch weiter. Er beschrieb das Leben des Aristoteles, und concentrirte alle die verleumderischen Anekdoten aus dem Alterthme von diesem Weltweisen, deren Andenken einer der heftigsten Widersacher des Stagiriten Franziskus Patricius in seinen Discussionibus Peripateticis erneuert hatte. Er übersetzte auch ein Stück der Metaphysik des Aristoteles nach einer lateinischen Uebersetzung ganz wörtlich, so daß der Text meistens

in Unsinn verwandelt wurde, um den philosphischen Abgott des Zeitalters in armseliger Blöße darzustellen.

Alles dieses, und insbesondere seine fortgesetzten persönlichen Invectiven, erregten neue Anklagen bei den höhern Behörden gegen Thomasius; auch die Geistlichkeit in Leipzig stund gegen ihn auf; und ob er gleich von seinen Gönnern in Dresden auf mancherley Art begünstigt wurde, so sah er sich doch zuletzt genöthigt, Leipzig im Jahr 1690 zu verlassen: Durch seine Gönner am brandenburgischen Hofe bekam er nicht nur die Erlaubniß, sich nach Halle begeben, und dort Vorlesungen halten zu dürfen, sondern er wurde auch förmlich als besoldeter Lehrer angestellt. Der Beifall, welchen er sich bei der akademischen Jugend zu Leipzig erworben hatte, folgte ihm sogleich nach Halle nach, und dies gab Veranlassung, daß die dortige nachher so berühmt gewordene Friedrichsuniversität im Jahr 1694 gestiftet, und Thomasius bei derselben zum öffentlichen Lehrer der Rechtswissenschaft ernannt wurde. Die zahlreichen juristischen, philosophischen und vermischten Schriften, die er von dieser Zeit an herausgab, und unter denen, was die letztern betrifft, insbesondere seine Geschichte der Weisheit und Thorheit, und seine Gedanken über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel genannt zu werden verdienen, — Schriften, in denen er sich mit einer zu seiner Zeit unerhörten Kühnheit dem Strome hergebrachter Meinungen entgegen stellte, und sich über Dinge erklärte, über die man bis jetzt noch keine Erklärung, wenigstens keine dieser Art gewagt hatte — verbreite-

ten seinen Ruhm immer weiter, und begründeten das Verdienst, welches er sich um Deutschland erwarb.

Auch während seines Lehramts in Halle hatte er viele und bittere Streitigkeiten sowohl mit seinen alten Widersachern in Wittenberg und Leipzig, als mit andern, die er aber sämmtlich mit Muthe und Glück und zum nicht geringen Vortheile der literarischen und philosophischen Kultur in Deutschland bestand. Er starb im Jahr 1728 als Königl. Preuß. Geheimer Rath und Direktor der Universität.

Das große Ziel, wornach Thomasius mit unermüdetem Eifer strebte, war, eine richtige Beurtheilung der Gelehrsamkeit überhaupt bey dem Publikum zu veranlassen, und mittelst dieser eine bessere und in Beziehung auf das gemeine Leben und die wahre Bestimmung des Menschen zweckmäßigere Methode der Studien einzuführen. Die Gelehrsamkeit hat nach seiner Meinung gar keinen Werth, als sofern sie gemeinnützig ist, und ihre Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft unmittelbar bewähren kann. Nur derjenige ist ihm ein Gelehrter, der einige Wahrheiten, wenn es auch nur wenige seyn sollten, gewiß weiß, und von diesen für die wirkliche Welt Nutzen zu ziehen versteht; der dabei den Wahn seiner Mitmenschen einsieht, und das Talent und die erforderliche Einsicht hat, um diesen aufzudecken, und dadurch das Gedeihen der Wahrheit zu befördern. Bei dieser steten Hinsicht aufs praktisch Anwendbare ist es wirklich sonderbar, daß er an sein kirchliches System eine Anhänglichkeit hatte, die zuletzt bei ihm in Mysticismus übergieng. Ueberhaupt war Sucht nach Originalität ein unverkennbarer

Zug in dem literarischen und philosophischen Charakter des Thomasius. Diese Sucht erzeugte viele seiner Paradoxien, und sie war Schuld, daß er von seinen Vorgängern und auch von seinen Zeitgenossen nichts lernen wollte, und gegen ihre Verdienste unerkenntlich war. Indessen müssen wir doch immer sein Andenken segnen. Durch seine Bestreitung des Aberglaubens an Hexen und Hexerei, wodurch er vornemlich zur Abschaffung der Hexenprozesse beitrug, erwarb er sich das größte Verdienst um die Menschheit. Er foderte zuerst zur größern Freiheit im philosophischen Denken auf, und bewirkte dadurch, daß sich seine Zeitgenossen von dem Joche der aristotelischen Scholastik losrissen. Er machte auf das Verhältniß der Philosophie zum wirklichen Leben aufmerksam, und gab dem Studium derselben dadurch eine nützlichere und zweckmäßigere Richtung, und ein allgemeineres Interesse. Er ermunterte endlich die Deutschen durch sein Beispiel, in ihrer Muttersprache als Lehrer und als Schriftsteller zu philosophiren, worinn nach ihm so bewundernswürdige Fortschritte gemacht worden sind. Dieses dreifache Verdienst wird dem Thomasius einen unsterblichen Namen sichern, auch wenn er durch das, was er für die Philosophie selbst leistete, keinen Anspruch darauf haben sollte.

Der vier und zwanzigste September.

Geb. Leopold Joseph Maria, Graf v. Daun.

Kaiserlicher Königlicher General = Feldmarschall.

Daun, der Schutzengel Oesterreichs im siebenjährigen Krieg, wurde 1705 in Wien geboren. Schon sein Großvater und Vatersbruder hatten dem kaiserlichen Hofe als General-Feldmarschälle gedient; noch mehr Ruhm erwarb sich sein Vater, Ulrich Philipp Lorenz, Graf von Daun, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Aber Graf Leopold verdunkelte den Ruhm aller seiner Vorfahren. Da der Tod seine ältern Geschwistere in der Blüthe dahin rafte, und er allein die Stütze der Familie blieb, so wurde er mit grosser Sorgfalt erzogen. Schon in der zarten Jugend blickte aus allem seinem Thun und Lassen ein großer Geist hervor, und sein Vater ließ es sich angelegen seyn, ihn selbst zu allem dem anzuführen, was einen Helden bildet. Er trat zeitig in den Maltheserorden, ward 1736 wirklicher kaiserlicher Kämmerer, studirte den Krieg in den darauf folgenden Feldzügen

gen gegen die Türken, und bildete sich durch die Fehler seiner Vorgesetzten mit philosophischer Gelassenheit zum künftigen Helden. Er wurde 1739 Feldmarschall-Lieutenant; Belgrad gieng bald darauf durch den Friedensschluß verloren, und am 20sten Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI.

Maria Theresia, die Erbin aller österreichischen Staaten, sah alle die Unruhen, deren ihr Vater durch Errichtung der pragmatischen Sanktion vorgebaut zu haben vermeint hatte, mit ihrem hellen Geiste vorher, und war bemüht, durch Aufmunterung zu fernern heldenmüthigen Thaten ihren Thron zu stützen; Graf Leopold erhielt das erledigte Franz Wallische Infanterie-Regiment. Es kam eine Offensiv-Allianz zwischen Preußen, Frankreich, Baiern und Sachsen zu Stande, und alle diese Mächte drangen von verschiedenen Seiten mit ihren Armeen in die österreichischen Staaten ein. Daun focht zuerst gegen die Preußen in Schlesien, und trug zur Belagerung Prags, Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein sehr viel bei. Zwei Umstände gründeten nunmehr sein Glück, nemlich die ausnehmende Klugheit, die er bei einem Zuge über den Rhein und bei dem Rückzuge über eben diesen Fluß gezeigt hatte, und eine Heurath mit der Gräfin von Fux, der Favoritin der Kaiserin Maria Theresia. Er erlangte daher die Stelle eines General-Feldzeugmeisters und endlich im Jahr 1757 den Posten eines General-Feldmarschalls.

Als solcher zog er Friedrich dem Großen von Preußen, der schon Prag belagerte, bis nach

Collin entgegen, und lieferte hier die unvergeßliche Schlacht am 18ten Jun. 1757, wodurch die Belagerung aufgehoben werden mußte, und Böhmen sowohl als die ganzen österreichischen Staaten gerettet wurden. Ob er gleich zweimal während dieses heißen Tages verwundet worden, war er dennoch immer zu Pferde geblieben, um überall seine Befehle austheilen zu können, und erst spat am Abend, als die Preußen schon von der Wahlstatt weg waren, ließ er sich verbinden. Das Glück begünstigte ihn aber nicht immer. Denn ungeachtet er mit aller möglichen Klugheit und Vorsicht handelte, so konnte er es doch nicht verhindern, daß er bei Leuthen, Torgau und mehrern Orten empfindliche Niederlagen erlitt.

Außer der Schlacht bei Collin ist besonders der Ueberfall Friedrichs bei Hochkirchen im Jahr 1758 merkwürdig, und Daun würde hier das ganze preußische Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit einer Kolonne zu spät gekommen wäre. Die Schlacht fieng gegen 5 Uhr früh an, und um 10 Uhr war sie schon geendigt. Man eroberte das ganze feindliche Lager, 101 Kanone, und eine ungemeine Menge Munition und andere Siegeszeichen; der Verlust an Mannschaft auf der feindlichen Seite belief sich wenigstens auf 10,000 Mann. Friedrich rückte nun nach Görlitz, über Goldberg in Schlesien ein, wo auf seinem Anmarsche die Belagerungen von Neiß und Cosel aufgehoben wurden. Daun näherte sich der Stadt Dresden, und da der Kommandant einen unvermutheten Ueberfall besorgte,

so steckte er am 10ten November die Vorstädte in Brand, und versetzte die armen Einwohner in das äußerste Elend. Bald zog sich die Daunische Armee, der rauhen Jahrszeit wegen, aus dem ausgezehrten Sachsen in die Winterquartiere nach Böhmen, Daun selbst aber begab sich nach Wien, um den Berathschlagungen über die künftigen Kriegsoperationen beizuwohnen. Er kommandirte auch im folgenden Jahre mit Ruhm, und nahm am 21sten November 10,000 Preußen gefangen, die unter dem Kommando des Generals Fink bei Maxen gelagert waren.

In der fürchterlichsten aller Schlachten, bei Torgau am 3ten November 1760, vertheidigte sich Daun vortrefflich gegen den Angriff des Königs, und die Oesterreicher bewiesen außerordentliche Tapferkeit. Schon brach die Nacht ein, die Kräfte waren erschöpft, Friedrich selbst verwundet, und die Schlacht schien für ihn völlig verloren. Daun fertigte Couriere mit dieser Nachricht nach Wien ab, die, von vielen blasenden Postillionen umringt, unter dem lauten Jubel des Volks in der Kaiserstadt ihren Einzug hielten, und einen vollkommenen Sieg verkündigten. Im Buch des Schicksals war aber nicht Theresiens, sondern Friedrichs Triumph geschrieben. Ziethen forcirte, da schon alles verloren schien, mit der Kavallerie die Höhen und Weinberge bei Siptitz, und errang einen vollkommenen Sieg. Die Oesterreicher zählten über 12,000 Todte und Verwundete, und 8000 waren allein auf dem Wahlplatz gefangen worden: sie verloren ferner 50 Kanonen, 27 Fahnen und 20 Pontons. Der Verlust der Preußen an

Todten und Verwundeten war 10,000 Mann; dabei waren 4000 Mann von ihnen als Gefangene in die Hände der Feinde gerathen.

Daun war in dieser Schlacht schwer verwundet worden. Er hatte zwar vor und während der Schlacht große Fehler begangen, allein sich dennoch sehr gut vertheidigt, so wie auch die österreichischen Truppen außerordentliche Tapferkeit bewiesen hatten. Wenn daher gleich Trauerboten den folgenden Tag nach Wien kamen, und durch ihre Nachrichten dem Jubelgeschrei ein Ende machten, so war Theresia dennoch mit ihrem Feldmarschall sehr wohl zufrieden. Die Monarchin war so großmüthig, eine 2000 Jahr alte berühmte Scene zu erneuern. So wie nach der Schlacht bei Cannä der römische Senat dem geschlagenen Consul Varus vor den Thoren Roms entgegen gieng, so fuhr die deutsche Theresia dem geschlagenen Daun einige Meilen weit entgegen, und bewillkommte ihn mit den Worten: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die erste zu seyn, um Ihnen sowohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren in diesem Feldzuge neu erworbenen Verdiensten Glück zu wünschen, und mich von dem Zustande Ihrer Gesundheit, die mir so viel Kummer macht, selbst zu überzeugen.“ So sehr wußte die Kaiserin den Mann zu schätzen, der ihr durch seine kriegerischen Thaten, durch die Verbesserung des Militairwesens, besonders der Infanterie, und als wirklicher geheimer Rath so wesentliche Dienste geleistet hatte. Er besaß auch ihr Zutrauen in dem Grade, daß man in Wien im Sprichwort sagte; Man könne eher der Kaiserin un-

gestraft auf den Fuß treten, als den Feldmarschall Daun an den Aermel stoßen. Indeß hat er nie durch Mißbrauch seines Ansehens Anlaß zu dieser Redensart gegeben, sondern war vielmehr immer ein Muster eines rechtschaffenen und devoten Mannes.

Mit der Torgauer Schlacht endigte sich Dauns kriegerische Laufbahn. Der lange, hartnäckige und kostbare Krieg neigte sich allmählig zum Ende, und schloß sich am 15ten Februar 1763 mit dem Frieden zu Hubertsburg. In dritten Jahr darauf starb Daun, am 5ten Februar 1766, in einem Alter von 61 Jahren, mit dem Ruhme eines der größten Feldherrn neuerer Zeit, den sogar Friedrich der Große als seinen gefährlichsten Gegner fürchtete. Er wußte nicht nur musterhafte Plane zu erfinden, sondern sie auch eben so musterhaft auszuführen. Das, was man an diesem General fast allgemein tadelt, nemlich seine Langsamkeit und sein Zaudern, gereicht ihm vielmehr zum Ruhm; denn dadurch rettete er mehr als einmal — gleich dem Fabius Cunctator der Römer, mit dem man ihn immer vergleicht — sein Vaterland aus den dringendsten Gefahren. Und wenn er auch bisweilen besser verstand, Siege zu erkämpfen, als erkämpfte zu benutzen, wenn er auch manchmal den fliehenden Feind nicht rasch genug verfolgte, so that er ihm doch in Dingen, die mancher General für Kleinigkeiten ansieht, außerordentlichen Abbruch, und raubte ihm, so viel er konnte, die Hülfsmittel zur Subsistenz der Armee.

Der fünf und zwanzigste September.

Gest. Johann Heinrich Lambert.

Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Lambert gehört zu der kleinen Zahl von Gelehrten, die man, so wie Leibnitz, allgemeine Köpfe nennen kann. Denn er mochte seine Untersuchungen und Betrachtungen richten, auf welche Wissenschaft er wollte, so leistete er bewundernswürdig viel. Sein Vater war ein armer Schneider zu Mühlhausen im Sundgau, wo er am 29sten August 1728 geboren wurde. Zeitig mußte er dem Vater bei seiner Profession helfen; aber ein unwiderstehlicher Hang zog den Knaben zu den Wissenschaften. Während er seine Geschwister mit dem Fuße wiegte, machte er kleine Handzeichnungen, und von dem daraus gelösten Gelde kaufte er Lichter, um bei Nacht zu studiren. Ein mathematisches Buch, das ihm der Zufall in die Hände führte, entschied seine Neigung für diese Wissenschaft. Daneben studirte er mit Eifer Philosophie und orientalische Sprachen, und weil er eine zierliche Hand schrieb, so bekam er eine Kopistenstelle bei der Kanzlei seiner Vaterstadt.

In seinem 15ten Jahre kam er als Buchhalter in ein Eisenwerk unfern Mühlhausen, und zwei Jahre

später als Sekretair nach Basel. Sehr günstig für seine fernere Ausbildung war die Hofmeisterstelle bei dem Bundespräsidenten von Salis in Chur, wo er eine reiche Bibliothek antraf, die ihm Gelegenheit gab, seine Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse immer weiter auszudehnen. Schon hier erfand er seine Rechenmaschine, seine logarithmische Rechenstäbe und seine Maschine zu perspectivischen Zeichnungen. Er maß und zeichnete die Gegend um Chur, und stellte in den dortigen Gebirgen viele physikalische Beobachtungen an. Sein Werth wurde auch nicht verkannt. Man wählte ihn zum Mitglied einer von den vornehmsten Männern zu Chur errichteten gelehrten Gesellschaft, und 1753 wurde er Mitglied der helvetischen Gesellschaft, in deren Akten viele mathematische und physikalische Abhandlungen von ihm aufbewahrt werden.

Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Chur gieng Lambert im Oktober 1756 mit seinen Zöglingen nach Göttingen, und von da nach Utrecht. Auf den Streifereien, die er von beiden Städten aus machte, sah er einen großen Theil Deutschlands, Hollands und Frankreichs. Im Jahr 1760 gieng er nach Hause und von da nach Augsburg, wo er den berühmten Mechanikus Brander kennen lernte, der ihm in Ausführung seiner Ideen in der Folge sehr zu Hülfe kam, auch seine Photometrie drucken ließ, und dadurch die angewandte Mathematik mit einem neuen Theile von Ausmessung der Stärke des Lichts, Schattens, und der Farben bereicherte, von welchem man vorher nur einzelne Bruchstücke besaß. Er wurde,

als er hier lebte, zum besoldeten Mitgliede der neu-errichteten churbayerischen Akademie der Wissenschaften erwählt, erhielt aber die Erlaubniß, sich außerhalb Landes aufhalten zu dürfen, wenn er nur Abhandlungen für die Akten der Akademieen einsenden wollte. In Erlangen, wohin er von Augsburg reiste, ließ er seine Briefe über die Einrichtung des Weltbaues drucken, worinn er sehr sinnreiche und wahrscheinliche Muthmaßungen über das Fixsternen-System, die Lage unsers Sonnen-Systems darinnen, und dessen Verbindung mit den Kometen äußert.

Im Jahr 1763 wurde er im Veitlin bei der, zu Berichtigung der Grenzen zwischen Mailand und der Republik der drei Bünde, niedergesetzten Kommission gebraucht. Nach Endigung dieses Geschäftes besuchte er Leipzig, und gab daselbst 1764 sein neues Organon heraus, worin er nicht nur die Logik, als Werkzeug zur Erforschung der Wahrheit, nach den ihm eigenen Ideen vorträgt, sondern auch die Lehren von den Figuren der Schlüsse, von Bezeichnung der Begriffe durch Worte, und von dem Scheine und der Wahrscheinlichkeit, in ein neues und helleres Licht setzt. Er kam nun nach Berlin, wo Friedrich der Große bald den Wunsch äußerte, ein so vorzügliches Genie persönlich kennen zu lernen; und als er seine Erwartung nicht hintergangen sah, ihn sogleich unter die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Berliner Akademie aufzunehmen befahl. Hierdurch bekam er nun volle Muße, sich ganz seinen Lieblingswissenschaften zu widmen, und

die Früchte seines gelehrten Fleißes der Welt nach und nach mitzutheilen.

Viele seiner Abhandlungen sind in den Akten gelehrter Gesellschaften, als der Leipziger, Berliner und anderer mehr zerstreut, viele sind auch besonders gedruckt. Alle tragen das Gepräge eines Genies an sich, das überall selbst dachte, seine Kenntnisse weniger aus Büchern geschöpft, als selbst erworben hatte, und daher, auch wenn die Sache, wovon er schrieb, nicht neu war, sie doch wenigstens von einer ganz neuen Seite ansah. Sein vornehmstes metaphysisches Werk ist seine Architektonik, zu deren Herausgabe er sich mit Mühe bereden ließ, weil er bei dem Geschmacke unserer Zeiten in der Philosophie voraussah, wie wenig sie sich allen den Beifall versprechen könnte, den sie verdiente. Die Absicht davon war, die Anwendung der Logik in der Metaphysik, und die Möglichkeit, es darinnen zur algebraischen Gewißheit und Leichtigkeit zu bringen, welche er selbst empfand, auch andern zu zeigen und begreiflich zu machen. Die schärfste Analyse, ausführliche Bestimmung und ausgebreitete Anwendung der ersten und einfachsten Begriffe menschlicher Erkenntniß, zeichnen dieses Werk so aus, daß es unsterblich seyn würde, wenn bei einem metaphysischen Werke Unsterblichkeit möglich wäre.

Lamberts Gelehrsamkeit war eben so vielumfassend als gründlich. Er war in der Theologie, und selbst in den orientalischen Sprachen kein Fremdling. Mit der Jurisprudenz hatte er sich öfters beschäftigt; zu den Pandekten, die er in Erholungs-

stunden las, hat er Anmerkungen gemacht. Aber seine Hauptwissenschaften waren Logik, Metaphysik und Mathematik. In der ersten besaß er eine ungewöhnliche Stärke, und überließ sich ihren Regeln nicht bloß in wissenschaftlichen Dingen, sondern auch im gemeinen Leben. In der metaphysischen Analyse war er außerordentlich groß und scharfsinnig. Den meisten Geschmack fand er indessen an der Mathematik. Das Resultat weitläuftiger und verwickelter Rechnungen auf eine leichte Construction zu bringen; einzelne Hülfsmittel oder Beobachtungen zu einer gewissen Absicht, auf eine zur Uebersicht und Interpolation schickliche oder konstruible Art zu ordnen; da, wo die größte Schärfe schwer zu erhalten war, ein für mancherlei Gebrauch hinreichendes Beinahe auf einem weit leichtern Wege zu finden, — darinn zeigte sich vornemlich die Größe seines Geistes. Seine meisten mathematischen Abhandlungen hat er selbst in den 3 Bänden seiner Beiträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung gesammelt, in welchen beinahe zu jedem Theile der Mathematik Zusätze und Erweiterungen vorkommen; doch sind auch verschiedene besonders gedruckt.

Gewöhnlich arbeitete Lambert von 5 Uhr des Morgens bis zu Mittage, und von 2 Uhr des Nachmittags bis zu Mitternacht ohne andere Zerstreuung oder Erholung, als an schönen Tagen einen Spaziergang von ein paar Stunden, auf welchen ihn doch seine Ideen, so wie in Gesellschaften, an den Tisch, und selbst auf sein Lager

begleiteten, wo seine Seele das Problem zu leichterer Auflösung vorbereitete. Der geringste Vorfall führte ihn auf mathematische oder philosophische Analysen, welchen er sich überließ, ohne durch das, was um ihm her vorgieng, gestört zu werden. Bei einem Spaziergange, wo er vom Regen übereilt wurde, kalkulirte er im Laufen den kürzesten und trockensten Weg aus; und bei dem Besuche eines Freundes auf seinem Landgute, welchem, da er eben ein Fleck Landes umzäunen ließ, die ganze anwesende Gesellschaft im Scherze die Pfähle dazu einschlagen half, stand Lambert allein, den Prügel hoch in der Luft haltend, und rechnete vor dem Schlage, dessen größte Kraft aus. Verschiedene seiner Abhandlungen haben solchen Anlässen ihr Dasein zu danken; und selbst in seiner Wirthschaft war alles aufs genaueste abgemessen. Fiel es ihm ein von Metaphysik oder Mathematik zu sprechen, so that er es, ohne auf die ihn umgebende Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und seine Gespräche waren wirkliche Dissertationen über eine Materie ohne Sprung oder Lücke. In dieser steten Geistesanstrengung verlebte der stille Weise seine Tage bis ans Ende. Friedrich ernannte ihn zuletzt noch zum Oberbaurath, und im September 1777 machte eine auszehrende Krankheit seinem Leben ein Ende. Sein Tod war so sanft und gelassen, als sein Leben gewesen war.

Der sechs und zwanzigste September.

Geb. Johann Fothergill.

Ausübender Arzt in London.

Johann Fothergill, Präsident der Londner medizinischen Gesellschaft, Mitglied des Kollegiums der Aerzte zu London und Edinburg, und der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, der Gesellschaft zu Philadelphia, und der medizinischen zu Paris, war am 8ten März 1712 zu Carrend bei Richmond, in der Grafschaft York geboren. In den ersten Jahren wurde er von seinem Großvater erzogen, und trieb die ersten Studien zu Sedberg, in einem von Quakern besorgten Hause. Von seiner zarten Kindheit an gab er deutliche Proben, daß Wohlthun der Hauptzug seines Lebens seyn werde. Eine große Empfindlichkeit machte auf ihn starke Eindrücke, und er war nie vergnügt, nie glücklich als unter seinen Freunden. Deshalb wählte er die Arzneiwissenschaft, weil er, als Arzt, die beste Gelegenheit haben konnte, diese moralischen Eigenschaften zu äußern. Er war über 30 Jahre der berühmteste Arzt in London, und es ist bekannt, wie gut hier die Aerzte belohnt werden. Binnen der Zeit theilte er den Armen große Summen mit, die von den Reichen an ihn verschwendet wurden.

Sobald Fothergill den Entschluß gefaßt hatte, die Arzneikunde zu studiren, so thaten ihn seine Aeltern im 16ten Jahre in Pension zu einem berühmten Apotheker in Bradford. Von da gieng er auf etliche Jahre nach Edinburg, und erwarb sich die vorzügliche Achtung seiner Lehrer. Er war ein bescheidener und stiller Jüngling, der immer seine Bestimmung vor Augen hatte. Kein Mensch hielt ihn für einen Imaginationsmann; und dessen ungeachtet hatte er einst, ohne daß ein Mensch damals, oder seitdem die Ursache errathen können, den excentrischen Einfall, nackt bei hellem Tage durch eine Hauptstraße von Edinburg zu gehen, um in einem Anfalle von Schwärmerei die Rache Gottes allen Einwohnern dieser Stadt zu verkündigen.

Im Jahr 1739 wurde er Doktor, nachdem er vorher eine Streitschrift von dem Gebrauche der Brechmittel in verschiedenen Krankheiten vertheidigt hatte. Die Bücher des Hippokrates, Celsus und Aretäus las er fleißig, und fand in denselben immer neue Belehrung. Er pflegte die von den alten Lehrern aufgezeichneten Thatsätze mit denjenigen zu vergleichen, welche die Neuern bemerkt haben. Diese große Uebereinstimmung der Naturwirkungen, die in so vielen Jahrhunderten nicht abgeändert waren, lehrte ihn den Werth guter Beobachtungen einsehen. Er kam bald nach London, trieb die Praxis unter den Aerzten des Hospitals zu St. Thomas, und gieng kurz darauf nach Deutschland, das er ganz durchreiste. Auch in Frankreich hielt er sich einige Zeit auf, und gieng von da nach London zurück, wo er sich seinen Aufenthalt wählte.

Fothergill besuchte fleißig die Lazarethe, und studirte daselbst die Natur und die Wirkungen der hitzigen Krankheiten, deren schnellen Fortgang wenig Zeit zum Nachdenken übrig läßt. So wie er selbst anfieng zu praktiziren hatte er bereits die verworrensten Fälle übersehen, und die größte Schwierigkeit gehoben, die sich ihm darbieten konnte. Diese Kenntniß wendete er zum Besten der Armen an. Die Mühe, die er sich bei ihnen gab, war nicht das Mittel, bekannt zu werden, sondern eine theure Beschäftigung für sein Herz. Als aber eine Brandbräune in London eine Menge Kinder wegraffte, und niemand diese epidemische Krankheit mit mehr Glück heilte, als er, so zog ihn das Publikum auf einmal aus der Dunkelheit hervor. Er wurde von allen Orten her gerufen, und um so viel mehr begehrt, je schwerer man ihn bekommen konnte. Von dem Augenblicke an bis auf seine letzte Krankheit schätzte ihn die Menge, und seine Wohlthätigkeit war die Quelle seines Ruhms. Er machte seine Gedanken von der Natur und Behandlung der Brandbräune bekannt, welche in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Seine Wohlthätigkeit und Geschicklichkeit waren in der ganzen Stadt bekannt, und erwarben ihm die allgemeinste Achtung. Er nahm wahren Antheil an der Gesundheit seiner Kranken. Seine edle und feste Standhaftigkeit, seine freundliche und einnehmende Sprache, flößten Muth ein in den schrecklichen Augenblicken, wo alle Bande des Seyns scheinen zerreißen zu wollen.

Im Jahr 1746 erhielt er den Licentiatengrad bei dem königl. Kollegium der Aerzte in London, und nach

Duncan's Tode wählten ihn die Licentiaten einmüthig zu ihrem Präsidenten, welches er auch bis an seinen Tod geblieben ist. Auch wurde er Mitglied der königl. Societät, und 8 Jahre nachher nahm ihn das Kollegium der Aerzte zu Edinburg unter die Ehrenmitglieder auf. Damals bestand auch in London eine sogenannte medizinische Gesellschaft. Fothergill wurde 1763 zum Beitritt eingeladen, und in der Folge eines der betriebsamsten Glieder. Vorzüglich theilte er der Gesellschaft viele Abhandlungen mit, theils eigene, theils fremde. Seine Sorgfalt erstreckte sich über das ganze Medizinalwesen. Er schrieb über die Nothwendigkeit, die Begräbnisse außerhalb den Städten anzulegen. Im Jahr 1774 erhielt er von dem Hause der Gemeinen den Auftrag, die Gefängnisse zu untersuchen, und in denselben eine bessere Luft einzuführen. Er stand mit den vornehmsten Aerzten in und außer England im Briefwechsel, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, bessere Nachrichten über die Pflanze zu geben, wovon das Scammonium genommen wird, von dem rothen Gummi gutta, von der ächten Winterschen Rinde, von der sogenannten Japanischen Erde ꝛc.

Fothergill fand, außer der Medizin, auch an dem Studium der Kräuterkunde vielen Geschmack. Deshalb kaufte er 1762 einen sehr großen Platz zu Upton in Essex, und legte hier einen prächtigen Garten an, wo er Pflanzen aus allen Himmelsgegenden zog, und jährlich viel davon in allen drey Reichen und in den englischen Kolonien vertheilen ließ. Er belohnte diejenigen, reichlich, die ihm seltene Pflanzen verschafften, ließ sogar Kräuterkenner auf eigene Kosten reisen, und noch

bei seinem Tode war einer in Afrika. Aber alle Mühe, die er sich mit dem Anbaue der Pflanzen gab, wurde vergebens gewesen seyn, wenn er dieselben nicht hätte abzeichnen lassen. Er wählte dazu die besten Künstler in London, und bei seinem Tode waren schon 1200 Zeichnungen fertig, die in das Kabinet der russischen Kaiserin Katharina II. kamen.

Mit eben der Sorgfalt suchte er sein Naturalienkabinet mit allen Produkten der Natur zu bereichern, und in demselben zeichneten sich Mineralien, Konchylien, Korallinen und Insekten aus. Diese Sammlung war, nach Solanders Versicherung, eine der vollständigsten in London. Uebrigens bestand Fothergills Verdienst nicht blos darinn, daß er große Summen auf den Garten und das Kabinet verwendete, sondern er gieng auch dem berühmten Ellis bei Entwerfung der Geschichte von den Korallinen an die Hand, und ließ die Kupfer zu dem großen Müllerschen Werk unter seinen Augen stechen.

So oft er seinen praktischen Geschäften einen Augenblick entziehen konnte, so war er in seinem Garten zu Upton, mitten unter fremden Gewächsen und Blumen. So verlebte er viele Jahre in dieser Geschäftigkeit, bis er endlich merkte, daß seine Kräfte abnahmen. Er zog also aus der Stadt in eine Vorstadt, und faßte 1765 den Vorsatz, zwei Monate des Jahrs sich allen Beschäftigungen zu entziehen, und in Ler-Hall, wo er ein Landgut gemiethet hatte, seinen Aufenthalt zu nehmen. Er war nie verheurathet, und noch wenige Jahre vor seinem Tode beichtete er einem seiner Freunde, er habe eben so wie Newton, in seinem Leben nie kein Weib berührt. In seinem 69sten Jahre, 1780, starb er an

einer

einer Blasenkrankheit, die er viele Jahre ertragen hatte, und wurde mit großer Feierlichkeit begraben. Die Grabschrift ist ganz kurz, und gründet sich auf das Bewußtseyn guter Werke: „Hier liegt D. Fothergill, der 200,000 Guineen zum Besten der Armen verwendet hat.“

Seine Religion anlangend war er ein Quäcker. Diese Sekte schätzt die Freiheit über alles, verabscheut Krieg und Prozeß, und glaubt, kein Mensch müsse sich vor seines Gleichen bücken. Sie behandeln alle, die sie kennen, als Brüder, beten die Gottheit an in ihren Tempeln, haben aber, stolz auf ihre Unabhängigkeit, weder Priester noch Gehülfen. Jeder glaubt, er könne sein Opfer darbringen, und zur unmittelbaren Begeisterung gelangen. Fothergill hielt an den König bei der Thronbesteigung die gewöhnliche Anrede, aber so fein, daß man die sonstige Strenge und Grobheit der Quäcker ganz vermißte. Indessen gerieth er durch die eingeführten Gebräuche nicht selten in Verlegenheit. Wurde er zu hohen Personen gerufen, wo er den Hut nicht abnehmen, und sich nicht bücken durfte, so mußte er öfters, zumal bei Fremden, den Vorwurf hören, als besitze er gar keine Lebensart. Hier half er sich durch sein freundliches Betragen, und ersetzte dadurch den Mangel des gewöhnlichen Respekts. Er näherte sich dem Kranken so schleunig, daß die meisten glaubten, er habe das Kompliment vergessen. Kurz, er verstand die Kunst, theilnehmend zu seyn, ohne Welt zu haben.

Der sieben und zwanzigste September.

Geb. Anton Friedrich Büsching.

Königl. Preuß. Oberkonsistorialrath in Berlin.

Ein ehrwürdiger Name, durch den bewundernswürdigen Fleiß, mit dem er in seinem ganzen langen Leben die Wissenschaften kultivirte und ihre Aufnahme beförderte. Er ist Germaniens Strabo, er gehört unter die thätigsten Verbesserer des Schul- und Erziehungswesens seiner Zeit, und Aufklärung in der Religion beförderte er mit edler Freimüthigkeit.

Büsching war der Sohn eines Advokaten, geboren zu Stadthagen im Jahr 1724. Frühzeitig an anhaltendes Arbeiten gewöhnt, erwarb er sich vornemlich durch Privatfleiß viele Kenntnisse, und kam 1743 aus seiner Vaterstadt in die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle. Ein Jahr darauf wurde er Student, und genoß nun vornemlich Baumgartens Unterricht in der Theologie. Eine Probe seiner ausgebreiteten Kenntnisse, die er sich frühzeitig erwarb, ist die Introductio in epist. Pauli ad Philipp., welche er schon 1746 drucken ließ. Im folgenden Jahre wurde er Magister, hielt seine ersten Vorlesungen über den Jesaias und gieng 1748 als Hofmeister des ältesten Sohnes des dänischen geheimen Raths Roch. Friedr. Grafen von Lynar nach Köstritz. Nach einem Jahre wurde er mit seinem Zögling nach St. Petersburg versetzt, wohin der Vater desselben in Gesandtschaftsangelegenheiten reiste.

Schon damals faßte Büsching den Plan, eine

neue Erdbeschreibung auszuarbeiten, die den großen Mängeln der damaligen Geographen abhelfen sollte, und als er von Petersburg nach einem halben Jahre mit seinem Zöglinge nach Itzehoe kam, so schritt er rasch zur Ausführung. Als Probe und Ankündigung seines Werks ließ er 1752 seine Staatsbeschreibung der Herzogthümer Holstein und Schleswig drucken. Um sich der neuen Arbeit ganz widmen zu können, legte er seine Hofmeisterstelle nieder, und brachte zwei Jahre bei seinem ehemaligen Lehrer und Wohlthäter, dem Doctor Huber in Kopenhagen zu. Im May 1754 gieng er wieder nach Halle, um daselbst von neuem Vorlesungen anzufangen, und seine Erdbeschreibung fortzusetzen. Er folgte aber dem bald darauf erhaltenem Rufe nach Göttingen, als außerordentlicher Professor der Philosophie und Adjunkt der theologischen Fakultät, und hier arbeitete er den wichtigen Theil seiner Erdbeschreibung aus, welcher Deutschland, Holland, die Schweiz und Schlesien enthält. Bisher hatte er sich immer viel mit dem Studium der Theologie beschäftiget, und seine Epitome theologiae e solis sacris litteris concinnatae 1756 beweist, wie hell er für die damalige Zeit dachte. Er hatte darin den Versuch gemacht, die Theologie von scholastischen Erfindungen, Ausdrücken und Sätzen zu reinigen, und sie blos der heiligen Schrift gemäß zu entwerfen, aber heftige Angriffe und Verunglimpfungen, die er deshalb zu erdulden hatte, lenkten nunmehr seinen gelehrten Fleiß auf andere Gegenstände.

Indessen folgte er im Sommer 1761 einem Rufe als zweiter Prediger bei der lutherischen Gemeinde zur

Peterskirche in St. Petersburg. Hier machte er sich nicht allein durch treue, uneigennützige Verwaltung seines Amts, sondern auch dadurch verdient, daß er für die Schule bei der Petersburgerkirche einen ganz neuen Plan entwarf, ausführte, und als Direktor über der genauen Beobachtung desselben wachte, ohne eine Belohnung dafür zu verlangen, oder auch nur angebotene anzunehmen. Und doch ward der redliche Mann nach einigen Jahren durch Neid, Kabalen und Verfolgung gezwungen, nicht allein die Direktion der Schule zu verlassen, sondern auch seine Predigersstelle niederzulegen, ohne eine bestimmte Aussicht auf eine andere Versorgung. Er kam im Julius 1765 nach Deutschland zurück, und wählte nun Altona zu seinem Wohnorte, wo ihm die freiwilligen Geschenke, welche ihm viele seiner Gemeindeglieder aus St. Petersburg nachschickten, gut zu statten kamen.

Sein berühmter Name verschaffte ihm im Oktober 1766 einen Ruf als Oberkonsistorialrath und Direktor des Gymnasiums im grauen Kloster und den davon abhängenden Schulen in Berlin. Und auf diesem Posten, dem er bis an seinen Tod vorstund, erwarb er sich die größten Verdienste um die Verbesserung des Schulwesens. Standhaft und entschlossen schritt er zur Reformation der Anstalt, an deren Spitze er jetzt stund, und die er im tiefsten Verfalle antraf. Vor allen Dingen musterte und verbesserte er den Lektionsplan, führte ernstlicher Mathematik und Physik ein; ließ griechische Sprache und Literatur mit größerem Eifer treiben, und griechische Philosophen, Historiker und Dichter lesen; wies der Zeichenkunst

und der französischen Sprache zum erstenmal einen Platz an; verordnete auch Geschichte der Philosophie, Literatur und Künste; und bewies überhaupt, daß er die Lehrgegenstände nicht nur nennen, sondern auch in einem gewissen regelmäßigen Verhältniß abmessen und zusammenstellen konnte. Einen Lieblingsgedanken führte er dabei aus, nemlich jeden Lehrer so viel möglich nur auf Ein Hauptfach einzuschränken. Ferner nahm er Rücksicht auf die Ausbreitung mehr zweckmäßiger Schulbücher, und hierinn lieferte er selbst vortreffliche Anleitungen, die noch lange ihren Werth behaupten werden. Auch vermehrte er die Lehrer und gab der Disciplin eine ganz neue Gestalt. Er führte öffentliche Prüfungen ein, schrieb seine Einladungsschriften deutsch, beurtheilte die abgegangenen Schüler öffentlich und dergleichen. Er selbst war ein vortrefflicher Lehrer, der seinen Vortrag mit Laune und Munterkeit würzte; sich sorgfältig auf seine Stunden vorbereitete, und mancher Stunde zwei, auch drei bis vier Vorbereitungsstunden opferte; äußerst thätig und gewissenhaft, so daß er sich sogar einmal eine Einladung seiner Königin verbat, weil er seine Lehrstunde nicht versäumen wollte. Selbst die geringfügigsten Gegenstände, die auf Reinlichkeit, Ordnung und gute Polizei Bezug hatten, entgiengen seinem scharfen Blicke nicht. Und so wirkte der vortreffliche Mann nicht nur auf die seiner Direktion anvertraute Lehranstalt, sondern auf das ganze berlinische Schulwesen, welches durch sein Beispiel ein neues Leben erhielt.

Erstaunen erregt die schriftstellerische Thätigkeit, die Büsching bis ins Greisenalter bewies. Zählt man die einzelnen Schulprogrammen, so steigen seine Schriften

über 100 hinaus, die man unter 4 Hauptklassen bringen kann, nemlich: Lehrbücher, und solche, die sich auf Schulen und Unterricht beziehen; theologische; historisch-geographische, und endlich biographische. Er faßte fast für alle Zweige des Unterrichts Lehr- und Lesebücher ab, über latein. und franz. Sprache, über Naturgeschichte, Historie, Geschichte der Religion, der bildenden Künste u. s. w., unter denen sein Entwurf der Bildhauer- und Steinschneidekunst 1772 und seine Geschichte der zeichnenden schönen Künste 1781 zugleich wahre Geschenke für das ganze deutsche Publikum geworden sind. Seine theologischen Schriften hatten alle die lobenswürdige Richtung, das Christenthum immer mehr von menschlichen Zusätzen zu reinigen, und noch als Greis erklärte er sich in einer eigenen Schrift gegen die verbindende Kraft der symbolischen Bücher.

Als Geograph ist Büsching unsterblich. Seine Erdbeschreibung, wiewohl nicht von ihm vollendet, ist das erste und wichtigste Werk dieser Art in Europa, durch das er zuerst in diese Wissenschaft Ordnung, Zweckmäßigkeit, Wahrheit, und einen hohen Grad von Vollständigkeit brachte; es sichert ihm das dankbare Andenken der spätesten Nachwelt. Sein Magazin für die neuere Historie und Geographie (22 Theile in 4. von 1767 bis 1788) enthält eine Menge sehr wichtiger Aktenstücke, und konnte, wie die Erdbeschreibung, nur von einem Manne herausgegeben werden, der theils selbst der Zeitgenosse und Zuschauer wichtiger Begebenheiten, theils in Verbindung mit bedeutenden Staatsmännern gewesen war. Die Wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten &c. die er in

15 Jahrgängen von 1773 bis 1787 herausgab, waren das einzige kritische Blatt, das wir über diese wichtigen Produkte im Reiche der Wissenschaften in Deutschland hatten. Gehörig ausgearbeitete Biographien hat er nicht geliefert; aber die biographischen Nachrichten, die wir theils in seinen Beiträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen (6 Th. 1783 bis 89), theils in eigenen kleinen Schriften von ihm haben, sind wegen der bewährten Gewissenhaftigkeit des Erzählers und wegen seiner vielfachen Bekanntschaft mit merkwürdigen Personen sehr wichtig für die neuere politische und Literatur-Geschichte. Der 6te Theil der genannten Beiträge enthält die Geschichte seines eigenen Lebens, die er mit der ehrlichsten Offenherzigkeit und Genauigkeit erzählt. Uebrigens sieht man es allen seinen Schriften an, daß sie von einem vielfach beschäftigten Manne herrühren, der an die äußere Einkleidung und auf abermaliges Umarbeiten keine Zeit und Aufmerksamkeit verwendete.

In allen Verhältnissen bewies sich Büsching als ein durchaus ehrlicher und rechtschaffener Mann. Er liebte die Menschen und war zu jeder Aufopferung für das allgemeine Wohl bereit; guten Menschen, die in nähern Verhältnissen mit ihm standen, war er mit Wärme ergeben. Bemerkenswerth ist es, daß er in seinem ganzen Leben streng darauf hielt, nie um ein Amt, oder auch nur um eine Gehaltserhöhung anzusuchen, sey's auch auf den erlaubtesten Wegen; vielmehr schlug er öfters sehr wichtige Anträge aus und schwieg dazu. Er starb nach einer fünfjährigen leidenvollen Krankheit am 28sten May 1793.

Der acht und zwanzigste September.

Gest. Johann Baptist Massillon.

Bischof von Clermont.

Massillon wurde zu Hieres in Provence im Jahr 1663 geboren. Sein Vater war ein armer Bürger dieser Stadt. Da der Sohn indessen eine besondere Neigung zum geistlichen Stande blicken ließ, so durchwanderte er die gewöhnlichen Schulen, und trat in seinem 17ten Jahre in die geistliche Gesellschaft der Oratorier. Bald ahndeten seine Vorgesetzten die Talente, die in dem bescheidenen Jünglinge verborgen lagen, und bestimmten ihn deswegen zur Kanzel. Aus bloßem Gehorsam willigte er in ihre Absichten, ohne nur von fernen zu vermuthen oder zu wünschen, daß dies der Weg seyn dürfte, auf dem er Beifall und Ruhm erlangen könnte.

Jede Auszeichnung, die dem jungen feurigen Redner zu Theil wurde; war ihm drückend. Um auf immer den Augen der Menschen und ihrem lauten Beifalle auszuweichen, beschloß er, sich der stillsten und strengsten Eingezogenheit zu widmen. Er beschloß, sich den harten und unmenschlichen Gesetzen der Trappisten zu unterwerfen, und legte deswegen in der Abtei Sept-

sons das Ordenskleid an. Während seines Noviziats sandte der Kardinal von Noailles dem Abt von Septsons einen Hirtenbrief, den er eben bekannt gemacht hatte. Der Abt, der mehr ein gewisserhafter Beobachter seiner Regeln als ein beredter Mann war, dabei aber einige Eigenliebe wenigstens für sein Kloster hegte, wollte dem Prälaten eine Antwort geben, die des von ihm erhaltenen Hirtenbriefes würdig wäre. Er trug sie dem ehemaligen Oratorier auf, und Massillon bediente ihn mit eben so vielem Erfolg, als ungemeiner Geschwindigkeit. Der Kardinal erstaunte, als er aus dieser Einöde ein so gut geschriebenes Werk empfieng, und er glaubte die Eitelkeit des frommen Abts nicht zu beleidigen, wenn er ihn fragte, wer der Verfasser desselben wäre und der Abt nannte Massillon; der Prälat antwortete ihm, daß man, nach dem Ausdrucke der Schrift, ein solches Licht nicht unter einen Scheffel setzen müßte. Er begehrte, daß man den jungen Novizen sein Kleid ablegen ließe; legte ihm wieder das Kleid der Oratorier an und nahm ihn in das theologische Stift St. Magloire zu Paris auf, mit der Ermahnung, sich auf die Kanzelberedsamkeit zu legen, und mit dem Versprechen, sein Glück über sich zu nehmen.

Massillons erste Reden brachten die Wirkung hervor, die seine Vorgesetzten und der Kardinal von Noailles vorausgesehen hatten. Kaum fieng er an, sich in den Kirchen zu Paris zu zeigen, als er beinahe alle verdunkelte, die sich damals in dieser Laufbahn hervorthaten. Ihm war die große Kunst eigen, das Herz zu durchdringen, aber nicht zu zerreißen. Da er die Sprache aller Stände redete, indem er mit dem mensch-

lichen Herzen sprach, so liefen ihm auch alle Stände in die Kirche nach; sogar die Unglaubigen wollten ihn hören; da, wo sie nur einen Zeitvertreib gesucht hatten, fanden sie oft Unterricht und kamen bisweilen belehrt zurück, wenn sie vorher geglaubt hatten, daß sie den Tempel nur mit Ertheilung oder Versagung ihres Beifalls verlassen würden. Man wunderte sich, wie ein Mann, der nach seinem Stand sich der Eingezogenheit gewidmet hatte, die genaue Kenntniß der Welt erlangen konnte, wovon seine so wahren Schilderungen der Leidenschaften und besonders der Eigenliebe zeugen. „Indem ich mich selbst untersuche, sagte er aufrichtig, habe ich diese Gemählde entwerfen gelernt.“ Er bewies es wirklich auf eine eben so nachdrückliche als offenherzige Art durch das Geständniß, das er einem seiner Mitbrüder, der ihm zu dem Erfolg seiner Predigten Glück wünschte, ablegte: „Der Teufel, antwortete er, hat mir es schon beredter gesagt, als Sie.“

Bald wünschte der Hof ihn zu hören. Er erschien ohne Hochmuth, wie ohne Furcht, auf diesem großen und gefährlichen Schauplatze; seine Antrittspredigt machte das größte Aufsehen, und der Auftritt davon ist eines der Meisterstücke der neuern Beredsamkeit. Ludwig XIV. schenkte ihm seine ganze Achtung, und schilderte durch sein Lob das Auszeichnende dieses großen Redners. Massillon drang hauptsächlich auf Besserung des Herzens. Daher sagte der König einst zu ihm: „Mit andern, die ich höre, bin ich zufrieden. Aber wenn ich Sie höre, bin ich mit mir selbst unzufrieden.“

So vielfältige und so glänzende Siege brachten ihre gewöhnliche Wirkung hervor; sie erweckten dem Massillon unversöhnliche Feinde, vorzüglich unter denjenigen, die sich für seine Nebenbuhler ansahen. Da man seine Talente nicht verkleinern konnte, so suchte man seine Lehre verdächtig zu machen. Aber seine Bescheidenheit und sein edler Charakter siegte über alle Feinde, und der Lohn seiner Verdienste war das Bisthum Clermont, welches er im Jahr 1717 erhielt. Auch die französische Akademie nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Er widmete sich nun ganz seinem neuen Berufe, und kam selten mehr nach Paris. Er glaubte nicht, daß das Bisthum, das er durch seine Predigten verdient hatte, ihn berechtigte, der Kanzel zu entsagen. Mit Zärtlichkeit weihte er dem Unterricht der Armen eben die Talente, die so oft von den Großen der Erde mit Beifall aufgenommen worden waren. Die beredtesten seiner Reden sind vielleicht die Unterredungen mit seinen Pfarrern. Er predigte ihnen die Tugenden, deren Beispiel sie in ihm fanden, die Uneigennützigkeit, die edle Einfalt, die Selbstverleugnung, den thätigen und klugen Eifer eines aufgeklärten Seelsorgers. Eine weise Mäßigung war sein herrschender Charakter. Er fand ein Vergnügen daran, auf seinem Landgute Oratorier und Jesuiten zu versammeln; er gewöhnte sie, sich mit einander zu vertragen, und fast, sich zu lieben; er ließ sie mit einander Schach spielen, und ermahnte sie, nie einen ernsthaftern Krieg zu führen.

Von den wahren Verbindlichkeiten seines Standes auf das lebhafteste durchdrungen, erfüllte Massillon vorzüglich die erste Pflicht eines Bischofs: Menschen-

liebe und Wohlthätigkeit. Er setzte seine bischöflichen Gebühren auf sehr mäßige Summen herab, und was er besaß, verwandte er zum Besten der Bedrängten. In zwei Jahren ließ er 20,000 Pfunde in das Armenhaus zu Clermont tragen. Unter den unzähligen Almosen, die er austheilen ließ, verbarg er einige mit der größten Sorgfalt, nicht allein um die zärtliche Denkungsart der unglücklichen Privatpersonen, die sie empfiengen, zu schonen, sondern bisweilen auch ganzen Gemeinden alle Empfindung von Unruhe und Furcht, welche ihnen diese Almosen erwecken konnten, zu ersparen. Nicht nur sein Vermögen verschwendete er den Dürftigen; er stand ihnen noch mit eben so vielem Eifer als Erfolg mit seinem Ansehen und mit seiner Feder bei. Da er bei seinen Kirchen-Visitationen von dem Elend, unter welchem das Landvolk seufzte, Augenzeuge und doch nicht reich genug war, so vielen Unglücklichen das Brod, das sie begehrten, zu verschaffen, schrieb er ihnen zu lieb nach Hof; und durch die nachdrückliche und rührende Schilderung ihrer Bedürfnisse erhielt er zum Theil Hülfe für sie, zum Theil beträchtlichen Nachlaß an den Auflagen. Kein Wunder, daß er von seinen Untergebenen angebetet wurde. Sobald er auf den Gassen von Clermont erschien, fiel das Volk um ihn her nieder und schrie: „Es lebe unser Vater!“

Je aufrichtiger Massillon die Religion verehrte, desto aufrichtiger war seine Verachtung gegen den Aberglauben, desto größer sein Eifer, ihn zu vertilgen. Nicht ohne Mühe schaffte er sehr alte und sehr unanständige Prozessionen ab. Die Pfarrer der Stadt,

welche die Wuth des Volks fürchteten, hatten das Herz nicht, die Verordnung, die diese Prozessionen verbot, abzulesen. Massillon bestieg die Kanzel, las selbst seine Verordnung ab, und erreichte glücklich seinen Zweck. Er starb 1742 ohne Geld und ohne Schulden.

Unter allen Kanzelrednern seiner Kirche ist Massillon der erste und größte. Seine Freiheit vom Streben nach erhabenen und auffallenden Zügen, seine Bemühung, überall auf Herz und Empfindung zu wirken, sein ruhiger, aber doch belebter und edler Gang, mit dem er das Ziel seiner Vorträge unablässig verfolgt, und am Ende glücklich erreicht, gewinnen ihm noch jetzt den Beifall und die Liebe seiner Leser fast eben so sehr, wie ehedem seiner Zuhörer. Seine Kenntniß des Herzens war sehr groß, fein und treffend; daher die meisterhaften Sittengemählde in seinen Reden, deren Zweck überhaupt mehr auf die Erweckung edler und frommer Gesinnungen, als auf theoretische Belehrung gerichtet ist. Seine Fastenpredigten sind in einer zweifachen Sammlung, Le Carême, und Le petit Carême erschienen. Die in der letztern enthaltenen Predigten, werden für seine Meisterstücke gehalten. Eine vollständige Sammlung seiner Predigten und andere Werke, die meistens ascetisch sind, erschien 1745 in 14 Bänden.

Der neun und zwanzigste September.

Gest. Michael Denis,

Hofrath und Kustos der Hofbibliothek in Wien.

Sineds, der edle Sänger in der Weise Ossians, verdient unter uns in ewigen Andenken zu bleiben. Er hat den Geist unserer uralten Nationalpoesie, wie aus der Vernichtung, aufleben gemacht; er hat den Großsinn, die Redlichkeit und heiße Vaterlandsliebe der Vorfahren in den Herzen der Enkel von neuem angefeuert, alte Tugend und alte Sitte mit Begeisterung gepriesen, und als Dichter ewigen Nachruhms sich würdig gemacht. In den Annalen der Literatur wird er immer als gründlicher Gelehrter seine Stelle behaupten, und noch mehr als sein Dichter- und sein gelehrter Ruhm, war sein edles Herz werth. Sanfte Ruhe mit der Asche des Edlen, der nur die Süßigkeit, nicht den Stachel der Musenkünste kannte, und in drei Sprachen unvergeßliche Lieder seinem Saitenspiel zu entlocken wußte.

Denis war den 27sten September 1729 zu Scharding in Baiern geboren, und wurde von den Vätern der Gesellschaft Jesu, die nicht leicht einen Mißgriff verschuldeten, wenn sie sich die Ausgezeichnetsten unter ihren Zöglingen zueigneten, früh zu wichtigen Lehrstellen und zum Unterricht der Jugend gebraucht, wobei er überall ungemeinen Nutzen stiftete. Nachdem er in verschiedenen Provinzen Oesterreichs als Lehrer der Jugend und als Prediger sich sehr ausgezeichnet hatte, wurde er im Jahre 1759 an die damals unter

den Auspicien der Kaiserin Maria Theresia fröhlich blühende Anstalt, an das Theresianum, als Professor berufen, wo er anfänglich die schönen Wissenschaften, später aber auch die Literaturgeschichte und Bücherkunde lehrte, wozu ihm seine Bibliothekarstelle an der Garellischen Büchersammlung, die dem Theresianum vom jüngern Garelli vermacht worden war, den besten Stoff darbot.

Schon frühe hatte sich Denis durch die Thaten der Helden im siebenjährigen Kriege zu poetischen Bildern begeistern lassen, eine Gallerie, die er in der Folge um ein ansehnliches vermehrte. Er war es, der zuerst in der damals noch dunkeln und von den Ketten unduldsamer Hierarchie vielfach gefesselten Kaiserstadt, die Poesien eines Gellert, Klopstock, Haller und Uz, trotz ihres ketzerischen Ursprungs, öffentlich zu empfehlen, und durch zweckmäßige Chrestomathieen in Umlauf zu bringen wagte. Sein poetisches Sendschreiben an Herrn Klopstock und mehr öffentliche Belobungen protestantischer Dichter fallen in jene Zeiten. Die neuern Wienerischen guten Dichter wurden fast alle damals unter seiner Anführung gebildet, und bildeten um den ehrwürdigen Barden eine muntere Bardenschule. Denn er, im Bunde mit Klopstock, Gerstenberg und Kretschmann, weckte den Geist der alten Barden, und vertauschte die Mythensprache der Griechen und Römer mit den geweihten Namen der Edda und des Skaldengesangs. Mag sich immer gegen die Schicklichkeit dieser Anwendung skandinavischer, nicht eben immer germanischer Mythologie, und jene ganze Liederschule manches Erhebliche einwenden lassen, so darf man doch den günstigen Einfluß nicht vergessen, den gerade diese Nationaldichterei auf die Befestigung ei-

nes Glaubens an deutsches Talent, und auf die Entwickelung manches sonst nie befruchteten Liederkeims gehabt hat. Um die Verdienste seiner Schüler und die Namen seiner Jünger kennen zu lernen, muß man die Jugendfrüchte des K. K. Theresians ansehen, die in den Jahren 1771 bis 1775 erschienen sind.

Denis hat das Verdienst, ganz Deutschland durch seine metrische Uebersetzung der Gesänge Ossians zuerst auf diesen hohen Genius ersischer Helden- und Naturpoesie aufmerksam gemacht zu haben. Die Messiade war Sineds Erbauungs- und Musterbuch. Darum wählte er zur Verdeutschung des kaledonischen Barden den unschicklichen Hexameter. Denn so volltönend und harmonisch auch diese Versart in seinem Vortrag erscheint, so wenig stimmt diese griechische Tube zum Harfenklang der nordischen Dichterhallen. Man kann indeß mit Grunde behaupten, daß in einer schlichten Uebersetzung Ossian damals wenig oder nichts auf Deutschland gewirkt hätte.

Auf jedem Fall wurde bei Denis selbst dadurch immer mehr der Gang seiner eigenen Poesie bestimmt. In Schönbrunns Hallen begleng er die Ehrentage der Monarchie in den Festen Theresien und Josephs. Bald ertönte eine Bardenfeier am Tage Theresiens, bald ein Bardiet auf Laudon und die Helden Oesterreichs: er geleitete mit Gesang den Kaiser Joseph auf seinen Reisen, und jubelte ihm Begrüßungen bei seiner Rückkunft entgegen. Selbst andere merkwürdige Begebenheiten, wie die Belagerung von Gibraltar, feierte der Oberbarde an der Donau, so nannte er sich selbst, mit einem Bardengesang. Seine Lieder erschienen erst in einzelnen Sammlungen, zuerst in den Jahren 1768, 1769, dann

1773

1773 und 1774, dann in Verbindung mit den Ossianischen Uebersetzungen. Er hatte die Freude, davon selbst noch eine glänzende Ausgabe von der letzten Hand in 6 Quartbänden in Wien 1797 veranstalten zu können. Ueberall blickt ächte klassische Bildung durch den Geist der Alten, und ein glühender Eifer für Vaterland und Religion hervor.

Als Literator und Bibliograph ist Denis ebenfalls höchst achtungswerth. Sein Grundriß der Bibliographie diente zum Leitfaden bei seinen trefflichen Vorlesungen über die Bücherkunde. Sein gelehrtestes Werk sind indeß die Supplemente zu Maittaires typographischen Annalen, und seine Anweisung für Bibliothekare, wodurch er sich mehr als hinlänglich zu dem ehrenvollen Posten eines ersten Kustos der kaiserlichen Bibliothek und Hofraths legitimirte, womit er 1791 unter allgemeiner Zustimmung des Publikums bekleidet wurde. Als zweiter Kustos war er bei dieser Bibliothek schon seit der Aufhebung des Theresianums im Jahr 1784 angestellt. Den Schatz dieser Bibliothek verwahrte er so, daß er denen, die ihn benutzen wollten, allen Vorschub that, und selbst die Merkwürdigkeiten und Seltenheiten desselben durch Schriften bekannter machte. Der Tod unterbrach ihn in dem großen Vorhaben, die handschriftlichen Seltenheiten derselben nach und nach in Auszügen ans Licht zu stellen: als der erste Band davon erschienen war starb er den 29sten September 1800.

Denis verdiente als Mensch die allgemeinste Werthschätzung. Von seinem Orden, den er ohne Fanatismus stets ergeben blieb, hatte er nur die gründ-

liche Gelehrsamkeit und die strengste Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten beibehalten. Aber seinem biedern ächtbaierischen Sinn blieb jede unduldsame Härte und heimliche Proselytenmacherei eben so fremd, als er von jeder Theilnahme an thörichten Wiederherstellungsplanen entfernt war. Ungeschminkte Religiosität war ein Grundzug seines Charakters. Diese ehrte er in jeder Konfession, und es gehörte daher zu seinen bittersten Klagliedern, daß man Klopstocks Messias blos um des religiösen Gegenstandes willen jetzt nicht mehr lesen wolle. Gellert blieb stets sein Liebling; auf seinen Tod sang er eines seiner schönsten Lieder. Dagegen kannte er nur Wielands Supplement-Poesieen, und schwieg über alles, was nach der Züricher Periode von diesem Patriarchen des deutschen Dichterhimmels erschienen war. Aus keiner seiner Schriften lernt man Denis den Menschen besser kennen, als aus seinen im Jahre 1794 in zwei Theilen erschienenen Zurückerinnerungen, die überhaupt viel bekannter zu seyn verdienen. An seinem Sarkophag klagt die trauernde Muse mit seinen eignen Worten:

Wie unumschiffbar die hohe Scylla
Sich in der Sicilischen Fluth erhebt, so
Steht im Oceane der Zeit der Tod, und
Keiner umschifft ihn.

Der dreissigste September.

Gest. Johann Benjamin Michaelis.

Ein deutscher Dichter.

Frühe entwickelten sich die trefflichsten Talente dieses Lieblings der Musen. Schon im Jünglingsalter brachte sein dichterischer Genius Früchte hervor, die wir noch jetzt mit Wohlgefallen betrachten, und zum Theil den besten Produkten unserer klassischen Dichter an die Seite setzen. Und doch war es nur ein Vorschmack dessen, was man mit Recht von einem so vorzüglichen Kopfe, bei mehr Reife der Jahre und einem ganz ausgebildeten Geschmack, erwarten konnte. Aber ein tödtlicher Wurm nagte an der Blüthe seines Lebens, und legte ihn in ein frühes Grab.

Michaelis, geboren am 31sten December 1746, war der Sohn eines Tuchmachers zu Zittau in Sachsen. Diese Stadt hatte im siebenjährigen Kriege das Unglück, durch die Feuerkugeln und Pechkränze der Oesterreicher, größtententheils in Asche gelegt zu werden. Auch den Vater unsers Dichters traf das

Loos, daß er bei dieser traurigen Veranlassung seine Habe verlohr, und nun war er auf seine übrige Zeit ein armer Mann. Indessen that er doch was er konnte, seinem Sohne eine ordentliche Erziehung zu geben. Dieser besuchte in seiner Jugend die Schule seiner Vaterstadt, die für damalige Zeiten nicht ganz schlecht war, und sein guter Kopf machte es ihm leicht, sich allerlei Kenntnisse einzusammeln; besonders brachte er es bald, trotz der Flüchtigkeit seines Charakters, in der Latinität ziemlich weit. Ein großes Behagen fand er an der Lektüre der Schriften Gellerts und Kleists, die ihm ein günstiger Zufall in die Hände führte. Nun loderte der poetische Funken, der in ihm lag, in helle Flammen auf, und er fieng an Gedichte zu machen, die für die Zukunft viel erwarten ließen. Gegen das Ende seiner Schuljahre sandte er eines seiner Gedichte an Gottscheden, das sich einer nicht ungünstigen Aufnahme zu erfreuen hatte.

Auf das Zureden eines Zittauischen Arztes beschloß Michaelis, die Heilkunde zu studiren, und gieng in dieser Absicht und ohne Geld im Jahr 1766 auf die Universität zu Leipzig. Seine Aeltern konnten ihn mit nichts unterstützen; von öffentlichen Benefizien bekam er anfangs auch nichts, und so mußte er — in eine Zelle des ehemaligen Paulinerklosters eingeschlossen — eine zeitlang sehr kümmerlich leben. Er hörte Gottscheden, aber wider Willen, und blos, um einen Freitisch zu erhalten. Mehr Geschmack fand er an den Vorlesungen Gellerts und Ernesti's, aber anhaltender Fleiß war

weder im Hörsale noch auf der Stube seine Sache. Indessen sammelte er doch, gleichsam im Vorbeigehen, viel nützliche Kenntnisse, und sein treffliches Gedächtniß erleichterte ihm auf eine ungemeine Art alles, was er zu Lernen vorhatte.

Die Arzeneikunde, die er studiren sollte, war ihm je länger je mehr zum Ekel, und endlich entsagte er ihr ganz; selbst Philosophie und Geschichte trieb er mit lauem Eifer; jene war ihm zu abstrakt, diese zu trocken. Seine Hauptsache war die Dichtkunst; für die las er, in der übte er sich. Seine Lieblingsdichter waren, unter den Alten Virgil, Horaz und Juvenal, unter den Neuern Boileau und Opitz und dessen deutsche Nachfolger bis auf Hallern. Schon im Jahr 1766 trieb ihn die Noth Fabeln, Lieder und Satyren durch den Druck bekannt zu machen, und so mangelhaft diese Versuche im Ganzen waren, so hatten sie doch so viel schöne Stellen und verriethen so viel poetische Anlage insbesondere zur Satyre, daß sie mit Beifall aufgenommen wurden und dem Verfasser die Freundschaft Gellerts, Weiße'ns, Oesers und anderer würdigen Männer in Leipzig verschafften. Das Glück schien ihm nun günstig zu werden, und ihm seine Subsistenz zu erleichtern. Durch Oesern, der ihm einen freien Zutritt in seinem Hause gestattete, ward er mit Gleimen bekannt, auf dessen Vorsprache er ein halberstädtisches Stipendium erhielt; bald darauf gab man ihm auch ein sächsisches; endlich kam er in der Stadt in den Ruf eines Poeten, und verdiente sich manchen hübschen

Thaler durch Gelegenheitsgedichte. Ein schöner Zug seiner edlen Gesinnung ist dieß, daß er von seinem Erwerb einen Theil seinen armen Aeltern zur Unterstützung sandte.

Im Jahr 1768 fiel unser Dichter in eine gefährliche Nervenkrankheit. Er mußte sich nach Haus begeben, und ob er gleich gerettet wurde, so ließ sie doch Eindrücke hinter sich, die auf sein ganzes übriges Leben Einfluß hatten; er blieb von der Zeit an kränklich, hypochondrisch und empfindlich. Von Zittau kam er wieder nach Leipzig zurück, wo er unter andern mit Christian Heinrich Schmidt, der als Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in Gießen starb, und mit dem berühmten Aesthetiker Engel Umgang hatte. Der letzte trug zur Ausbildung seiner poetischen Talente nicht wenig bei, indem er die Arbeiten seines Freundes mit kritischer Strenge prüfte, ehe sie der Presse übergeben wurden.

Durch Weiße's Empfehlung erhielt Michaelis um diese Zeit eine Hofmeisterstelle bei einer der angesehensten Kaufmannsfamilien in Leipzig. Er gewann bald die Liebe seiner Eleven, folgte aber schon im Jahr 1770 einer Einladung nach Hamburg, um daselbst die politische Zeitung, den Korrespondenten, zu besorgen. Allein diese mühevolle, an Tag und Stunde gebundene Arbeit fand er bald zu lästig, gab sie wieder auf und nahm auf Lessings Empfehlung die Stelle eines sogenannten Theaterdichters an, die ihm Seyler, Vorsteher einer umherziehenden Schauspielergesellschaft, mit einem ansehnlichen Gehalte anbot. Allein das unstete, mühselige Leben theatralischer Wanderer

konnte ihm auch nicht lange gefallen; seine schwächliche Gesundheit machte es ihm bald unerträglich, und er entsagte ihm schon im Jahr 1771 wieder, um sich nach Halberstadt zu seinem Freunde und Wohlthäter, dem Dichter Gleim zu begeben, der ihm schon vorher Haus und Tisch angeboten hatte. Hier nun hatte Michaelis das Glück, mit dem edlen Gleim zu leben und mehrern Gelehrten von Verdienst oder Ruf, die damals in Halberstadt lebten, als Jacobi, Kl. Schmidt, Lichtwehr, Rochow, Benzler u. a. m. bekannt zu werden. Er arbeitete noch verschiedene Gedichte, Operetten, Satyren und Episteln aus, besserte auch, als seine Hektik bedenklicher ward, an seinen ältern Arbeiten. Im Julius 1772 bekam er einen Blutsturz, und im September starb er in einem Alter von 26 Jahren.

Michaelis war ein fleißiger, freimüthiger, gutherziger und munterer Mann, der bei allen Leiden zufrieden blieb und das Schicksal, das ihn, wie einen Ball hin und her warf, mit sorgenfreiem Sinn und Gleichmuth ertrug. Er pflegte sich selbst, nicht ohne Grund, mit dem englischen Dichter Gay zu vergleichen.

In verschiedenen Gattungen der Poesie versuchte Michaelis seine Kräfte, und lieferte er auch keine Meisterstücke, wie man von seinem Alter wohl nicht erwarten konnte, so sind es doch gewiß Arbeiten, die seinen vorzüglichen Dichterberuf beurkunden. Eine originelle Laune, reine, richtige und kräftige, doch dem Stoff nicht immer angemessene Sprache (die hie und da dunkel wird); in vielen Stücken eigene Erfindungen, vornehmlich aber die Gabe der feinen Ironie, mit der

Kunst leicht und witzig zu erzählen, sind Eigenheiten seiner Muse. Seine Fabeln sind in der Gellertischen Manier geschrieben, und ihr Verdienst ist Leichtigkeit der Wendung, und anziehende Munterkeit des Vortrags. Die poetische Satyre, vornehmlich die didaktisch-satyrische Epistel in Horazens Manier, war die Dichtart, worinn er's mit der Zeit am weitesten würde gebracht und vielleicht ein klassisches Ansehen erlangt haben. Er schrieb Satyren über die Pedanterie, über die Schriftsteller nach der Mode, über die Kinderzucht und über die Kunstrichter. Die meiste Vollendung haben die 6 poetischen Briefe, die er nicht lange vor seinem Tode periodisch herausgab; wichtige Gedanken und Lehren, eindringende Sprache, ächter Witz und Laune zeichnen sie aus. Die letztern Eigenschaften beleben auch seine komischen Singspiele: Walmir und Gertrude, oder, Man kann es ja probiren, in drei Aufzügen, worinn er das rührende Lustspiel in das lyrische Drama zu übertragen versuchte; Je unnatürlicher, je besser; Amors Guckkasten und der Einspruch. — Schade, daß wir keine vollständige Ausgabe von den Erzeugnissen dieses talentvollen Dichters haben.







